

LANDSBERGER GESCHICHTSBLÄTTER

102. Jahrgang 2003



Wir danken für die großzügige Unterstützung bei den Druckkosten:

DEM BEZIRK OBERBAYERN
DEM LANDKREIS LANDSBERG AM LECH
DER GROSSEN KREISSTADT LANDSBERG AM LECH
DER SPARKASSE LANDSBERG-DIESEN

LANDSBERGER GESCHICHTSBLÄTTER

102. Jahrgang 2003

Organ des Historischen Vereins für Stadt und Kreis Landsberg a. Lech e.V., gegründet 1856

INHALT

Ein jungsteinzeitliches Filialsiedlungssystem in der Talaue bei Unfriedshausen, Gemeinde Geltendorf	Guntram Schönfeld	3
Landsbergs Plätze	Klaus Münzer	9
Landsbergs Brunnen	Klaus Münzer	19
Das Hochaltarbild in der katholischen Filialkirche St. Michael in Beuern	Alois Epple	31
Lorenz Luidls Bildhauersöhne	Klaus Münzer	33
Die Erzbruderschaft vom heiligen Rosenkranz zu Hagenheim	Karl Kraus (+)	40
Die kirchliche Versorgung von Ummendorf	Emil Hartmann	49
Landschaft und Geschichte des Lechrains im Werk Peter Dörflers	Anton Lichtenstern	55
Treffpunkt Torwache – Lebenswege im zeitgeschichtlichen Schatten des Landsberger Gefängnisses	Werner Hemmrich	72
Der Landsberger Sebastian Lutz überlebte Stalingrad	Raimund Neumeyer	86
Mutter - Feiner, ein Lehrer-Schüler-Verhältnis	Hartfrid Neunzert	89
Miszellen:		
Ein Kryptogramm von 1639 beim Mohrenwirt in Landsberg	Klaus Münzer	90
Ein Schüler macht Schulgeschichte	Franz Link	90
Landsberger Erinnerungen an General Franz Halder	Anton Lichtenstern	91
Glocken aus Landsberg	Anton Lichtenstern	92
Glocken für die Weltkriege	Anton Lichtenstern	94
125 Jahre Rathausfestsaal. Festvortrag am 24.10.2003	Anton Lichtenstern	96
Buchbesprechungen:		
Christian Stücken: Der Mandarin des Himmels	Anton Lichtenstern	98
Die Stadtpfarrkirche Mariae Himmelfahrt in Schongau („Der Welf“ 2003)	Alois Epple	98
Günther Bayer: Die Malerfamilie Sichelbein 1580 - 1758, Lebensbilder u. Werke	Alois Epple	99
Werner Heinz: Reisewege der Antike. Unterwegs im Römischen Reich	Manfred Dilger	100
Reinhard Heydenreuter: Kriminalgeschichte Bayerns	Manfred Dilger	100
Berta Huttner: Falsches Zeugnis - späte Wahrheitsfindung	Elke Kiefer	101
Landsberger Rückblick 2004	Anton Lichtenstern	102
Aus dem Vereinsleben 2003	Klaus Münzer / Franz Huschka	103

Wir gedenken unserer Toten

EDITORIAL

Zum zweiten Male können unsere Geschichtsblätter im Jahresabstand erscheinen. Möglich war dies durch den Fleiß unserer Autoren und die regen Bemühungen unseres Schatzmeisters Franz Huschka. Die exzellenten Farbaufnahmen unseres Ehrenmitglieds Ernst Adolf von den Werken Lorenz Luidls und seiner Söhne veranlassten uns, auch heuer wieder trotz der Mehrkosten einen Bogen vierfarbig drucken zu lassen. - Unser Mitglied Peter Gayer speiste das Bestandsverzeichnis unserer Vereinsbibliothek auf 65 Seiten und das Gesamtregister der Jahrgänge 1-100 der „Landsberger Geschichtsblätter“ (mit Möglichkeit der Stichwortsuche) auf 162 Seiten ins Internet ein, wo sie unter „<http://www.landsberg.de>“ unter dem Stichwort „Stadtbücherei“ aufgesucht werden können. Wegen des Umfangs beider Dateien werden Sie allerdings etwas Geduld für das Aufladen dieser Dateien aufbringen müssen. Das Jahresprogramm mit Erläuterungen dagegen werden Sie unter dem Stichwort „Kulturell tätige Vereine und Institutionen“ finden, wo sich auch unser Verein vorstellt. Dies verdanken wir der Stadtarchivarin Frau Elke Kiefer und die Schlusskorrektur Herrn Werner Hemmrich.

Klaus Münzer
1. Vorsitzender und Schriftleiter

Einbandvorderseite: *St. Modestus, eines der beiden Meisterstücke von Johann Luidl (1713) in der Stadtpfarrkirche*
Einbandrückseite: *Jüngstes Gericht mit Erzengel Michael, Hochaltarbild von Franz Anton Anwander in der katholischen Filialkirche St. Michael zu Beuern (zum Beitrag auf Seite 31/32)*

AUTOREN

Manfred Dilger, Studiendirektor i.R., Eichendorffstraße 11, 86916 Kaufering
Dr.Alois Epple, Krautgartenstraße 17, 86842 Türkheim
Emil Hartmann, Pitzlinger Straße 6, 86932 Ummendorf
Werner Hemmrich, Pössinger Straße 51, 86899 Landsberg
Franz Huschka, Görlitzer Straße 29, 86899 Landsberg am Lech
Karl Kraus (+1989)
Elke Kiefer, Stadtarchivarin, Lechstraße 132 1/2, 86899 Landsberg am Lech
Anton Lichtenstern, Studiendirektor i.R., Stadttheimatpfleger, Bayerfeldstr. 3, 86899 Landsberg
Franz Link, Rechnerstraße 25b, 85540 Haar
Klaus Münzer, Studiendirektor i.R., Galgenweg 17, 86899 Landsberg
Raimund Neumeyer, Redakteur i.R., Katharinenstraße 63, 86899 Landsberg
Hartfrid Neunzert, Museumsleiter, Trautweinstraße 6, 86899 Landsberg am Lech
Dr.Guntram Schönfeld, 86916 Kaufering, Westendstraße 22

NACHWEIS DER ABBILDUNGEN

FOTOS

Ernst Adolf: 24o, 28u, 34(2), 35(4), 36(2), 37, 39, 41, 42, 43, 44, 47, 90
Archiv Historischer Verein: 9, 11, 12u, 13m+u, 14u, 21o
Archiv der JVA Landsberg am Lech: 74(2), 75, 76(2), 79o re+u, 81, 85u
Bayer.Landesamt für Denkmalpflege: 5(2), 7
Bayer.Staatsbibliothek München: 73o, 85o
Bayer. Staatsgemäldesammlungen: 10
Sammlung Emil Hartmann: 49, 50, 51
Sammlung Hemmrich: 77, 78
Barbara Huber, Schondorf: 32
Thorsten Jordan: 13o, 14o, 15(2), 16(2), 17(2), 18(2), 20u, 21u, 25(3), 26(3), 27(2), 28o, 29(2), 30(2)
Gustav Kramer: 70u
Andreas Münzer: 20o
Hans Pfister GmbH, Heinrichshofen: 54
Privat: 24u, 55(2), 56, 57, 58, 59(2), 60, 61, 63, 66, 67, 68, 70o, 71, 72(2), 79o li, 80, 82, 83, 84, 92, 93, 94, 95
Stadtarchiv Landsberg: 73u
Neues Stadtmuseum Landsberg: 86(3)
Rita Theis (Kapellenführer für den Landkreis Landsberg am Lech): 52

PLÄNE, GRAPHIKEN

Stadtarchiv Landsberg: 19
Neues Stadtmuseum Landsberg: 12o
Bayer.Landesamt für Denkmalpflege: 3, 4, 6(2)

LANDSBERGER GESCHICHTSBLÄTTER

begonnen 1902 als Zeitungsbeilage, gebunden; als Zweijahresbände bisher erschienen:

- | | |
|------------------------------|--------------------------------|
| 1. (69./70.Jahrgang) 1970/71 | 9. (87./88.Jahrgang) 1988/89 |
| 2. (71./72.Jahrgang) 1972/73 | 10. (89./90.Jahrgang) 1990/91 |
| 3. (73./74.Jahrgang) 1974/75 | 11. (91./92.Jahrgang) 1992/93 |
| 4. (75./76.Jahrgang) 1976/77 | 12. (93./94.Jahrgang) 1994/95 |
| 5. (77./78.Jahrgang) 1978/79 | 13. (95./96.Jahrgang) 1996/97 |
| 6. (79./80.Jahrgang) 1980/81 | 14. (97./98.Jahrgang) 1998/99 |
| 7. (81.-84.Jahrgang) 1982-85 | 15. (99./100.Jahrgang) 2000/01 |
| 8. (85./86.Jahrgang) 1986/87 | 16. (101. Jahrgang) 2002 |

Selbstverlag Historischer Verein für Stadt und Kreis Landsberg am Lech e.V.
Redaktion und Layout: Klaus Münzer
Gesamtherstellung: EGGGER Satz + Druck GmbH, Landsberg am Lech

Ein jungsteinzeitliches Filialsiedlungssystem in der Talaue bei Unfriedshausen, Gde. Geltendorf

von Guntram Schönfeld

Der vorliegende Aufsatz beschreibt vorläufige Ergebnisse der Grabungskampagnen 2000 und 2002 in einer Feuchtbodensiedlung der Altheimer Kultur, die seit 1994 vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege (BLfD) ergraben wird. Aus den Entdeckungen erwächst die Erkenntnis, dass das Dorf bei Unfriedshausen in Wirklichkeit Teil eines größeren Geflechts von Siedlungen gewesen ist. Inzwischen kann man von zwei getrennten Siedelplätzen – genannt Unfriedshausen-West und Unfriedshausen-Ost – sprechen, die sich jeweils als mehrphasig erwiesen haben (Abb. 1). In diesem Beitrag geht es um die in Unfriedshausen-Ost erzielten Ergebnisse.

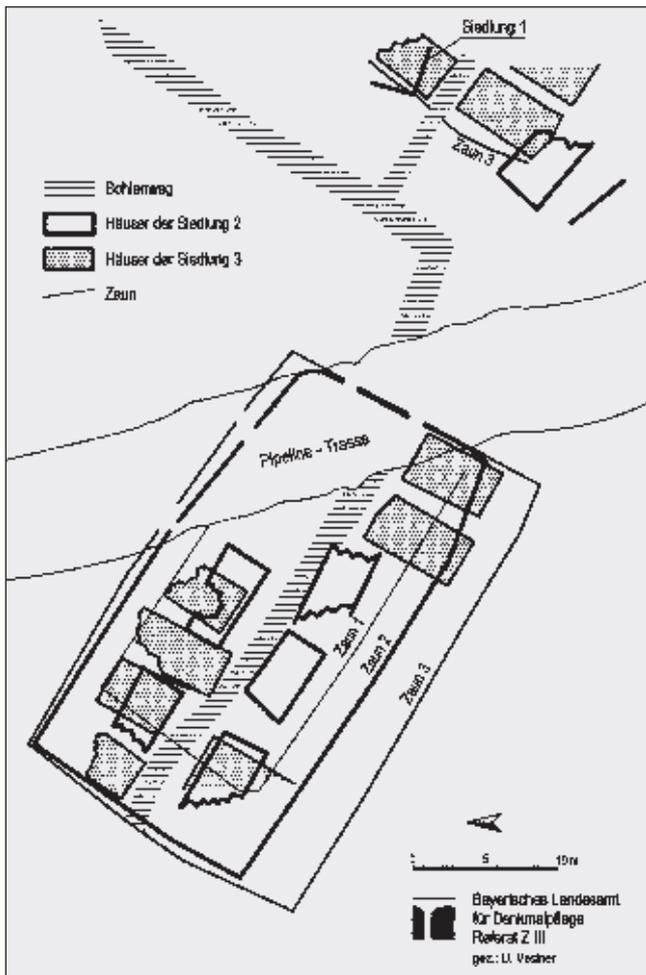


Abb. 1 Die jungsteinzeitlichen Siedlungen Unfriedshausen-West und Unfriedshausen-Ost. Den Verbindungsweg benutzten die Bewohner gemeinsam.

Die Entdeckung eines Dorfes der späten Jungsteinzeit bei Unfriedshausen, Gde. Geltendorf, geht auf das Jahr 1986 zurück, als eine Pipeline vorgeschichtliche Holzkonstruktionen durchschnitt. Kreisheimatpfleger Dr. A. Huber meldete den Befund seinerzeit dem BLfD und unternahm im Trassenverlauf auch eine eigene Ausgrabung¹.

1994, als die zunehmende Austrocknung der Fundstelle offenbar wurde, beschloss das BLfD, Ausgrabungen aufzu-

nehmen². Vorangegangene Maßnahmen, insbesondere im Jahr 1987 durchgeführte Bohrungen im Umkreis der Fundstelle, sollten näheren Aufschluss bringen. Nach dem Ergebnis dieser Voruntersuchung waren noch etwa 100 qm unversehrter Siedlungsfläche zu erwarten. Dem BLfD ging es 1994 um eine schnelle Aktion, in deren Verlauf die verbliebene Fläche während dreier Grabungsmonate ausgegraben und dokumentiert werden sollte. Doch die Grabung des Jahres 1994 gab dem als Rettungsgrabung geplanten Unternehmen eine andere Richtung. Es stellte sich heraus, dass es ganz unmöglich war, die mehrphasige Siedlung auf die Schnelle zu ergraben. Die Suche nach einem neuen, schnelleren als dem in Pestenacker gewählten und in vielen süddeutschen und schweizerischen Feuchtbodengrabungen erprobten Grabungsverfahren hatte uns versuchsweise zu neuer Vorgehensweise bewogen. Es wurden weit größere Grabungsflächen als üblich gewählt, die Häuser dafür aber regelmäßig mit einem Hilfsprofil exakt quer geschnitten, ein neues Tagebuch- und Dokumentationssystem eingeführt. Ohne in die Details gehen zu wollen: Das Ergebnis war ernüchternd. Es war eine nachdrückliche Erinnerung daran, dass man im Feuchtboden mit schneller Ausgraberei wenig versteht von dem, was im Boden Schicht für Schicht freigelegt wird. In Unfriedshausen kommt hinzu, dass die Befunde durch Schichtenpressung in hohem Grad miteinander „verwirrt“ sind. Schnelles, also grobes, nicht strengstens an den Schichten ausgerichtetes Graben führt dazu, dass man Schichten verliert, sie nicht mehr korrekt sieht, deshalb nicht konsequent abgräbt, sie schließlich keiner Bauphase zuordnen und daher auch ihre Bedeutung nicht verstehen kann. Stehen gebliebene Schichtreste tun ein Übriges und stiften noch mehr Verwirrung.

Obwohl sich die Finanzausstattung rasch verschlechterte, gelang es, weitere Grabungskampagnen während der Jahre 1995, 1997, 1998, 1999, 2000 und 2002 – nun in feuchtbodengemäßer Arbeitsweise – zu initiieren (Abb. 3). 1999 war die Anlage nach unseren Maßstäben weitgehend fertig ergraben.

Die Grabungspläne zeigten zu diesem Zeitpunkt eine 35 x 22 m große Anlage, die von einem Zaun umschlossen wurde (Abb. 1). Innerhalb des Zauns fand sich ein Hauptweg, zu dessen Seiten je eine Reihe kleiner Häuser angelegt war. Die Häuser und der Zaun sind dreimal neu angelegt worden. Der Weg entwickelte sich aus der Siedlung heraus und konnte bis zum Talrand hin verfolgt werden.

Parallelen in Pestenacker (Abb. 2)

Das Ensemble zeigt deutliche Parallelen zur Siedlung bei Pestenacker, Gde. Weil, die nur ca. 500 m weiter nördlich im Boden ruht. Im Detail treten die Gemeinsamkeiten noch stärker hervor. Sie sind schon einmal in dieser Zeitschrift geschildert worden³. Für den mit der Sache nicht vertrauten Leser seien sie dennoch kurz vorgetragen. Beide Siedlungen

1 A. Huber, Die jungneolithische Feuchtbodensiedlung von Unfriedshausen, Gemeinde Geltendorf, Landkreis Landsberg am Lech, Oberbayern. Arch. Jahrb. Bayern 1987, (1988) 48 ff.

2 G. Schönfeld, Ein jungsteinzeitliches Dorf im Moor bei Unfriedshausen. Landsberger Geschichtsblätter 95/96, 1996/97, 3 ff.

3 G. Schönfeld, Ein jungsteinzeitliches Dorf im Moor bei Unfriedshausen. Landsberger Geschichtsblätter 95/96, 1996/97, 14. Inzwischen wurden – gemäß dem Forschungsstand – die Bau- und Siedlungsphasen in Unfriedshausen neu geordnet. Die als „kleine Birkenholzumfriedung“ bezeichnete Bauphase ist nun Siedlung 1. Die frühere Siedlung 1 wird nun als 2 bezeichnet, die ehemalige Siedlung 2 heißt jetzt 3.

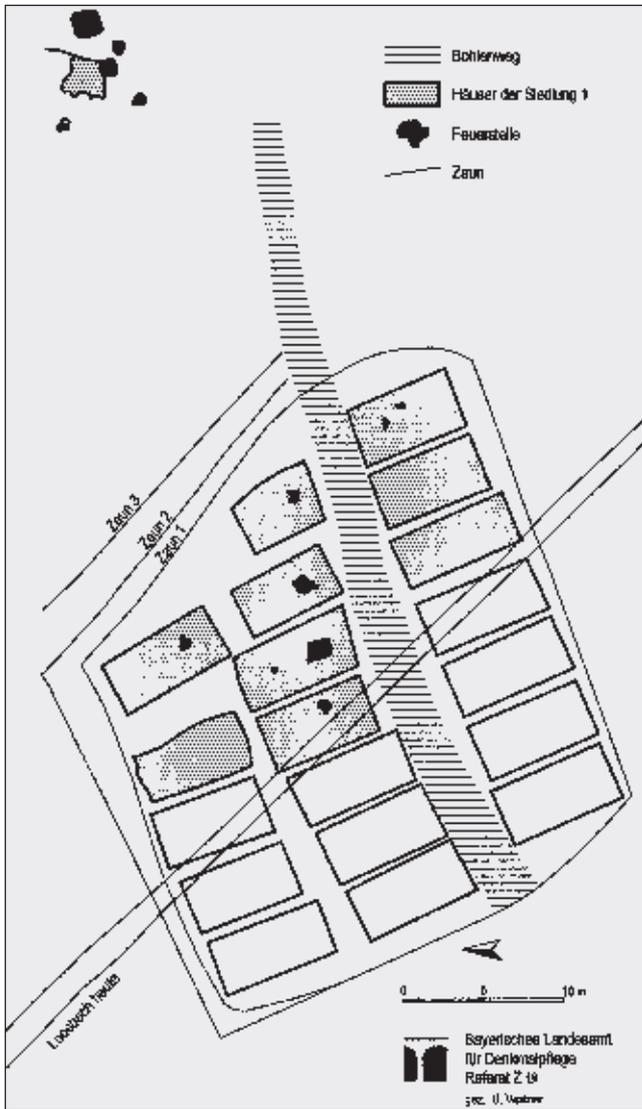


Abb. 2 Die jungsteinzeitliche Siedlung von Pestenacker, Gde. Weil (Siedlung 1)

- Pestenacker und Unfriedshausen - wurden von einem Flechtwerkzaun umhegt. Der Zaun besitzt ein Schwellholz, vor dem dünne Pfähle in den Grund gedreht wurden. Um diese dünnen Pfähle hat man dann mehrere Meter lange, von Natur aus gewundene Erlen- und Birkenäste geschlungen. Stabilität verlieh dem Bauwerk, dessen Höhe man nicht kennt, eine stets an der Außenseite vorgesetzte und mit Bast verbundene Pfahlreihe aus ca. 15 cm dicken Eichen. Zum Zweck des Bauwerks habe ich mich schon geäußert. Nach meiner Meinung handelt es sich um eine Einfriedung, die Haustiere in der Siedlung zurück hielt und überdies Schutz vor Raubtieren bot.

Eine andere Parallele zu Pestenacker liegt in der Fortführung des Hauptweges als Verbindungsweg zum Talrand. Ein beidseits von Pfählen gesäumter Verbindungsweg findet sich an beiden Fundstellen. In Unfriedshausen war er wesentlich besser erhalten und man konnte erkennen, dass es sich um einen Knüppelweg gehandelt hat.

Auch die Baustruktur der Siedlungen gleicht sich. In Pestenacker wie in Unfriedshausen wurden kleine Wohnhäuser in zwei oder drei Reihen beidseits des Hauptweges angeordnet. In der Frühphase waren die Gebäude achsenparallel zum Hauptweg ausgerichtet, später waren sie giebelständig.

Die Häuser von Pestenacker und Unfriedshausen sind sich auch von der Bauweise her ähnlich. Es scheint sich ausnahmslos um Wohnhäuser, eventuell mit angegliedertem Stallteil zu handeln. Die Maße liegen stets um 3,25 x 7,00 m bis 4 x 8 m. Die lehmeworfenen Bretterwände umschließen

einen Flur, einen Wohn- und Küchenraum mit großer Feuerstelle. Auf ungefähr einem Drittel des Gebäudeinneren scheint zeitweise Vieh untergebracht worden zu sein.

Schließlich sei noch die topografische Lage beider Stationen in den Vergleich einbezogen. Da in Unfriedshausen kein Altwasser des Loosbachs zwischen Dorf und Terrasse gefunden wurde, muss der Loosbach in damaliger Zeit westlich, also talseits ungefähr in der Position des heutigen Loosbachs geflossen sein – ein Schluss, für den sich auch weitere Beweise finden lassen, die hier nicht darzustellen sind. In Pestenacker floss der Bach unmittelbar östlich der Siedlung.

Der Weg ins Moor

1999 galt die Untersuchung als so gut wie abgeschlossen. Vorsichtshalber wurden um die Siedlung herum Sondagegräben in alle Himmelsrichtungen gezogen. Dabei kam es zu jenen Entdeckungen, die eigentlich weitere Nachgrabungen erforderlich machen würden. Zunächst wurde eine Holzlage aufgedeckt, die sich als Abzweig des Verbindungsweges erwies (Abb. 4). Die daraufhin erweiterte Grabungsfläche zeigte einen mehrlagigen Knüppelweg, zu dessen Seiten nach einigen Metern Pfosten und Estrichlehmreste auftauchten - Merkmale, die gewöhnlich Hausbefunde ankündigen. Der geheimnisvolle Weg führte nach Südosten, tiefer ins Moor.

Um die sich andeutenden Baureste abzuklären, wurden im Jahr 2000 und, als das nicht reichte, 2002 Grabungskampagnen auf den Weg gebracht. Es war ein recht geheimnisvoller Befund, der sich da abzeichnete. Zu jenem Zeitpunkt im Jahr 2000 schien alles möglich. Wir hatten in jahrelanger Arbeit die eigentliche Siedlung abgetragen, daran bestand kein Zweifel. Was sonst konnte uns außerhalb des Dorfes erwarten? Wir spekulierten: Vielleicht Getreidespeicher, denn innerhalb der Siedlung waren ausschließlich sehr gleichförmige Wohnhäuser gefunden worden? Oder Ställe? Dafür könnten Dungpakete sprechen, die auch in und unter den neuen Häusern gefunden wurden. Nachdem erste dendroarchäologische Ergebnisse vorlagen⁴, bestand Grund zu der Annahme, dass es sich um die Vorgängersiedlung handeln müsse, an der wir arbeiteten. Aber dagegen sprachen bald ebenfalls vorhandene jüngere, mit der ergrabenen Ansiedlung zeitgleiche Befunde. Überlegungen wurden angestellt, wonach Ausgestoßene, Aussätzige oder Kranke ihr Domizil außerhalb der Ansiedlung hätten aufschlagen müssen. Von feuergefährlichen Gewerken – etwa Töpferei oder Metallhandwerk - war dann die Rede, die ihre Betreiber aus Gründen der Feuersicherheit außerhalb hätten betreiben müssen. Schließlich wurde erwogen, ob es sich um eine Schamanenbehausung handeln könne. Ein großes Haus, das sich abzeichnete, hätte ebenso dafür sprechen können wie die scheinbar abseitige Wohnlage, für die es Beispiele gibt. Von alldem hat sich nichts bestätigt. Es gab keine Kupferreste und keine Mengen von Töpferwaren in dem Areal. Der Getreidefund beschränkte sich auf ein – verbranntes - Haus. Auch der Gedanke an eine Schamanenbehausung findet in den Funden keinerlei Unterstützung. Das auffällig große Haus löste sich durch die Grabung in die Reste mehrerer Kleinhäuser auf. Einem vorläufigen Ergebnis hat uns erst die Planigrafie - die flächenhafte, nach Phasen aufgelöste Darstellung der Baureste - sowie die Dendrochronologie näher gebracht⁵. Wir haben es offenbar mit weiteren Siedlungsbefunden zu tun. Die neu ergrabenen Reste östlich der

4 F. Herzig, Geltendorf-Unfriedshausen 1998/1999, dendrochronologische Untersuchung. Unveröffentl. Gutachten 2002.

Ders., Geltendorf-Unfriedshausen 2000. Unveröffentl. dendrochronologisches Gutachten, 2002.

5 F. Herzig, Unfriedshausen 2002, Untersuchung der Holzfunde. Unveröffentl. dendrochronologisches Gutachten, 2003.



Abb.3 Die Ausgrabung Unfriedshausen-Ost in Betrieb – von Norden aus betrachtet

allmähliche Auslaufen der Fundamenthölzer im rückwärtigen Gebäudeabschnitt. Dessen humose, organogene Füllung an Stelle eines Holzfundaments lässt vermuten, dass sich – wie üblich – im rückwärtigen Gebäudeabschnitt ein Stall befunden hat.

Von einem zweiten Gebäude, das dem zuvor beschriebenen unmittelbar nördlich des Weges gegenüber liegt, ist nur die Giebelseite und ein kleiner, wohl überdachter Vorplatz erhalten. Entlang der Westseite des zuerst genannten Hauses ruhen einige Langhölzer auf Unterzügen, wahrscheinlich Relikte eines zaunparallelen Weges, wie er in Pestenacker nachgewiesen werden konnte. Unmittelbar westlich dieses Weges stehen Zaunpfosten.

seit 1986 bekannten Siedlung bzw. östlich des langen Verbindungsweges zum Talrand bezeichnen wir als Unfriedshausen-Ost, die altbekannte Station mit ihrer rechteckigen Umzäunung als Unfriedshausen-West.

Schon in Unfriedshausen-West hatten wir erlebt, wie stark die Befunde der verschiedenen Phasen miteinander verwirrt waren und wie schwer sie sich voneinander trennen ließen. Doch Unfriedshausen-Ost übertrifft in dieser Hinsicht alles bisher Dagewesene. Kunterbunt lagen Hölzer und Estrichreste der verschiedenen Phasen durcheinander. Feuerstellen waren durch ihr Gewicht abgesunken und hatten vereinzelt sogar zwei Bauphasen durchdrungen. Ältere Fundamenteile waren in jüngere Bauten einbezogen worden. Besonders überrascht ein ungewöhnliches Maß an Zerstörung der älteren Bauphasen. Es fehlen Pfosten, die offensichtlich einer anderen Verwendung zugeführt worden sind. Es fehlen große Mengen liegender Hölzer. Und es fehlen anscheinend auch Estriche. In einer ersten Durchsicht ist es deshalb nur beschränkt gelungen, die Bauphasen zu unterscheiden und die ehemals vorhandenen Baulichkeiten auf dem Papier nachzuzeichnen. Immerhin war es möglich, zwei jüngere Bauphasen von älteren Resten abzuheben.

Unfriedshausen-Ost, Siedlung 3

(Abb. 5)

Der weiter oben beschriebene, vom Verbindungsweg in südlicher Richtung abzweigende Seitenweg der Siedlung 3 (Abb. 4, 5) hat uns auf die Spur von Unfriedshausen-Ost gebracht. Nach einigen Metern schließt der Giebel eines halbwegs vollständig erhaltenen Hauses unmittelbar an den Weg an. Das 7 m lange und 4 m breite Gebäude besitzt ein Fundament aus Unterzügen und einer darauf ruhenden Fundamentholzlage aus dünnen Stämmen, die in Achsenrichtung verlegt sind. Die Einteilung der Räumlichkeiten scheint die auch aus Pestenacker bekannte zu sein. Im Giebel und dem Weg zugewandt befindet sich eine große, mit Estrich verkleidete Fläche, in deren Mitte sich eine Feuerstelle andeutet. Eine kleine Fläche an der Ostwand ist nicht mit Estrichlehm bestrichen worden. Hier könnte sich ein Flur wie in Pestenacker, Haus 1 und 10, befunden haben. Auffällig ist das

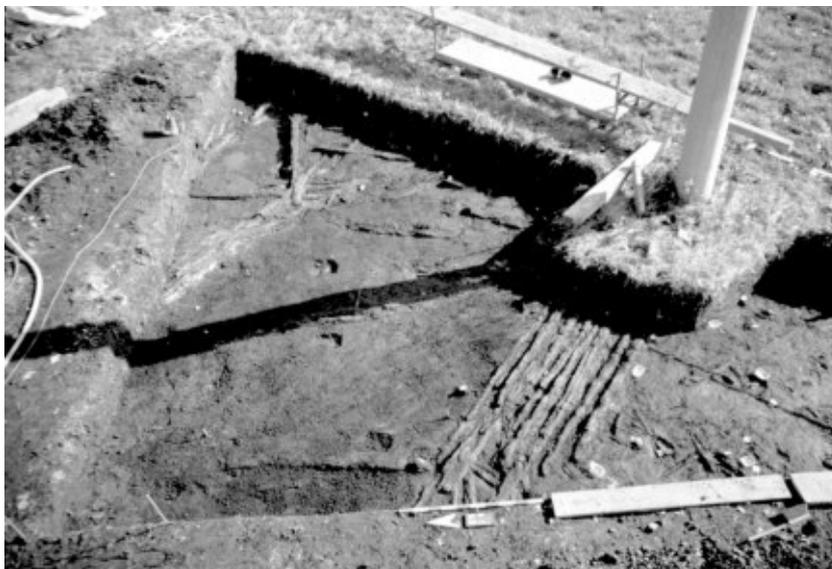


Abb. 4 Der Schritt vom Wege: Seitenweg, der zur Entdeckung von Unfriedshausen-Ost führte

Das zugehörige Flechtwerk hat sich leider nicht erhalten.

Zusammenfassend gehört zur Siedlung 3 ein Hauptweg, der eine zweizeilige Bebauung mit Wohnhäusern bekannter Bauweise erschließt. Der Hauptweg mündet in den Verbindungsweg zum Talrand ein. Ferner ist vermutlich ein zaunparalleler Weg vorhanden. Diese Merkmale stellen sicher, dass an dieser Stelle eine weitere Siedlung der Altheimer Kulturgruppe mit einer der Station Unfriedshausen-West vergleichbaren Struktur existiert.

Überraschungen bietet auch die Datierung der Baureste. Nach F. Herzig datieren einige der wenigen datierbaren Hölzer in die Jahre 3527 – 3517 v. Chr. Damit ist die neu entdeckte Siedlung 3 in Unfriedshausen-Ost als zeitgleich mit der ebenfalls jüngsten Siedlung 3 in Unfriedshausen-West anzusetzen.

Unfriedshausen-Ost, Siedlung 2

(Abb. 6)

Unter, neben und zwischen den Bauresten der Siedlung 3 fanden sich Befunde einer unmittelbar vorhergehenden Bauphase, die den Dendrodaten zufolge parallel zur Siedlung Unfriedshausen-West 2 um 3537 v. Chr. errichtet worden ist und die wir als Unfriedshausen-Ost, Siedlung 2 bezeichnen.

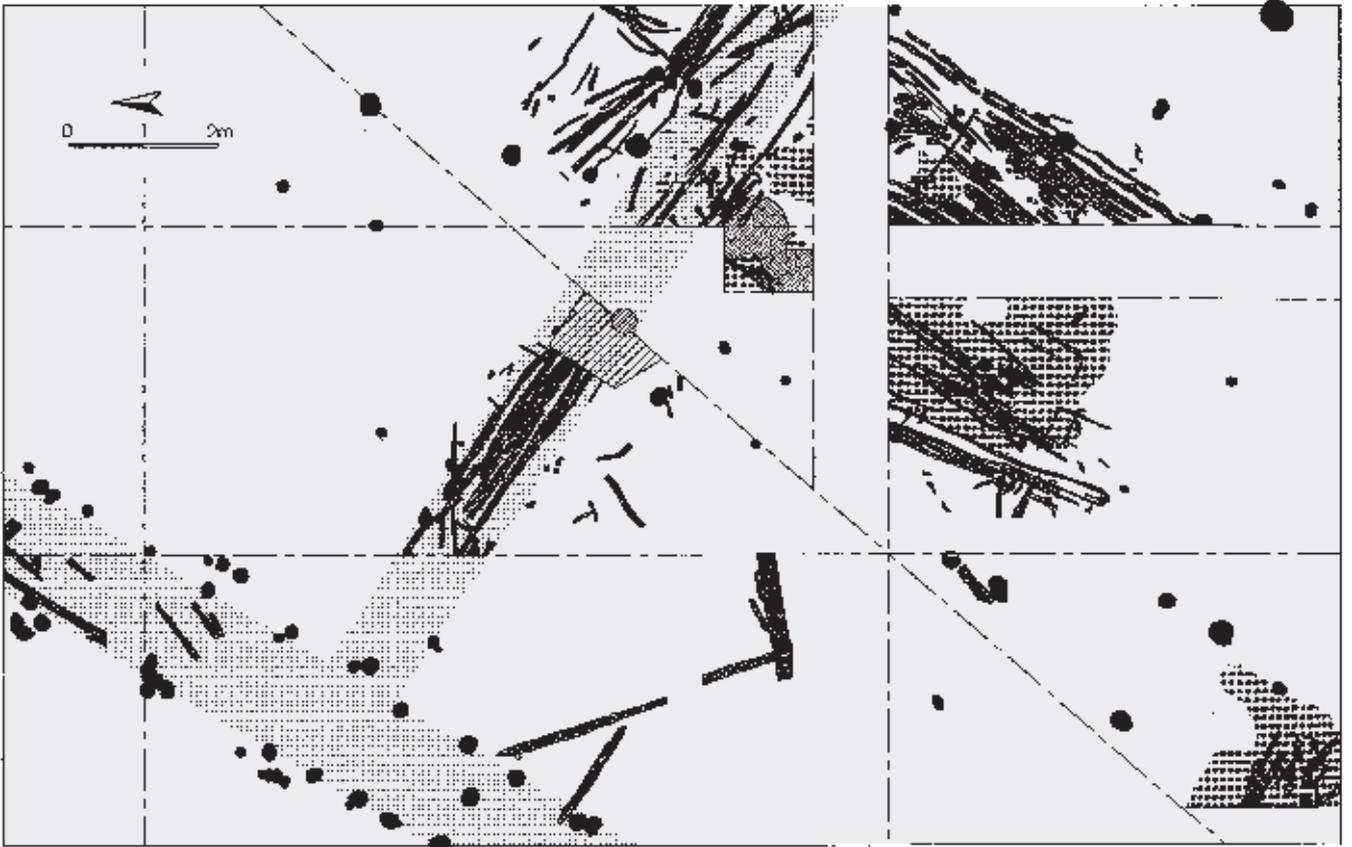
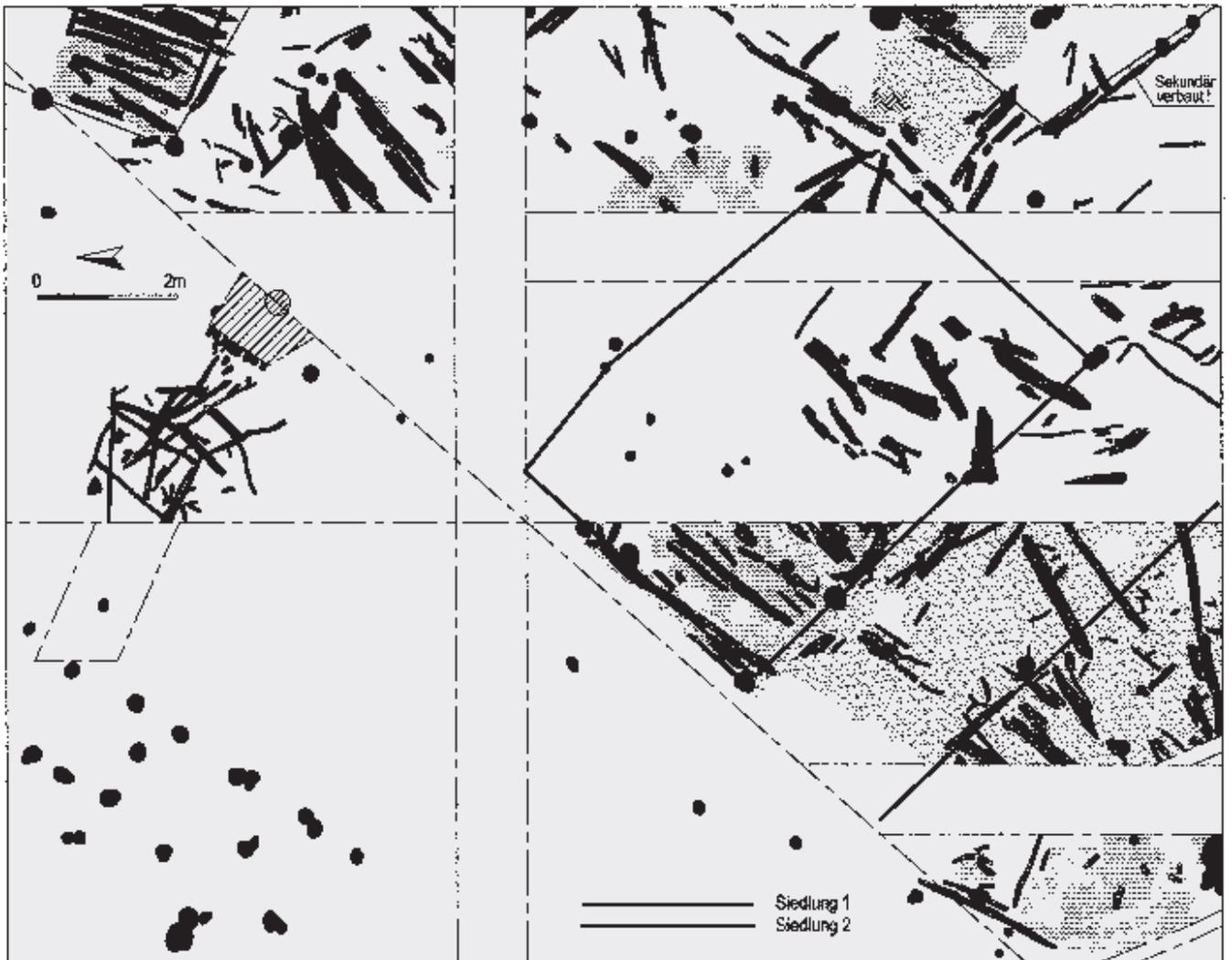


Abb. 5 Unfriedshausen-Ost, Siedlung 3. Im Vordergrund der Seitenweg, dahinter die beiden Hausbefunde.

Abb. 6 Unfriedshausen-Ost, Reste der Siedlungen 1 und 2



Dass diese älteren Baureste schlecht oder nur teilweise konserviert sind, während der darüber liegende jüngere Befund sich gut erhalten hat, ist eine ungewöhnliche Befundlage. Im Allgemeinen nimmt die Erhaltung – jedenfalls in Moorsiedlungen – nach oben hin kontinuierlich ab – die Siedlung von Pestenacker ist ein gutes Beispiel dafür. Wenn dies in Unfriedshausen-Ost 2 anders ist, dann müssen dem besondere, zerstörerische Einflüsse oder Ereignisse zugrunde liegen. Was sagen die Befunde dazu aus? In situ liegende größere Fundamentreste sind in Unfriedshausen-Ost 2 nicht mehr vorhanden: Im allgemeinen finden sich einzelne Bretter, die, obschon gut erhalten, nicht mehr im Verband ruhen, doch andeutungsweise die ehemalige Lage ahnen lassen. Es fehlen eigenartigerweise 60 - 80 Prozent aller Liegenden Hölzer. Viele Liegende Hölzer sind angesengt. Ein Haus in der Mitte der Grabungsfläche war erkennbar verbrannt und erbrachte ungewöhnliche 30 - 40 Liter verbrannten Getreides. Das ganze Arrangement deutet sicher nicht auf ein kriegerisches Ereignis. Eher muss man davon ausgehen, dass nach einem Brand verwendungsfähiges Holz eingesammelt und anschließend eine Planierung durchgeführt worden ist, weshalb auch flächenhafte Estrichreste fehlen.

Bei der Beschreibung der Befundreste von Unfriedshausen-Ost 2 beschränke ich mich auf wenige Sätze und verweise zur Darstellung auf Abb. 6. Eine konsequente Durcharbeitung der Befunde steht noch aus.

Nach dem Beispiel der Siedlung Unfriedshausen-Ost 3 ist davon auszugehen, dass auch die darunter liegende Siedlung 2 einen Verbindungsweg zum Talrand besessen hat. Stratigrafisch älteres Astwerk mag darauf deuten, dass dieser Weg unter dem der Siedlung 3 zu suchen ist. Andernfalls wäre der Zugang weiter südwestlich zu suchen, wo sich auch ein Weg befindet. An beiden Stellen öffnet sich eine Gasse, die im Siedlungsinnen als typischer Bohlenweg mit quer zur Laufrichtung verlegten Hölzern gestaltet ist. Beidseits der breiten Gassen lagen Reste von wenigstens zwei parallel zueinander ausgerichteten Häusern. Bemerkenswert ist, dass die Häuser eine andere Achsrichtung aufweisen als die Bauten der Nachfolgesiedlung Unfriedshausen-Ost 3. Dieser Richtungswechsel lässt sich auch in den Siedlungen von Unfriedshausen-West beobachten. Die Giebel der zeitgleichen Siedlungen Unfriedshausen West 2 und -Ost 2 weisen nach Nordwesten, während die der Siedlungen Unfriedshausen-West 3 und -Ost 3 nach Nordosten zeigen. Die Gebäudegröße bewegt sich im üblichen Rahmen, etwa 4 x 8 m oder geringfügig darunter. Auch während der Siedlung 2 sind die Wohnräume mit Estrich flächig ausgekleidet und nach Nordwesten zum Weg hin orientiert gewesen.

Die ältesten Befunde in Unfriedshausen-Ost (Siedlung 1)

Die allerältesten Befunde sind in Abb. 6 gesondert als „Siedlung 1“ markiert worden. Es handelt sich um einen Hausrest im äußersten Nordosten der Grabungsflächen (Abb. 7) sowie ein Hauseck im Osten, dessen Schwellrahmen halbwegs intakt geblieben ist. Freilich besteht der starke Verdacht, dass dieses Haus letztendlich der Phase 3 zuzuschreiben ist – und so ist es auch markiert. Das Haus scheint teilweise aus sekundär verbauten Hölzern errichtet worden zu sein. Hinzu kommen einige verstreute Hölzer, die gleichfalls weit älter als die Siedlungen 2 und 3 sind. Übrigens waren auch die Hölzer dieser ältesten Befunde angesengt. Sämtliche Hölzer, die in der Abb. 6 als Phase 1 zusammengefasst wurden, sind erheblich älter als alles, was bisher in Unfriedshausen gefunden worden ist. Das Fälldatum eines einzelnen Bretts liegt bei 3813 v. Chr. Eine kleine Gruppe von Brettern datiert um 3760 v. Chr. Andere Hölzer reichen bis zu 3670 v. Chr. zurück. Auch bei der Ausgrabung in

Pestenacker ist ein einzelnes, gegenüber den anderen Bauhölzern rund 300 Jahre älteres Brett gefunden worden, dessen Herkunft rätselhaft geblieben ist. Bei keinem dieser uralten Bauhölzer handelt es sich um Pfosten. Insofern ist davon auszugehen, dass die Bretter überwiegend sekundär in Unfriedshausen-Ost verbaut worden sind. Doch woher stammen sie? Dafür gibt es nur eine einzige Lösung: aus nächster Nähe – und dort harren mehrere Siedlungen der Altheimer Kultur ihrer Entdeckung. Ihr Standort ist vermutlich in östlicher bis südöstlicher Richtung zu suchen. Ein erster Befund ist – wie beschrieben – in der Nordostecke der Grabungsfläche 2002 zu Tage getreten (Abb. 8). Dass es sich um mehrere Siedlungen handeln muss, die noch nicht entdeckt sind, geht aus dem höchst unterschiedlichen Alter der sekundär verbauten Hölzer hervor. Die Standzeit damaliger Häuser beträgt, wie man weiß, allenfalls bis zu 20 Jahren. Offensichtlich hat man sich an unterschiedlich alten Ruinen günstig mit Bauholz eingedeckt. Mit etwas Glück werden wir mit Hilfe der Archäomagnetik, durch Abbohren des Geländes und durch Sondagen fündig werden. Haben wir Pech, stammen die Bretter von früheren Ansiedlungen auf der Terrasse. In diesem Fall wird keine Spur mehr zu finden sein, weil die Böden der Jungsteinzeit längst aberodiert sind. Die Erosionsverluste seit der Jungsteinzeit betragen einen Meter und mehr – jedenfalls am Terrassenrand.

Vergleichsbefunde aus Pestenacker (Abb. 2)

Als in den frühen 1990er Jahren die Ausgrabung in Pestenacker nach Osten in Richtung Hang bis an die Staatsstraße ausgedehnt wurde, trat ein Verbindungsweg zu den landwirtschaftlichen Flächen auf der Terrasse zutage. Zusätzlich wurden in dem durch frühere Betten des Loosbaches gestörten Gelände wenige Meter nordöstlich dieses Weges Sied-



Abb. 7 Unfriedshausen-Ost. Fundamentrest der Siedlung 1 von Norden

lungsbefunde entdeckt, darunter eine Estrichfläche, mehrere Feuerstellen und zahlreiche Funde⁶. Leider wurden die Baureste nur knapp unter der Oberfläche und weit oberhalb des Grundwasserspiegels angetroffen, so dass keine Hölzer erhalten waren. Bei der Datierung der Funde musste daher die Dendrochronologie entfallen. Der anfängliche Gedanke, wonach es sich bei diesen rätselhaften Siedlungsbefunden außerhalb des umzäunten Dorfs um eine jüngere Ansiedlung handeln könnte, war nach der Durchsicht der Funde schnell widerlegt. Die Funde zeigten, dass es sich um mit der Gründungszeit der Siedlung zeitgleiche Befunde handelt – ein Ergebnis, das inzwischen durch C-14-Daten bestätigt ist⁷. Doch erst, als Unfriedshausen-Ost entdeckt wurde, waren wir uns sicher: Auch am Talrand bei Pestenacker hat eine Schwestersiedlung gestanden.

Von den Mineralböden Südbayerns liegen zahlreiche Hinweise auf Altheimer Siedlungen vor, die sich auf engem Raum zusammenballen, oft in Verbindung mit den m.E. als eingehetzte Siedlungen zu betrachtenden altheimzeitlichen Erdwerken⁸. Dass die Feuchtbodensiedlungen wahrscheinlich eine topografisch angepasste Variante der Grabenwerke darstellen, dafür wurden inzwischen Hinweise vorgetragen. U.a. wurde auch auf Siedlungsbefunde außerhalb der Grabenwerke hingewiesen (Abb. 8)⁹. Als Beispiel nachzutragen und hervorzuheben ist hier die altheimzeitliche Höhensiedlung vom Sallmannsberg bei Landshut¹⁰. Dort formieren sich mutmaßliche Kellergruben im Gelände überdeutlich zu Gruppen. Es sind Befunde, die, in den Mineralböden übertragen, ein ähnliches Siedlungsmuster liefern wie Pestenacker und Unfriedshausen.

Ein Interpretationsvorschlag - Filialsiedlungen?

Der Zusammenhang zwischen Feuchtboden- und Mineralbodensiedlungen der Altheimer Kultur ist vermutlich der Schlüssel zum Verständnis des vorliegenden Siedlungssche-

mas. B. Engelhardt hatte erstmals bei Siedlungskonzentrationen der Altheimer Kultur im Isartal eine Interpretation als Clansiedlungen erwogen. Nach meiner Ansicht war die als Voraussetzung dieser Hypothese erforderliche präzise zeitliche Auflösung nicht gegeben, weshalb die Siedlungskonzentrationen sich eher als zeitlich nacheinander errichtete Siedlungen entpuppen würden. Die Ergebnisse aus Pestenacker und vor allem aus Unfriedshausen zeigen nun, dass beides – gleichzeitige und später folgende Errichtung von Filialsiedlungen – geschehen ist. Offensichtlich gibt es Siedlungen, die später entstehen und ins Filialsiedlungssystem integriert werden. Daneben kommen aber auch zeitgleich entstandene Schwestersiedlungen vor. Die letzteren – hier nun erstmalig in aller Eindeutigkeit als gleichzeitig nachgewiesen – lassen sich angesichts der engen Nachbarschaft der Siedlungen und angesichts der Nutzung gemeinschaftlicher Infrastruktur einzig als Ausdruck familiärer, verwandtschaftlicher oder enger totemistischer Beziehungen verstehen. Man wird daher nicht fehlgehen, diese Siedelweise als Filialsiedlungssystem zu bezeichnen und darin einander verbundene Clans als Bewohner zu vermuten.

- 6 G. Schönfeld, Ein Wohnstallhaus aus der jungneolithischen Talbodensiedlung von Pestenacker. Arch. Jahr Bayern 1991 (1992), 44 m. Abb. 19 – „Siedlung II“.
- 7 Insgesamt 12 C14-Daten. Unveröffentl. Briefwechsel mit Prof. Dr. H. Willkomm u. Dr. H. Erlenkeuser, beide Institut für Reine und Angewandte Kernphysik der Universität Kiel.
- 8 B. Engelhardt, Die Altheimer Feuchtbodensiedlung Ergolding-Fischer-gasse bei Landshut und ihr Hinterland. Vorträge des 12. Niederbayer. Archäologentages 1994, 41 ff., besonders 65 ff. m. Beilage 2.
- 9 G. Schönfeld, Bau- und Siedelstrukturen der Altheimer Kulturgruppe. Ein Vergleich zwischen Feuchtboden- und Mineralbodensiedlungen. Vorträge des 19. Niederbayer. Archäologentages, 2000 (2001), 17 ff. Mit ergrabenen Umfeld beispielsweise ebda. Abb. 5, 11, 13.
- 10 K. Böhm u. H. Brink, Das jungsteinzeitliche Siedlungsareal „Sallmannsberg“ bei Landshut, Niederbayern. In: B. Engelhardt u. K. Schmotz (Hrsg.), Vorträge des 4. Niederbayer. Archäologentages 198) 51 ff.



Abb. 8 Altheimzeitliches Grabenwerk Köfering-Kelleräcker, Ldkr. Regensburg

Abbildungsnachweis:
Alle Abbildungen: Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege

Landsbergs Plätze - einst und jetzt

von Klaus Münzer¹

Der Hauptplatz

Die Anlage des Platzes und der anliegenden Häuser

Als in der 2.Hälfte des 13.Jahrhunderts unter dem letzten Staufer Konradin (+1268) oder seinem Schwiegervater und Hauptberben, dem bayerischen Herzog Ludwig dem Strengen, die Kernstadt von Landsberg planmäßig angelegt wurde, gruppierten sich die einzelnen Hausparzellen um den dreieckigen Platz, dessen Form sich nach der Hangkante des Schlossberges richten musste und deshalb nicht, wie vergleichbare wittelsbachische Stadtgründungen dieser Zeit, ein Rechteck bilden konnte. So ergab es sich, dass nur die längere West- und die kürzere Nordseite des Platzes gerade Häuserfluchten bildeten, während die Parzellen der Ostseite, der an der Hangkante vom Einschnitt der (Alten) Bergstraße zur Lechbrücke führenden Salzstraße folgend, eine geschwungene Baulinie bildeten. Alle Hausparzellen am Platze verliefen zunächst in schmalen Streifen von den Platzrändern aus, so dass sich giebelständige Hausfronten am Platze ergaben. Allerdings gab es zwei verschiedene Giebelbreiten, wie sich aus den Kellerplänen und der entweder geraden oder ungeraden Zahl der Fensterachsen der Hausfronten ablesen lässt². Wohlhabendere, wie die Weinwirte und Salzhändler, erweiterten wohl bald ihr Anwesen durch Zukauf eines oder zweier Nachbarhäuser, so dass fünf- oder sechsachsige Fensterfronten entstanden. Bei einem Umbau dieser Häuser baute man sie statt giebel- nun traufständig, wie etwa die Weinwirtschaften mit den Hausnamen „zur Glocke“ (Nr.112) oder „zum Mohrenkopf“ (Nr.148, heute Gasthof zum Mohren).

1 Vorveröffentlichung im 12. Weihnachtsmagazin für die Stadt Landsberg 2001, Verlagsbeilage des „Landsberger extra“ v. 28.11.2001 und des „Landsberger Tagblatt“ vom 30.11.2001; nun durch Quellenangaben und Anmerkungen erweitert

2 Dietrich, Dagmar: Die Kunstdenkmäler von Bayern. Neue Folge 2, Stadt Landsberg am Lech, Band 1, München-Berlin 1995, Karte: Faltplan „Keller der Kernstadt“

Älteste Bezeichnungen für den Hauptplatz

In den Besitzurkunden des 14. und weitgehend noch des 15. Jahrhunderts findet man noch keine genaueren Ortsangaben für Häuser innerhalb des ersten Mauerringes, der neben dem Hauptplatz nur die Judengasse (seit 1900 Ludwigstraße) und die Salzgasse umfasste. Allenfalls lässt eine Kennzeichnung wie „zu Landsberg in der Stadt unter der Burg“ (1363)³ auf die Lage des Hauses an der Ostseite des Hauptplatzes schließen. Erst 1471 wird ein Haus „am Margkt... stoßt hinden gen dem Schloß“ genannt⁴. So bleibt es auch das ganze 16. Jahrhundert über, und damit wird zugleich die wichtigste Funktion des Hauptplatzes – die wirtschaftliche – bezeichnet. Denn hier hauptsächlich fanden die Wochen- und Jahrmärkte statt, und auch das alte Rathaus war neben dem politischen vor allem ein kommerzielles Zentrum der Stadt, wie weiter unten näher ausgeführt werden soll. Erst 1611 wird ein Haus (die Nr.8) „am Platz, hint auf den Hofberg stoßend“ bezeichnet⁵. Und beim Namen „Platz“ blieb es lange Zeit, so noch im Grundriss von Landsberg aus dem Jahre 1787 von Alan Gerold⁶. Erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts setzte sich die Bezeichnung „Hauptplatz“ durch, und so steht es auch offiziell auf dem Katasterplan von 1811⁷.

3 Stadtarchiv Landsberg (StadtA LL), Urkunde 29 vom 27.2.1363

4 StadtA LL, Urk.366 v.5.6.1471

5 StadtA LL, Urk.1130 v.10.2.1611

6 Neues Stadtmuseum Landsberg, Inv.Nr.273: „Grundriß der Lage der Chur=Pfalzbayrischen Gränz Stadt Landsberg und des daran gränzenden Lech Flusses, dann an solchem befindlichen Wassergebäude durch Alan Gerold, Churfürstlichen Wührmeister vermessen und aufgetragen worden im Jahre 1787“; abgebildet bei Dagmar Dietrich (s.Anm.2), S.119, Abb.108

7 Bayer.Landesvermessungsamt München, Nr..3560/70: Aufnahmeblatt zum Urkataster von Josef Leber u. Michael Huber (zwischen 1808 u.1810), in Kupferstich übertragen als „Landsberg im Jahre 1811“ Abb. bei Dagmar Dietrich (s.Anm.2), Tafel II, S.8, bzw.Abb.141, S.169



Hauptplatz, Westseite, Nr. 147 - 152: drei-, vier-, fünf- und sechsachsige Fensterfronten lassen auf ursprünglich zwei- oder dreiachsige Giebelbreiten schließen



Das alte Rathaus. Ausschnitt aus der „Landsberger Geburt“ um 1460/70

Das alte Rathaus

Das den Platz beherrschende alte Rathaus stand etwa auf halber Höhe zwischen dem Schmalzturm – der beim 1. Mauerring der Stadt als „Bayertor“ das östliche Stadttor darstellte – und der Baulinie der Westseite, doch wegen der asymmetrischen Form des Platzes nach Norden versetzt, nicht weit vom Marktbrunnen oder zum Teil auf dessen Platz. Von diesem Rathaus des Mittelalters gibt es nur eine vermutete Darstellung, und zwar auf der sogenannten „Landsberger Geburt“, einem Altarbild in Augsburg, um 1460/70 entstanden⁸. Es zeigt, zum Teil hinter Häusern versteckt, ein freistehendes dreigeschossiges Gebäude mit Zinnengiebel und einem an der Nordseite angebauten runden Treppenturm, der von einem Kegeldach gedeckt wird und in die oberen Geschosse führte. Dort befand sich der Festsaal. Später wurde dieser Treppenturm wohl durch eine überdachte Freitreppe ersetzt, von der aus Ratsbeschlüsse und herzogliche Mandate den auf dem Platz versammelten Bürgern verlesen wurden – etwa anlässlich der Verkündung der Ergebnisse der Ratswahl –, wie dies seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts bezeugt ist⁹. Unter dieser Rathausstiege war ein Laden eingebaut, der z.B. im Jahre 1632 an einen Goldschmied vermietet war¹⁰. Dem Handel diente übrigens ein großer Teil des Erdgeschosses des Rathauses. Dieses hatte – vielleicht auf zwei gegenüberliegenden Seiten – Laubgänge, in deren Gewölben die Fleischbänke der Metzger untergebracht waren, wahrscheinlich aber auch die Brotbänke der Bäcker, bis die Stadt 1507 ein eigenes Brothaus errichtete [siehe neues Rathaus!]. Quer durch das Erdgeschoss des

Rathauses verlief ein Durchgang, in dessen Mitte ein Brunnen plätscherte, an dem sich 1434 Herzog Ernst erfrischte, als er vom Tanz im Festsaal des Rathauses ermüdet war. Die bauliche Situation ist aber nicht eindeutig. In des Herzogs Urkunde vom genannten Jahre ist nämlich zu lesen, dass sich der Brunnen in der Trinkstube des Rathauses befand¹¹. Im Ratsprotokoll von 1628 dagegen liest man, dass die Weber ihr Barchent an den Wochenmärkten nicht auf offenem Platz, sondern nur „*under der drinckstuben im durchgang*“ feilhaben durften¹². Demnach müsste die Trinkstube im ersten Stock gewesen sein. Es ist aber nicht anzunehmen, dass der Brunnen im ersten Stock des Rathauses plätscherte. Anders liest sich ein Eintrag im Ratsprotokoll von 1665: Hier wird dem Bortenwirker erlaubt, an den Wochenmärkten seine Waren auf einem Tischl vor seinem Haus oder „*im Durchgang bey der trinckstuben*“ feilzubieten¹³. Ebenso 1666, als die Weber an den Wochenmärkten zum Verkauf ihres Barchents „*in den Durchgang bey der Trinkstuben*“ gewiesen werden¹⁴. Das lässt vermuten, dass die Trinkstube doch im Erdgeschoss des alten Rathauses war, vielleicht aber führten einige Treppenstufen hinauf.

Dieser Brunnen ist übrigens nicht identisch mit dem von vielen Reisenden erwähnten und bestaunten Marktbrunnen: „*Er steht auf dem Marktplatz*“ berichtet bereits 1492 eine durchreisende Gesandtschaft der Republik Venedig¹⁵, und 1503 schreibt man: „*Unter den Brunnen der Stadt fließt der auf dem Markt mit so großer Heftigkeit aus 10 oder 12 Mündungen, daß er 16 oder 18 Fuß hoch springt. Man sieht in der Art kaum Schöneres*“¹⁶. Dieser Marktbrunnen stand neben dem Rathause und wurde übrigens auch als Fischbrunnen genutzt, an dem der Fischmarkt stattfand¹⁷.

Von Josef Johann Schober existiert eine Beschreibung des Rathauses als Anmerkung zu seinem Beitrag über die Pest in Landsberg, abgedruckt im 1. Jahrgang 1902 der von ihm begründeten „Landsberger Geschichtsblätter“. Die Quelle seiner Darstellung gibt er leider nicht an. Sie deckt sich zum großen Teil mit den obigen Erkenntnissen aus den Archivalien und wird im Folgenden zitiert: „*Das damalige Rathaus war dreistöckig und stand allein auf dem Marktplatze, wo jetzt der Stadtbrunnen sich erhebt. Es war mit Bogengängen (s.g. Lauben) umgeben, darunter sich kleine Verkaufsläden und Auslagen (Verkaufstische) befanden, die vom Magistrat vermietet wurden. Im Erdgeschoße war ein großer, gewölbter und gepflasterter Raum, in dessen Mitte ein Springbrunnen mit breitem Bassin, welches auch als Fischbehälter diente, Kühlung verbreitete. Die Zuleitung des Wassers hierfür erfolgte von der Bergstraße aus. Im 1. Stocke, zu dem eine überdachte Freitreppe von außen emporführte, befand sich statt der [!] Flur oder des Ganges ein weiter, doch nicht allzu hoher Saal mit Holzplafond und einer Estrade. In diesem Raume spielten sich die Festakte ab. Oeffentliche Erlasse wurden von der Plattform der Freitreppe aus verkündet. An den Festsaal schlossen sich auf zwei Seiten die Räume für die städtischen Amtslöke (Kanzleien und Registraturen). Der 2. Stock war hauptsächlich zu Wohnräumen für den Syndicus (städtischer Rechtsrat) und Stadtschreiber bestimmt.*“

8 Staatsgalerie Augsburg, Städt.Kunstsammlungen, abgebildet bei Dagmar Dietrich (s.Anm.2) Tafel I, S.7

9 StadtA LL, Fach 17: Archivalische Notizen aus dem 17ten und 18ten Jahrhunderte, zur Registratur der Stadt Landsberg gesammelt i:J: 1828 von Joseph Bruno Singer, rechtskundigem Stadtrathe: Ratsöffnung ao.1615 ff

10 StadtA LL, Cammer Rechnung ao.1632, fol.11: „Matheuß Mayr Goldschmidt zinst uß dem Laden unnder der Rathsstiegen 6 fl“

11 Lori, Geschichte des Lechrains II, S.133

12 StadtA LL, Ratsprotokoll de anno 1628, fol.9*f

13 StadtA LL, Ratsprotokoll de anno 1665, fol.54'

14 StadtA LL, RP de anno 1666, fol.18

15 Itinerario di Germania dell'anno 1492, Hrsg. v.Heinrich Simonsfeld, in: Miscellanea di storia veneta. Venezia 1903, Serie 2, 9, S.307

16 Dussler, P.Hildebrand OSB (Hg.), Reiseberichte aus Bayerisch-Schwaben, Band 2, S.26, Weißenhorn 1980

17 StadtA LL, RP de anno 1668, fol.61': Den Bierbräuen wird verboten, an den Wochenmärkten „die Visch anderer orton inn: oder ausserhalb der Statt Thor auf[zu]khauffen“, dagegen wird den Torhütern aufgetragen, sie „zue dem gewöhnlichen Marckht: oder Vischprunen khommen [zu] lassen.“

Zweifelhaft ist in Schobers Darstellung, dass der Fischbehälter [in den Quellen „*Fischbrunnen*“ genannt] im geschlossenen Gewölbe im Rathaus stand. Vielmehr handelt es sich bei dem Springbrunnen um den Marktbrunnen, dessen hohe Fontänen in so vielen Reisebeschreibungen bewundert werden¹⁸.

Auch die Mehlweiber – meistens arme Witwen – durften ihr Mehl im Durchgang des Rathauses feilbieten¹⁹.

Vor dem Rathaus stand der **Pranger**, in Landsberg auch die „*Schandsaul*“ genannt, an die angeketet mancher Missetäter dem Gespött der Leute preisgegeben wurde. [Nach dem Abbruch des alten Rathauses wird die Schandsäule „*vorm Lechthor*“ im Ratsprotokoll von 1699 erwähnt.²⁰] Vor dem alten Rathaus befand sich auch der „*Stock*“, eine Einrichtung aus zwei Holzbalken mit Aussparungen, in welche die Beine des Delinquenten gesteckt wurden. Um diese Schandstrafe zu mildern, gestattete der Rat manchem prominenteren Sünder, die Stockstrafe nicht vor, sondern im Rathaus im Durchgang abzubüßen, wo er den Blicken nicht so preisgegeben war.

Im Rathaus wurde auch Theater gespielt²¹, bis die Jesuiten 1693 im Gymnasium ihren großen Theatersaal bauten.

Das Brothaus wird neues Rathaus

1506 brannte das Haus des Ulrich Zwin am Hauptplatz [Nr.152] ab²², der Rat ließ die Ruine abreißen und errichtete an deren Stelle 1507 ein neues Brothaus, in welchem die Bäcker ihre Waren feilboten²³. Vorher waren die Brotbänke wohl in den Lauben des alten Rathauses untergebracht. Der hintere Keller unter den neuen Brotbänken diente nun als städtische Arrestzelle, das „*Gewölbe*“ genannt. Die dort vorgefundenen Kritzeleien an den Wänden und am Gewölbebogen sind von hohem volkskundlichem Interesse²⁴. Als 1604 der Salzhandel staatliches Monopol wurde, pachtete der Herzog für 100 Gulden jährlich den 1.Stock des Brothauses als herzogliches Salzamt, und ins Stockwerk darüber zog einer der beiden herzoglichen Salzbeamten ein.

1698 ließ der Rat das alte Rathaus auf dem Platz abreißen, verweigerte aber dem Herzog den gewünschten Kauf des Brothausgebäudes und ließ dieses zum neuen Rathaus umbauen, dessen Fassade 1719 von Dominikus Zimmermann stuckiert wurde. Die Brotbänke blieben weiterhin bis ins 19.Jahrhundert im Erdgeschoss des Rathauses, wo heute das Fremdenverkehrsamt untergebracht ist. Das Salzamt mit Salzbeamtenwohnung aber zog in das bisherige Stadthaus der Pemler [„*Pemlersche Behausung*“, Nr.180, heute Kauf-

haus Kröll & Nill], welche die Herrschaft Hurlach erlangt hatten und von nun an das dortige Schloss bewohnten.

Der Weinmarkt, früher ein Teil des Hauptplatzes

Zwischen dem alten Rathaus und dem 1507 errichteten städtischen Brothaus lag bis ins späte 17.Jahrhundert der Weinmarkt. Wein war im späten Mittelalter das gegenüber dem Bier bevorzugte Getränk, erst in der frühen Neuzeit setzte sich demgegenüber das Bierbrauen durch. Wein war die häufigste Fracht der aus dem Schwäbischen eintreffenden Salzfuhrwerke, wobei zwischen „*Neckerwein*“ [aus dem Neckartal], „*Seewein*“ vom Bodensee und dem teuren „*Ötschwein*“ [=Etschwein, also aus Südtirol] unterschieden wurde; letzterer allerdings wurde meistens durch die Floßrott auf dem Lech hergebracht.

Bis zur Monopolisierung des Salzhandels durch den Herzog verdienten auch die Landsberger Salzkaufleute [„*Salzsender*“] gut an dem Weintransport. Um 1610 beschwert sich der Rat, durch die „*Veränderung des Salzwesens*“ sei der Weinmarkt geschmälert worden, denn mancher ausländische Salzfuhrmann finde am Samstag auf sein Weingeschirr kein Salz mehr vor und müsse mit leerer Fuhr zurückfahren, da die herzoglichen Salzfactoren das Salz nach Gutdünken verführen lassen²⁵. Und im November 1633 wird geklagt, dass mancher Fuhrmann den Wein nun auf den Augsburger Weinmarkt bringe²⁶. Immerhin sind im ganzen 17. Jahrhundert vier mit dem Weinmarkt befasste Funktionen städtischer Bediensteter zu verzeichnen: Der Weinvisierer hat allen eintreffenden Wein nach Herkunft und Qualität zu taxieren und das Ungeld festzusetzen, welches der Weinmarktsgegenschreiber protokolliert. Die Weinzieher transportieren die Fässer mit Leiter und Seil in das städtische Gewölbe, das vom Weinstademeister überwacht wird. Wo dieses Gewölbe vor dem Rathausumbau war, konnte bisher nicht festgestellt werden. Vielleicht in den zwei dem Hauptplatz zugewandten Kellergewölben unterm Brothaus, also direkt am Weinmarkt? Oder in einem der (wohl später?) angefügten Nebengebäude des alten Rathauses, deren Grundmauern bei der Grabung im Jahre 1974 freigelegt wurden?

18 Lichtenstern, Anton, Reisende sehen Landsberg am Lech, in: Landsberger Geschichtsblätter 97./98.Jgg. 1998/99, S.3-34

19 StadtA LL, Ratsprotokoll de anno 1627, fol.45: „Failhabung des Mehls under dem gewelb“; RP de anno 1649, fol.44: der Witwe Maria Herlerin (mit 5 Kindern) wird die Melberei [Mehlverkauf] „unterm Gewölbe“ bewilligt

20 StadtA LL, Ratsprotokoll de anno 1699, fol.86

21 So bereits im ältesten erhaltenen Rechnungsbuch der Stadtkammer vom Jahre 1537: „Item 2 ß 10 dn vererung dem Schulmaister, von dem lateinischen Spil, so auf der trinckstuben vor Pflieger, Richter, Casstner, Rat, und andern herren der Priesdterschafft, am Sonntag Invocavit gehalten worden“ (StadtA LL, Camerbuch Anno 1537, fol.67)

22 BayHStA München, GL 2020a, 869: Bericht des Benefiziaten Leonhard Funda an den Stadtrat vom 30.Oktober 1536: „Item der becken meß...hat 2 ewig gl[=Gulden] gehabt aus des Ulrich Zwines Haus an dem marckht welliches ist vor den 30 Jaren [d.i.1506] verprunnen, hat die stat wider zu irem nuzen gepawen [=erbaut], auch ain prothaus darin gemacht...“

23 StadtA LL, Ordnung der Becken unnd des Newgepawen [=neugebauten] Prothaus: „Item ain Ersamer unnd weiser Inner unnd ausser Rat der Stait alhie zu lanntsparg haben an hewt donrstag vor Agathe Anno etc septimo [= heut Donnerstag vor St.Agatha Anno 1507] mit Vorwissen unnd gnedigem bewilligen des durchleuchtigen Fürsten Herzog Wolfganggs in Bairn ... diss nachvolgennd ordnung fürgenommen, unnd daß es...in dem Prothaus unnd in den läden gehalten werden sol, gesezt unnd beslossen.“

24 Carmen Hartmann, (nun verheiratete Jacobs): Die Graffiti im Keller des Landsberger Rathauses; Typoskript, einzusehen in der Bibliothek des Historischen Vereins in der Stadtbücherei Landsberg

25 StadtA LL, Fach 117 (Geschichte der Stadt): Undatiertes Doppelblatt, Wasserzeichen 1605-1615 nachweisbar. Fundort: unter Aufzeichnungen J.J.Schobers

26 StadtA LL, Fach 316/17 (Salzwesen), No.2: Copia berichts nacher Hof vom November 1633

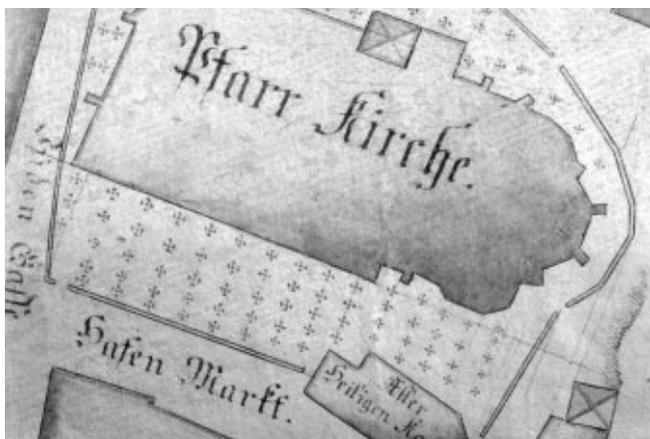


Marktleben nach 1945

Nach dem Umbau des Brothausgebäudes zum neuen Rathaus wird das heutige Restaurant am Hexenturm [Vordere Mühlgasse 190] als „Weinstädele“ bezeichnet und war bis 1769 in städtischem Besitz²⁷.

Der Georg-Hellmair-Platz

Bis 1805 nahm den größten Teil des Platzes der Pfarrfriedhof ein, der zur angegebenen Zeit aus hygienischen Gründen aufgelassen werden musste. Auf ihm stand bis zum Abbruch im Jahre 1804 die doppelgeschossige Allerheiligenkapelle, deren Kern wahrscheinlich bis in spätromanische Zeit zurückreichte. Die Gruft war dem Erzengel Michael geweiht und diente auch als Beinhaus. Kapelle und Friedhof waren von einer Mauer umgeben. Der schmale Platz zwischen der südlichen Friedhofsmauer und den Rückgebäuden der Häuser an der Nordseite des Hauptplatzes hieß bis ins 19. Jahrhundert **Hafenmarkt**. Den alten Umfang des Hafenmarktes zeigt der Stadtgrundriss des Wasserbauingenieurs Alan Gerold aus dem Jahre 1787.



Die Landsberger Hafner (Töpfer) hatten im 17. Jahrhundert einen guten Ruf. Ihr berühmtester Vertreter war Adam Vogt (gestorben 1631), der Schöpfer von zwei Prunköfen im Augsburger Rathaus. Während der Wochen- und Jahrmärkte

wurde das Hafnergeschirr nicht auf dem Marktplatz (Hauptplatz), sondern hier auf dem Hafnermarkt feilgeboten. Neben den einheimischen fanden sich auch auswärtige Hafner an den Markttagen hier ein, vor allem aus dem Töpferdorf Lützelburg nahe Gersthofen bei Augsburg²⁸. Nach dem Abbruch der Friedhofsmauer und Einebnung der Grabstellen in den Jahren 1807/1808 reichte der Hafenmarkt nun bis an die Kirche, hatte also den gleichen Umfang wie heute der Georg-Hellmair-Platz. Dies zeigt der Katasterplan der Stadt aus dem Jahre 1811. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts wurde der Bereich des ehemaligen Friedhofs eingezäunt und mit Bäumen bepflanzt. Der Hafenmarkt hieß nun **Paradeplatz**. Auf ihm errichtete die Stadt 1873 ein Kriegerdenkmal für die Gefallenen der Kriege 1866 und 1870/71.

Beim Paradeplatz blieb es bis in die Dreißiger Jahre der NS-Herrschaft, als der Platz in **Ritter-von-Epp-Platz** umbenannt wurde. Der General des 1. Weltkrieges Franz Xaver Epp war 1917 vom bayerischen König in den persönlichen Ritterstand erhoben worden. Als Anhänger des Nationalsozialismus wurde er nach der Beseitigung der bayerischen Landesregierung von Hitler zum Reichsstatthalter von Bayern ernannt. Bereits am 26. Juli 1945 benannte der „Vorläufige Arbeitsausschuss“ unter Bürgermeister Pfannenstiel den Ritter-von-Epp-Platz wieder in **Paradeplatz** um.

Am 29. Januar 1948 schließlich beschloss der Stadtrat einstimmig, den ehemaligen Paradeplatz in **Georg-Hellmair-Platz** umzubenennen, „um damit dem von 1892 bis 1938 hier seelsorgerlich segensreich gewirkt habenden ehem. Stadtpfarrer und Inhaber der goldenen Bürgermedaille ein dauerndes Denkmal zu setzen“. Geistlicher Rat Georg Hellmair hatte bereits am 9. Juli 1927 die Goldene Bürgermedaille der Stadt Landsberg erhalten und war am 10. Oktober 1947 verstorben.

27 Wie Anm.2: Band 3, S.616; das flache Tonnengewölbe, welches das ganze Erdgeschoss umspannte, machte dieses nicht unterkellerte Gebäude für den Zweck der Weineinlagerung besonders geeignet.

28 StadtA LL, RP de anno 1657: Die hiesigen Hafner fordern vom Stadtrat vergeblich, die große Anzahl der Lützelburger Hafner auf den Jahrmärkten zu beschränken

Paradeplatz vor 1873, noch ohne Kriegerdenkmal





Der Kirchenplatz

Es ist der Platz zwischen der Stadtpfarrkirche und der alten Knabenschule an der Schulgasse [heute Restaurant Athen, Kirchenplatz 296c]. Der Name taucht erst auf Stadtplänen des vorigen Jahrhunderts auf. Er fehlt in Bürger- und Steuerlisten, da an ihm keine Wohnhäuser standen. Auch diente der größte Teil dieses Platzes bis zur Auflassung im Jahre 1805 als Teil des die Stadtpfarrkirche umgebenden Friedhofs, woran noch die Nummern der Gräberreihen an der Nordwand der Kirche erinnern.

Der Rossmarkt

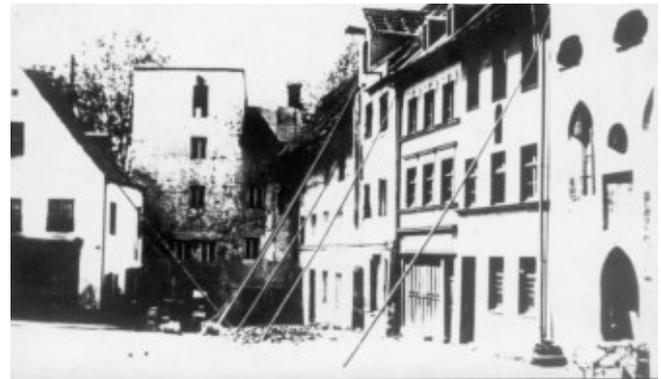
1380 findet sich in einer Urkunde die Ortsbezeichnung „an dem Hiller“. Gemeint ist damit die Rossschwemme in einer Ausbuchtung des Mühlbaches, die noch auf den Stadtplänen von 1811 und 1837 zwischen der damaligen Weißgerberwalch [=Walkerei; Hs.Nr.136a, jetzt Hinterhaus des Café Lauterbach] und der Schranne [Hs.Nr.135] zu erkennen ist. Die Einrichtung einer Schwemme an dieser Stelle lässt darauf schließen, dass auf dem daran angrenzenden Platz schon damals Rosse an Markttagen angepflockt wurden.

Der Name Rossmarkt taucht in Urkunden allerdings erst viel später auf: 1585 wird der Färber „auf dem Rossmarkt“ erwähnt, als ihm ein Kind starb. Gemeint ist der Färber- und Mangmeister mit Leibgeding auf der „oberen Färb und Mang“, später Jägerkaserne, ab 1907 Finanzgarten. Den Rossmarkt umgaben bis ins 18./19. Jahrhundert ausschließlich städtische Gebäude, die – abgesehen von der Hinteren Mühle – von städtischen Bediensteten bewohnt wurden.



Leonhardiplatz vor dem Abriss der Bürgerhäuser zum Bau der Mädchenschule (heute Musikschule)

Rossmarkt mit Färbertor um 1910 (der Wagner Georg Paulus wohnte seit 1895 im Hause links)



In archivalischen Notizen aus dem 17./18. Jahrhundert, gesammelt 1828 vom damaligen Stadtrat Singer, wird der Rossmarkt auch als „Gemeindplatz, der Viehmarkt genannt“ bezeichnet.

Der Leonhardiplatz

Die Häuser an diesem kleinen Platz wurden noch im 19. Jahrhundert zur Lechgasse gezählt. An dessen Westseite standen das Haus des Stadtfischers Xaver Meindl, das 1938 zur Erweiterung der Zufahrt zur Karolinenbrücke abgerissen wurde, dann ein Hafnerhaus [Nr.104] und der Turm des Kiebltörls, durch welches man zum Peter-Dörfler-Weg gelangte. 1939 wurde es in den Neubau des Schuhhauses Stark einbezogen und der Durchgang beseitigt. Die Bürgerhäuser an der Nordseite des Leonhardiplatzes mussten 1908 dem Neubau der Mädchenschule weichen, heute städtische Musikschule. Der Platz erhielt seinen Namen von der kurz nach 1500 erbauten St.Leonhard-Kapelle, deren spitzbogige Fenster und Tür dem Platz noch heute sein Gepräge geben, obwohl die Leonhardskapelle seit 1764 vom Neubautrakt des ehemaligen Ursulinenklosters überbaut worden ist. Als Viehpatron wurde der Heilige von den Landsberger Bürgern hoch geschätzt, wie ein Motivbild aus dem Jahre 1745, heute im Stadtmuseum, zeigt. Hatten doch viele Bürger neben ihrem Beruf eine kleine Landwirtschaft oder Kleinvieh! Im Klösterl und am Seelberg kann man noch heute im Erdgeschoss Garagen sehen, die in früheren Jahrhunderten als Kleinviehställe dienten. Im 17. und 18. Jahrhundert stand auf dem kleinen Platz ein Brunnen mit der hölzernen Schnitzfigur des Heiligen. Heute hat der Leonhardiplatz seine Platzfunktion verloren und dient ausschließlich als Auto-parkplatz.



Flößerplatz. Im Vordergrund das Holzgeländer des Mühlbaches

Der Flößerplatz

Den Namen erhielt dieser Platz als Ergebnis eines Wettbewerbes nach der Umgestaltung mit Kleinpflaster, Bäumen und Ruhebänken im Jahre 1997, vorher war er namenlos. Die Bezeichnung erinnert an die Flößer, die an seinem Rande ihre Flöße in die Floßgasse lenken mussten, um das Lechwehr zu umschiffen. Diese Floßgasse, auch „Lange Fahrt“ genannt, war ein etwa 340 Meter langer, mit senkrechten Bohlenwänden ausgekleideter künstlicher Wasserweg, der bis zum Ausbau des Inselbades neben dem Einlauf des Mühlbaches begann und mit mäßigem Gefälle dem Lech wieder zugeleitet wurde. Ein kurzes Stück in ehemaliger Breite ist noch heute zu sehen, bis sich die Fortsetzung weiter unten als Bächlein durch das Gelände des Inselbades schlängelt.

Verfehlte ein Floß die Einfahrt in die Floßgasse, dann half nur Glück oder ein Gebet, wovon einige Votivtafeln in Kapellen der Flößerdörfer längs des Lechs zeugen.

Die Bedeutung der Flößerei für den Warenverkehr wird man heute nicht mehr richtig einschätzen, aber in früheren Jahrhunderten stellte er den billigsten Transport dar, zumal ja das Transportmittel, das Floß, am Zielort selbst als Ware verkauft wurde. Einige Zahlen mögen die Rolle der Flößerei verdeutlichen: In den floßbaren Jahreszeiten passierten im Schnitt über 20 Flöße täglich die Floßgasse. Durch die Konkurrenz der Eisenbahn ging der Floßtransport im Laufe des 19. Jahrhunderts immer mehr zurück, doch noch 1865 wurden in Augsburg 4332 ankommende Flöße gezählt. Der Einbau von Staustufen mit Kraftwerken brachte die Flößerei auf dem Lech schließlich ganz zum Erliegen. So erinnert heute zu Tage nur noch der Name dieses Platzes an ein früher so wichtiges Transportgewerbe²⁹.

Der Holzmarkt

Als Holzmarkt diente in früheren Jahrhunderten der geräumige Platz östlich des Chores der Stadtpfarrkirche Mariä Himmelfahrt. In Anlehnung an der 1808 abgerissenen Löbenturm (Löwenturm) der 1. Stadtbefestigung wurde der nach Süden und Osten leicht ansteigende Platz auch **Löbentbergl** (im Grundriss von 1787 und auf dem Stadtplan von 1811 „Löwen-Bergl“) genannt. Die Bezeichnung „Holzmarkt“ lässt sich zum ersten Mal im Ratsprotokoll von 1669 belegen, als die Besitzer der Häuser 375 bis 377 einen

Revers unterzeichnen, dass die Abführung ihrer Abwässer in den Lederbach am „*Ledergeßle hinterm Holzmarkt*“ nur eine Vergünstigung, aber keine Gerechtsame sei. (Die Ledergasse und der Lederbach verliefen damals hinter diesen Häusern weiter; heute ist das Gässchen durch eine Holztür hinter Haus 175 versperrt.) 1710 und 1723 wird Nr.175 in Schuldbriefen als „*Eckbehausung am Holzmarkt*“ bezeichnet. Bürgermeister Johann Georg Arnold schreibt noch in seinem Verwaltungsbericht von 1889, die Jahre 1864 mit 1886 umfassend: „*Holz- und Torfmarkt. Der Verkauf von Holz und Torf findet an allen Wochentagen, die Sonn- und gebotenen Feiertage ausgenommen, auf den hiezu bestimmten Plätzen (Hauptplatz und Holzmarkt bei der Stadtpfarrkirche) statt*³⁰“.



Holzmarkt um 1910



Der Schweinmarkt, heute Malteserstraße. Rechts vorn der „Doktorbauer“

Der Schweinmarkt

In einer Urkunde aus dem Jahre 1553 wird der nördliche Teil der Schlossergasse mit dem kleinen Platz zwischen Stadttheater und „Augsburger Hof“ als Schweinmarkt bezeichnet³¹. Später allerdings, so auf dem Stadtplan von 1811, wird die Malteserstraße am Bayertor „Schweinmarkt“ genannt.

Der Spitalplatz

Als 1349 der bayerische Herzog Ludwig der Brandenburger den Bürgern der Stadt erlaubte, ihr Seelhaus, das wohl am Rande des Seelbergs, Gogglgasse 34, stand, in ein Bürgerspital umzuwandeln, begann man wohl bald darauf mit der Errichtung eines solchen außerhalb der damaligen Stadt-

mauer vor dem Schmalztor an der Bergstraße, der vielbefahrenen Salzstraße von Reichenhall nach Memmingen und in die Schweiz.

Ortsangaben für Häuser am Spitalplatz finden sich bereits zu Beginn des 15. Jahrhunderts. Auf einem alten Pergamentblatt, das später zum Einband eines Ratsprotokolls³² wiederverwendet wurde, sind zwei dem Spital zinspflichtige Häuser vermerkt, gelegen „vor dem Payrtor hinder des Spytals Stadel“, deren Zins „ze dem Spital verpawen“ dienen solle. Mit dem Payrtor (Bayertor) ist der Schmalzurm gemeint, der Zins war zur Erbauung des Spitals gedacht, die wohl in mehreren Abschnitten erfolgte. Eine Urkunde aus dem Jahre 1418 im Stadtarchiv³³ nennt eine Behausung „auf dem Freyhoff bey dem Spital“, womit das spätere Spitalpfarrhaus [Nr.393] gemeint sein könnte oder das St.Oswalds-Messhaus [Nr.394], welches 1678 als „Eggbehausung am Pergnegst dem Spital“ bezeichnet wird³⁴. Der Name „Spitalplatz“ begegnet uns erst sehr spät, nämlich auf dem Stadtplan von 1811. Hier aber wird außer dem Platz vor der sogenannten Knabenschule der untere Teil der Alten Bergstraße bis zum damaligen Pfttnerort als Spitalplatz bezeichnet, das umfasst die Häuser bis Nr.399. [Die Nr.400 trug damals dieses Tor.]

29 StadtA LL, RP de anno 1669, fol.83

30 Arnold, Johann Georg: Verwaltungsbericht der Stadt Landsberg am Lech, München 1889, S.190

31 StadtA LL, Urk.776 vom 26.9.1553

32 StadtA LL, RP de anno 1742-44

33 StadtA LL, Urk.169 vom 16.10.1418

34 StadtA LL, Spitalrechnung für 1678, fol.3f



Der Spitalplatz, hier noch ohne den Ruethenfestbrunnen



Kommerzienrat-Winklhofer-Platz

Der Kommerzienrat-Winklhofer-Platz

In seiner Sitzung am 1. Juni 1949 beschloss der Stadtrat „wegen der Verdienste des verstorbenen Ehrenbürgers Herrn Kommerzienrat Winklhofer, die er sich im besonderen in der Erstellung des Bürgerheimes erworben hatte“, anlässlich seines 90. Geburtstages am 23. Juni 1949 den freien Platz vor dem Bürgerheim und die an der Nordseite des Heilig-Geist-Spitals entlang führende Straße als „Kommerzienrat-Winklhofer-Platz“ und „Kommerzienrat-Winklhofer-Straße“ zu bezeichnen. Johann Winklhofer war ein Pionier der Industriegeschichte. Er wurde im Haus Nr. 225 am Vorderen Anger 1859 geboren, absolvierte in München eine Lehre als Mechaniker und Maschinenbauer und gründete bereits als 26-jähriger mit einem Berufskollegen in Chemnitz eine Reparaturwerkstätte. Aus dieser entwickelte er die „Wanderer Fahrradwerke“, die mit einem von ihm entwickelten Niederrad – an Stelle der bisher üblichen Hochräder – einen weltweiten Erfolg erzielten und schließlich 1911 zum Automobilbau übergingen. 1915 wurde Johann Winklhofer Landsberger Ehrenbürger, kehrte 1921 in seine Heimatstadt zurück, wo er 1929 mit der Goldenen Bürgermedaille geehrt wurde. Er starb hochbetagt am 28. März 1949 und ist im Familiengrab im alten Friedhof bestattet³⁵. Außer dem Platz und der Straße trägt auch die Johann-Winklhofer-Realschule seinen Namen.

35 Wie Anm. 2, Band 4: Vorstadtbereiche und eingemeindete Dörfer, S. 112, Abb. 181 u. S. 113, Nr. 51



Bahnhofplatz,
im Hintergrund der
Busbahnhof

Weststadt:

Der Bahnhofplatz

In nicht öffentlicher Sitzung am 7. März 1956 beschloss der Stadtrat: „Der Verkehrsraum nördlich der Katharinenstraße zwischen dem Bahngelände und den Anwesen Egger, Wohlfahrt und Oberndorfer wird mit Bahnhofplatz benannt.“

Der Danziger Platz

In der Sitzung des Landsberger Stadtrates am 6. Juli 1949 wurde beschlossen, den Platz im Straßendreieck Katharinen-, Schongauer- und Buchloer Straße als „Danziger Platz“, den im Straßendreieck Augsburgener Straße-Hindenburgring als „Königsberger Platz“ zu benennen. Die alte Buchloer Straße erhielt den Namen „Breslauer Straße“. Wegen der Ansiedlung vieler Heimatvertriebener im Westen der Stadt griff man auf diese Städtenamen im ehemaligen deutschen Osten zurück.

Der Danziger Platz, im Volksmund immer noch als Schongauer Dreieck bezeichnet, ist ein geräumiger Platz mit vielen Parkplätzen und einer Bushaltestelle. Eine Informations-tafel unterrichtet den Ortsfremden über die Stadt.



Der Danziger Platz –
eine Parkplatzensel
inmitten des flutenden
Verkehrs

Der Königsberger Platz

Dieser Platz, der seinen Namen gleichzeitig mit dem Danziger Platz am 6. Juli 1949 erhielt, wird im Volksmund als Augsburger Dreieck bezeichnet. Nach ihm sind keine anliegenden Häuser benannt, so dass sich der Name auf keinem Hausschild finden lässt. Er ist bedeutend kleiner als der Danziger Platz, wird von einer Fahrbahn durchschnitten und ist mit einer kleinen Grünanlage versehen. Der Verkehr flutet über den kleinen Platz, der als solcher kaum wahrgenommen wird.

Der Von-den-Hoff-Platz

Wohl bereits 1948 hatte sich eine „Flüchtlingsbaugenossenschaft“ gebildet, denn am 10. Januar 1949 konnten sich Berechtigte um 40 Wohnungen des Neubaus an der Breslauer Straße bewerben, und am 17. Januar fand die Vergabe dieser Wohnungen statt. Unter den Bewerbern fanden sich Heimatvertriebene aus den ehemaligen Zwangsarbeiterbaracken an der Iglinger und der Spöttinger Straße, aus dem „Lager Penzing“, dem „Blockhaus am Altöttinger Weg“ und aus der „Baracke Erpfinger Straße“, worunter wohl die Baracke der SS-Wachmannschaft des KZ-Lagers Kaufering VII, damals „Lager Hamburg“ genannt, zu verstehen ist.

Weitere Bewerber kamen aus Gemeinden des Landkreises und hatten Arbeitsplätze in der Stadt gefunden. Der Begründer dieser Baugenossenschaft, die bald den Namen „*Gemeinnützige Bau- und Siedlungsgenossenschaft*“ annahm, war Max von den Hoff. Auf Vorschlag des Stadtarchivars Bürgermeister Paul Winkelmayr benannte der Stadtrat am 24. Juni 1953 in öffentlicher Sitzung sechs Straßen im Neubaugebiet westlich des Hindenburgrings, darunter die Verbindungsstraße zwischen Hindenburgring und Breslauer Straße (vorher Buchloer Straße) in Von-den-Hoff-Straße und den an diese nördlich angrenzenden Platz in Von-den-Hoff-Platz. Oberbürgermeister Thoma betonte dazu, „*daß die Stadt und der Stadtrat diesem Manne, der auf dem Gebiete des Wohnungsbaues als Experte bezeichnet werden mußte, der v.a. durch seine Verbindungen zu den höchsten Stellen die vielen Wohnbauvorhaben überhaupt ermöglichte, diese Ehrung schuldig ist. Es sei eine Selbstverständlichkeit, den Namen dieses Mannes mitten in seinem Arbeitsgebiet durch Straßen- und Platzbenennung zu verewigen*“. Stadtrat Dr. Reinhold Falk, damals noch Vertreter einer Vertriebenenpartei im Rat der Stadt, bemerkte dazu, der Stadtrat habe damit „*einen Mann geehrt, der in jahrzehntelanger segensreicher Arbeit im Wohnbauwesen im Sinne eines menschenwürdigen Wohnens tätig war*“. Und im Dankschreiben der Wohnungsbaugenossenschaft liest man: „*In einer Zeit allge-*



Der Königsberger Platz –
ein Verkehrsdreieck.
Im Hintergrund eine
der gemeinnützigen
Wohnanlagen



*Der Von-den-Hoff-Platz,
eine Insel der Ruhe unweit
zweier Bundesstraßen*

meiner Verwirrung, Verhärtung und Kurzlebigkeit ist ein derartiges bleibendes Zeugnis echter Würdigung gemeinschaftsverpflichtenden Handelns ein froher, ja festlicher Anlaß, für den engeren Freundes- und Mitarbeiterkreis im besonderen, für die wahrer Leistung und Bedeutung aufgeschlossene Öffentlichkeit im weiteren Sinne“.

Der St.Ulrichsplatz

Am 22. Februar 1962 erhielt der Platz nördlich der Einmündung der Iglinger Straße in die Augsburgische Straße den Namen St.Ulrichsplatz, gelegen am Beginn eines vom bischöflichen St.Ulrichswerk erstellten Siedlungskomplexes. Der Name des Diözesanheiligen hat aber einen weit älteren Bezug zur Geschichte Landsbergs. Drei Jahrhunderte bevor die Stadt Landsberg gegründet wurde, schenkte am 22. April 969 Bischof Ulrich den Zehent des ganzen Ortes Spötting („*de tota villa Spetinga*“) dem von ihm gegründeten Kanonissenstift St.Stephan in Augsburg. Spötting und die dazu gehörige kleine Kirche (später nach St.Ulrich benannt) müssen im Besitz von Bischof Ulrich gewesen sein. Die Entdeckung mehrerer Adelsgräber mit zwei Goldblattkreuzen aus dem 7. Jahrhundert und zwei Pferdebestattungen auf dem Gelände der Justizvollzugsanstalt sprechen für das Alter dieses Adelsitzes. Wann er aber in den Besitz des Hl.Ulrich gelangt ist, lässt sich nicht mehr feststellen.



*Pater-Rupert-Mayer-Platz,
geräumig und begrünt zwischen
modernen Wohnanlagen*

Nach einer Ulrichslegende soll der Bischof das Spöttinger Kirchlein erbaut und darin zelebriert haben.

Der Pater-Rupert-Mayer-Platz

Der Jesuitenpater Rupert Mayer hat einen zweifachen Bezug zu Landsberg: Im 1. Weltkrieg schwer verwundet, liegt er vom Juli bis November 1917 hier im Lazarett und entwickelt in der Stille der Genesung „*einen sicheren Instinkt für Friedensstifter und Friedensstörer*“ und „*in Landsberg weihet er sein Leben Gott – für den Frieden der Welt*“ (P.Schmidkonz). Seine mutigen Predigten gegen das NS-Regime im Münchner Bürgersaal führten zur Verhaftung durch die Gestapo und brachten ihm seinen zweiten Landsberger Aufenthalt ein – vom 17. Januar bis zum 3. Mai 1938 im Gefängnis am Hindenburgring. Wegen einer Amnestie vorzeitig aus der Haft entlassen, wurde er im November 1939 in das Konzentrationslager Sachsenhausen eingeliefert. Mit zerrütteter Gesundheit wurde ihm schließlich das Kloster Ettal als Zwangsaufenthalt zugewiesen. Nach seinem Tode im November 1945 in München wurde er im Bürgersaal, der Stätte seiner mutigen Predigten, beigesetzt.

Im Vorgriff auf seine auf den 3. Mai 1987 angesetzte Seligsprechung beantragten die beiden katholischen Stadtpfarrgemeinden und das Dekanat Landsberg bereits am 16. Februar 1987 die Umbenennung des an der Justizvollzugsanstalt vorbeiführenden Hindenburgs in „*P.Rupert-Mayer-Ring*“. Der Antrag wurde damals vom Stadtrat aus unterschiedlichen Gründen abgelehnt.

Erst bei der Planung eines neuen Baugebietes im Westen der Stadt wurde 1993 eine Straße nach Pater Rupert Mayer benannt. „*Pater-Rupert-Mayer-Platz*“ nannte man dann nach der Fertigstellung der Straßenanlage 1994 die dreieckförmige Erweiterung dieser Straße, gestaltete den Platz gärtnerisch zu einem kleinen Zentrum der umliegenden Gebäude und errichtete auf ihm einen Brunnen mit Porträtbüste des Paters.

Landsbergs Brunnen¹

von Klaus Münzer

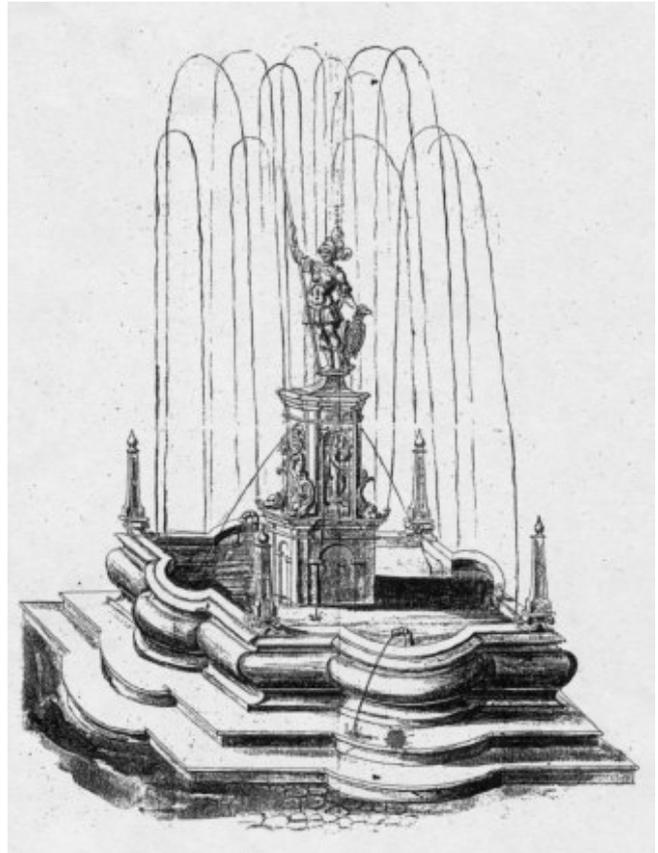
Ohne Quellen kein Trinkwasser

Wenn der Lech über den Mühlbach den Landsbergern die Wasserenergie zum Betreiben der zahlreichen Mühlen und das Brauchwasser für die Färbereien lieferte, so verdankten die Bürger ihr Trinkwasser in früheren Jahrhunderten ausschließlich den zahlreichen Quellen am Schloss- und am Leitenberg. In der letzten Phase des Tertiärzeitalters, der oberen Süßwassermolasse des Miozän, die etwa vor 25 Millionen Jahren begann und vor 2 Millionen Jahren endete, wurden hier mächtige Schichten von Tonen und Sanden abgelagert, die man als Flinz bezeichnet. Darauf lagerte sich in der vorletzten oder Riss-Eiszeit von den Gletschern transportierter Schotter ab, der stark kalkhaltig und wasserdurchlässig ist und die mächtige obere Schicht des Steilhangs bildet. In der letzten oder Würm-Eiszeit tiefen die Schmelzwässer des Lechgletschers die Römerau-Terrasse in den Schotter ein und schufen so ein breites Tal, in welches in der folgenden Nacheiszeit die Wässer des abschmelzenden Gletschers noch weitere Terrassen eintiefen und der Lech sich schließlich in die tertiäre Flinzzone hinein grub. Dadurch entstand oberhalb dieser wasserundurchlässigen Flinzzone an den Steilhängen ein Quellhorizont, der aus zahlreichen Hangquellen Wasser austreten ließ. Dieses wurde gefasst und floss in mehreren Stadtbächen zum Lech oder speiste die Landsberger Brunnen. Aus diesen konnten sich die Landsberger kostenlos mit dem nötigen Trinkwasser versorgen.

Der alte Marktbrunnen

Er ist der erste, von dem uns schriftliche Quellen berichten. Im Jahre 1492 erwähnt eine durchreisende Gesandtschaft aus der Republik Venedig die bedeutenden Brunnen der Stadt und besonders den auf dem Marktplatz, der sein Wasser aus acht bis zehn Röhren senkrecht in die Höhe schleuderte². Der Druck entstand durch die Zuleitung aus einer höher gelegenen Hangquelle, so dass das Wasser sechs bis acht Fuß oder lanzenhoch spritzte, wie spätere Durchreisende berichteten. Dieser Brunnen ist übrigens nicht mit dem Brunnen zu verwechseln, an dem sich Herzog Ernst 1434 nach dem Tanz mit den Landsbergerinnen im Rathausaal erfrischte: Dieser sprudelte nämlich neben der Trinkstube im Gewölbe im Parterre des alten Rathauses, das bis 1698 mitten auf dem Marktplatz stand.

Wie der Marktbrunnen aussah, erfährt man aus den Bauzeichnungen der Stadt von den Jahren 1630 und 1663: 1630 erhielt ein nicht genannter Bildhauer 15 Gulden für die aus Eichenholz geschnitzte Figur eines „Mannß Bildt mit ainem Spieß und Schildt“ und weitere 16 Gulden für 4 wasserspeiende Delphine, vier Muscheln mit den Allegorien der Jahreszeiten und vier Fratzensgesichter oder Löwenköpfe³. Fast das gleiche Bildprogramm enthielt der im Jahre 1663 neu errichtete Marktbrunnen, für den der Bildhauer Georg Graf für 40 Gulden „einen romanischen Mann, vier Element, vier Delfin und vier Leben[Löwen-]köpff gemacht“ hatte⁴. Im gleichen Jahre fasste der Maler Franz Guggenberger dem Manne auf dem Marktbrunnen den Federbusch und das Lanzenfähnlein weiß und blau, also in den bayerischen Landesfarben⁵. Diese Brunnenfigur wurde 1686 und nochmals 1689 von Lorenz Luidl ausgebessert⁶. Zieht man nun einen etwas späteren Entwurf - eine Federzeichnung, wohl von Lorenz Luidl für eine Neugestaltung des Brunnens mit Marmorfassung⁷ - zu Rate, so erhält man eine gute Vorstellung von der Brunnensäule im Jahre 1663, die damals noch aus Eichenholz bestand:



Lavierte Federzeichnung von Lorenz Luidl

Der „romanische Mann“ ist ein Gewappneter in römischer Rüstung mit weiß-blauem Helmbusch und Lanzenfähnlein, der sich auf einen Schild mit dem bayerischen Rautenwappen stützt. Einen ähnlichen Marktbrunnen gab es damals auch in Traunstein (seit 1526). Sie wiesen wohl, ähnlich wie die Rolandsäulen auf die Marktfreiheit mancher norddeutscher Städte, auf die Gerichtshoheit des bayerischen Landesherrn hin. Betrachtet man den Entwurf weiter, der von Lorenz Luidl aus der Zeit kurz nach 1695 stammen könnte⁸, so entdeckt man an den Kanten des viereckigen Säulenschafte Delphine und in den Bildfeldern allegorische weibliche Figuren, welche wohl die vier Elemente Wasser, Feuer, Luft und Erde darstellen sollten. Nur die Löwenköpfe fehlen in diesem Entwurf.

1 Gekürzt vorherveröffentlicht im 13. Weihnachtsmagazin für die Stadt Landsberg am Lech, Verlagsbeilage des Landsberger Tagblatts vom 29. November 2002

2 Schober, Eine venezianische Gesandtschaft in Landsberg. In: Landsberger Geschichtsblätter 10 (1911), S.33

3 BHStA, Gl. Fasz. 2001, Nr.49

4 Stadtarchiv Landsberg (=StadtALL), Baugeldrechnung Anno 1663, fol. 87

5 StadtALL, a.a.O., fol. 90'

6 StadtALL, Baugeldrechnung Anno 1686, fol. # bzw. 1689, fol. 114

7 StadtALL, Einzelblatt, aufgefunden im Nachlass von Joseph Johann Schober, ohne Angabe der Herkunft

8 Das Blatt im doppelten Folioformat zeigt ein - wegen des ungewöhnlichen Papierformates - großes Wasserzeichen, das im Stadtarchiv nur noch einmal auf einem Schriftstück auftaucht, welches mit 1695 datiert ist

Der neue Marmorbrunnen

Der eichene Marktbrunnen war 1697 „alt zergangen“ und wurde abgetragen⁹. Für einen neuen Brunnen hatte man bereits sechs große Eichenstämme gekauft. Inzwischen aber hatte der Stadtrat beschlossen, das alte Rathaus auf dem Platz abzureißen und das bisherige Brothaus, dessen zwei obere Stockwerke an das herzogliche Salzamt vermietet waren, zum neuen Rathaus umzubauen. Auf dem Platze des 1698 abgerissenen alten Rathauses sollte der neue Marktbrunnen, jetzt aber aufwändiger mit einem marmornen Becken, errichtet werden, wozu wohl der Entwurf Lorenz Luidls dienen sollte. Man schickte auch den städtischen Werk- und Brunnenmeister Michael Hinterkircher nach Augsburg, um den dortigen Marktbrunnen (den Augustusbrunnen) zu besichtigen¹⁰. Danach fertigte er ein Modell zum neuen Marktbrunnen an¹¹. Dieses „Visier“ gefiel dem Rat so sehr, dass er den Steinmetzen Caspar Thumberger aus Adnet im Gericht Golling im Erzstift Salzburg beauftragte, den Brunnen nach diesem Modell anzufertigen¹². Thumberger schlug als Material roten Adneter Marmor vor. Die Adneter Marmorbrüche waren damals besonders ergiebig. Die Ecken des Marmorbeckens sollten vier große Marmorkugeln zieren, die in der Federzeichnung fehlen, wo auf dem Brunnenrand vier balusterartige Obeliskens stehen. Der Vertrag über das Marmorbecken für 2800 Gulden wurde am 6. Juni 1698 abgeschlossen. 1699 wurde Hinterkircher nach Salzburg geschickt, „umb zuersehen was an solch kostbaren Werkh gemacht und zugericht werde, auch ob alles dem Modell gmeß heraus khomme“¹³. Im Jahre 1701 war das neue Brunnenbecken mit vier flachgedrückten Kugeln auf dem Beckenrand fertig. Die vier großen Marmorkugeln und die Treppen zum Brunnenbecken lieferte Thumberger aber erst 1719¹⁴.

Die Brunnenfigur war wie früher aus Eichenholz. Ob man zunächst den Gewappneten mit Rautenschild und Lanze weiter verwendete, wie in der Federzeichnung zu sehen, lässt sich nicht nachweisen. Ein Rechnungsbeleg für eine neue Figur fehlt jedenfalls. Als Johann Luidl im Jahre 1729 den Arm der Figur ergänzte und die Malergesellen sie neu fassten, wird diese aber als „Meergott Neptunus“ bezeichnet¹⁵. War die alte Bedeutung der Figur in Vergessenheit geraten und hatte man deren Lanze durch einen Dreizack ersetzt? Diese Frage muss offen bleiben. Aber auch in Weilheim und Schongau gab es Neptunbrunnen, die im 18. Jahrhundert durch Marienbrunnen ersetzt wurden, wie Dr. Sigfrid Hofmann berichtet¹⁶. Und neben der Kaufbeurer evangelischen Pfarrkirche steht heute noch ein Neptun über der Brunnenschale.



Der Marktbrunnen wird zum Marienbrunnen

Als 1739 die Brunnenfigur als „völlig zerfaut“ befunden wird, erhält Johann Luidl den Auftrag, für 25 Gulden den „Neptunus“ durch eine Madonna mit Kind aus Eichenholz zu ersetzen, „item vor[=für] das Postament mit Laubwerkh und [unleserlich] und vor die 4 Delphine“ erhielt er insgesamt 87 Gulden. Der Neptunus stand aber damals bereits auf einer „marblsteinern Saullen“¹⁷. Nun hatte auch Landsberg, dem Zeitgeschmack entsprechend, seinen Marienbrunnen, wie bereits 1654 Mindelheim und 1698 Weilheim. Wie der Brunnen damals aussah, lässt sich auf dem Votivbild von 1749 in der Heilig-Kreuz-Kirche erkennen. Die von Johann Luidl geschnitzten Delphine vergoldete der Maler Franz Anton Anwander 1752 für 12 Gulden. Einige Zeit danach muss der Brunnen von einem Eisengitter umzäunt worden sein, denn 1773 erhielt der Maler Karl Thalheimer „so das Gätter um den Platzbrunnen mit Ölfarb angestrichen und die Knöpf vergoldet“, 62 Gulden.

9 StadtALL, Baugeldrechnung Anno 1697, fol. 27'

10 StadtALL, Baugeldrechnung Anno 1698, fol. 91'

11 StadtALL, a.a.O., fol. 96

12 StadtALL, Baugeldrechnung Anno 1699, fol. 91

13 StadtALL, a.a.O., fol. 96'

14 StadtALL, Baugeldrechnung Anno 1719, fol. 105

15 StadtALL, Baugeldrechnung Anno 1729, fol. 94 (J.Luidl) bzw. 92 (Anna Maria Schretterin, verwitbte Malerin)

16 Hofmann, Sigfrid, Über Brunnen der Stadt Landsberg. In: Mitteilungen für die Heimatpflege in Oberbayern 11 (1957), S.15

17 StadtALL, Baugeldrechnung Anno 1739, fol. 82'

Dieser Ausschnitt aus einem Votivbild in der Heilig-Kreuz-Kirche von 1749 zeigt noch die Madonna und die Delphine aus Holz.

Als nach gut vier Jahrzehnten die Madonna aus Eichenholz „keiner Ausbesserung mehr wert“ war, überlegten die Stadtväter nach eingeholten Kostenvoranschlägen, ob sie eine hölzerne, gefasste Figur für 170 Gulden oder eine aus Stein gehauene für 250 Gulden in Auftrag geben sollten. Man entschied sich dann für eine Steinfigur und beauftragte mit der Arbeit auf Vorschlag von Johann Baptist Straub¹⁸ am 22. April 1782 dessen ehemaligen Schüler Joseph Streiter aus Schwaz in Tirol¹⁹. Der in Auftrag gegebene Entwurf stellte aber nicht mehr die Madonna mit Kind, sondern Maria als Immaculata (unbefleckt Empfangene) dar, auf einer Kugel mit Schlange stehend, mit einer Lilie im Arm und einem Sternenkranz über dem Haupt, wie sie sich noch heutzutage unseren Blicken darbietet. Auch die vier hölzernen Delphine wurden damals wohl von Joseph Streiter durch steinerne ersetzt. Der Landsberger Goldschmied Johann Weiß erhielt 61 Gulden für Herstellung und Feuervergoldung der aus Kupfer gefertigten Lilie, des Sternenkranzes, des Mondes und des Apfels, den die Schlange im Maul hält²⁰.



Marienbrunnen mit 4 Kandelabern (vor 1910)

In der Folgezeit wurde der Brunnen zwar öfters repariert, Veränderungen erfuhr aber nur noch sein Umfeld. So beseitigte man 1874 die vier großen Marmorkugeln am Podest des Beckens und errichtete um den Brunnen ein quadratisches Plateau, an dessen Ecken vier gusseiserne Kandelaber mit Laternen aufgestellt wurden. Ein 1879 geplantes Eisengitter zwischen den Laternenpfählen zum Schutze von Blu-

men und Sträuchern unterblieb ebenso wie die Begrünung, da sich sowohl Professor Hauberrisser wie die Maler Piloty und Schwoiser, die wegen des Rathausfestsaales in Landsberg weilten, gegen eine Blumenanlage aussprachen²¹. Die vier Kandelaber und das Plateau wurden anlässlich des Ruethenfestes 1910 wieder abgebaut und die freie Fläche mit Lechkieseln gepflastert. 1916 erwarb die Strafanstalt die vier Kandelaber und ließ sie vor ihrem Torgebäude aufstellen. Die vier Marmorkugeln, die heute den Brunnen zieren, wurden aber erst 1954 neu angeschafft. Der Verschönerungsverein sorgte schließlich dafür, dass der Marktbrunnen wie ehemals wieder als Springbrunnen betätigt werden kann.

Abgegangene Landsberger Brunnen

Da heute zu Tage jedes Landsberger Haus an die städtische Wasserversorgung angeschlossen ist, dienen die öffentlichen Brunnen nur noch zur Belebung des Stadtbildes. Früher aber waren die meisten Landsberger Bürger auf die städtischen Brunnen zur Versorgung mit Trink- und z.T. auch mit Brauchwasser angewiesen. Einige Häuser allerdings, vor allem die an der Ostseite des Hauptplatzes stehenden, verfügten über eigenes Wasser aus Hangquellen in ihren Gärten am Schlossberg, so die Nummern 1, 2, 3, 5, 6 und 7, ebenso der Weißgerber auf Nr. 378 oder das ehemalige Chorregentenhaus Nr. 380 mit Quellwasser vom Leitenberg. Mit Wasser aus den städtischen Wasserleitungen wurden im Jahre 1633 im 1. Stadtviertel (Nr. 1-184) 40 (1736: 50) Häuser, im 2. Viertel (Nr. 185-298) 16 (1736: 18) Häuser, im 3. (Nr. 299-390) 8 (1736: 14) Häuser und im 4. Viertel nur 4 (1736: 5) Häuser gegen Wasserzins versorgt. Es fällt auf, dass sich am Hauptplatz und in der Ludwigstraße mehr Bürger eine Wasserzuleitung ins Haus leisten konnten als in den drei restlichen Vierteln zusammen. Und daran änderte sich bis ins 18. Jahrhundert nur wenig, wie die Vergleichszahlen von 1736 zeigen. Auch laut Grundbuch von 1817 waren es nur 108 Häuser, die über eine Zuleitung verfügten. Um so größer war der Bedarf an Wasser aus den städtischen Brunnen.

Während der Hauptplatz nur über den Marktbrunnen verfügte, der an den Markttagen auch als Fischbrunnen diente, gab es in der **Herkomerstraße** zwei öffentliche Brunnen, nämlich einen vor dem Gasthof zur Glocke und einen auf



18 Dies geht aus einem Brief des Landsberger Magistrats an den kurfürstl. wirkl. Geheimen Rat Georg Nicolaus v. Ickstadt, Dekan zu Wiesensteig, vom 15. 6. 1783 hervor: „Die Steinerne St: Mariä Bildnuß stehet nun würklt: in seinem bestimmten Platz, und beweiset die Fähigkeit ihres Meisters, mit der unsere vollkommene Zufriedenheit um so mehr übereinstimmt, ... als den berühmten Bildhauer H: Straub der Empfehlung gereuen wird“ (StadtALL, Karton Jahr 1783, N 9)

19 Wie Anm. 18, Nr. 3: Accords Verabredung vom 22. 4. 1782

20 StadtALL, Baugeldrechnung Anno 1783: „Johann Weiss, Goldschmied, so die Lilien und Schein, dan den Mond und Apfl, welchen die Schlange in Mund haltet, von Kupfer und guet in Feuer vergoldet, 61 fl.“

21 StadtALL, Baugeldrechnungen, Schreiben v. 7. 5. 1876

dem Leonhardiplatz. Über letzteren ist zu erfahren, dass Lorenz Luidl 1697 14 Gulden für die neue Brunnensäule „beim Lechtor“ mit dem eichenen Bildnis von St. Leonhard erhielt und der Maler Sebastian Kamb 8 Gulden für den Anstrich mit Steinfarbe²². Der Brunnen „negst der Gloggen“ dagegen wurde 1701 von Jakob Pottmayr mit Steinfarbe angestrichen²³. Laut Baumaterialrechnung vom Jahre 1701 wurde er - neben drei weiteren Brunnen auf dem Hafemarkt [heute Hellmairplatz], beim Lechbad [heute Flößerplatz] und beim Schlachthaus - als „neu errichtet“ bezeichnet, für dessen Wasserzuleitung vier Deicheln benötigt wurden²⁴. Es wirkt verwunderlich, dass 1729 Johann Luidl für 1 Gulden 20 Kreuzer und der Maler Anton Seelig für 4 Gulden 44 Kreuzer den St. Leonhard auf diesem Brunnen „bei der Gloggen“ ausbesserten²⁵. Stand auf beiden Brunnen eine Figur des selben Heiligen? Oder beziehen sich die Ortsangaben „beim Lechtor“ und „zunächst dem Gasthof zur Glocke“ auf den selben Brunnen? Eines steht aber fest: auf dem Leonhardiplatz gegenüber den Häusern Nr. 80 und 108 stand ein Brunnen mit der Holzfigur des Heiligen, der 1873 so zerfallen war, dass er abgebrochen werden sollte. Ein neuer gusseiserner Brunnen mit Schale und Mittelsäule für 1100 Gulden war bereits vom Magistrat vorgesehen, wurde aber vom Kollegium der Gemeindebevollmächtigten aus Kostengründen abgelehnt²⁶.

Abgegangen sind auch ein Brunnen auf dem freien Platz im **Klösterl** und zwei Brunnen am **Seelberg**, wovon der eine vor der Nr. 41 stand. Am Ende der **Salzgasse** (heute: Flößerplatz) wurde 1821 für 26 Gulden 4 Kreuzer ein neuer Brunnen aufgestellt, da der 1701 errichtete Metzgerbrunnen beim **Schlachthaus**²⁷ den Anwohnern ungeeignet erschien. Die Unterhaltskosten mussten deshalb die zehn Anlieger übernehmen²⁸. Allerdings war bereits ebenfalls 1701 beim Lechbad - also am Ende der Salzgasse - ein neuer Brunnen „aufgesetzt“ worden, der wohl als Vorläufer des 1821 errichteten angesehen werden kann. Beide Brunnen, die wohl Gumpbrunnen waren, existieren nicht mehr. Ebenfalls 1701 hatte die Stadt einen Brunnen auf dem **Hafemarkt** errichten lassen, für dessen Wasserzufuhr vier Deicheln [Holzröhren] gelegt wurden²⁹.

Kommen wir nun zu den Ängern! Bereits im ältesten Salbuch der Stadtpfarrkirche von 1429 wird zweimal ein Brunnen mitten im Vorderen Anger erwähnt, der gegenüber der Einmündung der Limonigasse stand³⁰. Im Ratsprotokoll von 1670 wird die Pflasterung rund um diesen **Brunnen „bei St. Johannes“** angemahnt³¹, und 1697 haben die Zimmerleute „mit denen neuen gemain pronen bey St. Leonhardt unnd St. Johannes, auch an dem Sandauer Thurn verdienth 8fl 20

kr³². Nur zweimal erwähnt wird ein Brunnen, dessen Standort 1649 „hinter der Kirche“ bezeichnet wird, und 1671 als „Prunnen beim Ambthaus, ist schon ain guette zeitt ohne wasser“³³. Unter dem Amthaus ist die herzogliche Fronveste, auch Eisenhaus genannt, zu verstehen [heute Hypovereinsbank]. Dieser Brunnen stand also wohl am Beginn des Vorderen Angers **vor dem Fronfesttor**, da unter der Schulgasse eine Wasserleitung lief, die diesen Brunnen speisen konnte. Auch am Hinteren Anger **beim Schafbräu** stand ein steinerner Brunnen, für dessen Anstrich noch im Jahre 1800 der Maler Matthias Dötzkirchner 4 Gulden 48 Kreuzer erhielt³⁴.

Schwieriger war die Wasserversorgung für die „Bergler“ in „Landsberg im Dorf“. Sie waren lange Zeit auf eine Hangquelle des Schlossbergs **beim Brunnenkircherl** angewiesen. Der von der Quelle gespeiste Brunnen im Hofgraben verfügte über Grändln, die im Jahre 1670 gerichtet werden mussten, da sie leckten und die Umgebung verunreinigten³⁵. Die Quelle, deren Fassung noch heute bei diesem Kircherl sichtbar ist, speiste einen der drei „Lederbäche“ Landsbergs, der durchs Hexenviertel und über den Hinteren Anger unterm Sandauer Tor durch zum Lech lief. Beim Schafbräu traf ein zweiter „Lederbach“ auf ihn, der aus einer Quelle beim Hof der Spitalschule entspringt, heute im Foyer des Stadttheaters als Rinnsal sichtbar ist und weiter hinter den Häusern des alten Holzmarkts und durch die Ledergasse verlief. Diese Quelle speiste früher einen nicht öffentlichen Brunnen an dem ehemaligen Lehrerwohnhaus bei der Spitalschule.

Der Berg oberhalb des Hofgrabens, wegen des völligen Fehlens von Quellwasser früher „Notbichl“ genannt, erhielt - ebenso wie der Leitenberg - erst nach der Einrichtung eines Pumpwerkes am Mühlbach im Jahre 1598 Wasser, und zwar durch eine Druckleitung, die zunächst das Jesuitenkolleg und vorbei am Bayertor, einen Brunnen im äußeren Schlosshof, die Rossschwemme und Waschhaus des Schlosses mit Quellwasser vom Leitenberg speiste³⁶. Ab 1636 versorgte das Pumpwerk - später Malteserpumpwerk genannt - auch die sich ansiedelnden Bauern und die Häuser der oberen Bergstraße mit Wasser, wofür allerdings Wasserzins gezahlt werden musste³⁷.

Am Berg konnten nun auch zwei Brauereien entstehen, der Süßbräu und der Pflerschbräu. Vorher hatte es oberhalb des Schmalzturms nur eine Brauerei gegeben, und zwar den Hofgrabenbräu hinter Haus 494, ein Pflerisches Lehenbrauhaus, das 1758 abbrannte und nicht mehr aufgebaut worden war³⁸. Der Gastwirt Georg Süß war 1638 vom Hauptplatz Nr. 176 auf den Berg gezogen und hatte für dort eine Braugerechtigkeit erworben. Vor dem Süßbräu wurde nun der **Bayertorbrunnen** gebaut, von dem es bereits 1656 heißt, er sei „schlecht, gehet gar wenig Wasser“, so dass der städtische Brunnenmeister nach dem Rechten sehen musste³⁹. Der Brunnen wurde aus der Wasserleitung gespeist und erst 1919 entfernt⁴⁰.

22 StadtALL, Baugeldrechnung de Anno 1697, fol. 75' (Kamb) u. 76' (Luidl)

23 StadtALL, Baugeldrechnung pro Anno 1701, fol. 91

24 StadtALL, Baumaterialrechnung pro Anno 1701, fol. 69' u. 85'

25 StadtALL, Baugeldrechnung Anno 1729, fol. 92 u. 94

26 StadtALL, Fach 63, 1872/7

27 Den Namen Metzgerbrunnen kann dieser erst nach 1745 erhalten haben, da in diesem Jahre das Schlachthaus, das zuvor am Schlossberg beim Eingang des Hexenviertels stand, über dem Einlauf des Mühlbaches errichtet wurde

28 Winkelmayr Paul, Öffentliche Brunnen in Landsberg. In: Landsberger Geschichtsblätter 1927, Sp. 3

29 StadtALL, Baumaterialrechnung pro Anno 1701, fol. 69

30 StadtALL, Salbuch „vnser lieben frawen vnd Irs Gozhaws zu der pfarrkirchen zu lanndsperrg“, begonnen 1429, S. 11: „Item aws Ch. Wollslahers haws beym prunnen am Anger 1 lib wachs“ und S. 15: „Item aws Erhart Zawers haws am Anger beym läch bey dem prunnen, get sand veit Järlich ain ort eins vngerischen guldin auf Martini“. Wollslahers Haus stand dort, wo nach 1505 die St. Johanniskirche errichtet wurde, und Erhart Zawers Haus ist das Nachbarhaus Nr. 214, ehem. Seilerei Daschner. (Das Salbuch ist noch unveröffentlicht, liegt aber als Manuskript vor.)

31 StadtALL Ratsprotokoll de anno 1670, fol. 88' (Quatemberrat am 22. Sept. 1670)

32 StadtALL, Baugeldrechnung de Anno 1697, fol. 28'

33 StadtALL Ratsprotokoll de anno 1671, fol. 13' (Quatemberrat am 23. 2. 1671)

34 StadtALL, Baugeldrechnung 1800, fol. 34'

35 StadtALL Ratsprotokoll de anno 1670, fol. 31 (Quatemberrat am 28. Febr. 1670)

36 Dengler Franz, Trinkwasser- und Abwasseranlagen der Stadt Landsberg in Mittelalter und Neuzeit. In: Landsberger Geschichtsblätter 1986/87, S. 12ff

37 StadtALL, Fach 338, Nro. 42 (1639: Veranlagung der Bauernhöfe im Dorf für den Wasserzins nach Erbauung des Pumpwerkes auf den Berg)

38 StadtALL, Pflerische Lehensachen 1758: Franz Klozens, gewesten Bierbrauers Brauhaus durch ein gählings ausgekommenes Feuer gänzlich abgebrannt; Pfarrarchiv Mariä Himmelfahrt, Sterbebuch II, S. 781: „Hofgrabenbräu“ (1761)

39 StadtALL Ratsprotokoll de anno 1656, fol. 44

40 wie Anm. 27, Sp. 5

Um diesen Brunnen gibt es eine handfeste Geschichte: Es war im Jahre 1668, da wuschen die beiden Töchter des Spitalschreibers an dem Brunnen, aus dem auch die Pferde getränkt wurden, mehrere Holzkübel („schäffer und gelter“) aus. Als sie von der Schurlerin, einer Weißbierschenkin und Korporalsfrau, wüst beschimpft wurden, dass sie das Wasser getrübt hätten, gaben die Mädchen zurück: die Schurlerin sei eine Geigerhure und Hexe, und behaupteten, man habe sie früher ins Hexengewölb gesperrt und wie eine Hexe auf einer Misttrage („Mistpern“) aus der Stadt hinausgetragen. Der Magistrat hob die gegenseitigen Beschimpfungen gegeneinander auf, ermahnte den Spitalschreiber, seine Töchter in besserer Zucht zu halten und bestrafte ihn mit einem halben Pfund Pfennigen⁴¹. An der Sache muss aber wohl etwas dran gewesen sein, denn als 14 Jahre später die Schurlerin vom Gerichtsprocurator Paulus Güsser beschuldigt wurde, sich über die Fähigkeiten des Herrn Landrichters das Maul zerrissen zu haben, kam es bei Rede und Gegenrede zu der Feststellung, es sei doch stadtkundig, „daß die beclagte wegen ihres verbrechens auf der redo Müstbeern aus der Stadt getragen worden“ sei⁴². Tatsächlich hatte sich die Schurlerin 1660 - vor ihrer Heirat mit dem Korporal, sie war damals bereits Witwe - mit Soldaten eingelassen und wurde deshalb zur Rede gestellt⁴³.

Zurück zu dem Brunnen! Die Umgebung des Brunnens vor dem Bayertor war 1649 wegen der Vereisungsgefahr in den Pfützen gepflastert worden. Wenn die Rosse getränkt oder - wie im berichteten Falle - große Holzgefäße an ihm gereinigt wurden, wurde viel Wasser verschüttet und der Umkreis eingenässt. Bei Winteranbruch gab es dann auch auf dem Pflaster schlüpfriges Glatteis. Für die Sauberhaltung der Brunnen und die Beseitigung des Glatteises war der am geringsten Geachtete der städtischen „Ehehalten“ [Bediensteten] verantwortlich, und das war der Bettelvogt, auch „Schatzl“ genannt. Ja einmal, im Jahre 1695, wird der Schatzl sogar ermahnt, darauf zu achten, dass bei den Gemeindebrunnen keine „Heimlichkeiten“ - also Nachthaferl - ausgeleert werden⁴⁴. Dieser Mann - nie ein gebürtiger Landsberger! - hatte seine Dienstwohnung im Nonnenturm und war für die Beseitigung von Unrat und die Vertreibung fremder Bettler zuständig, damit diese den hiesigen Bettlern nicht „das Brot vom Maule wegrißen“, wie immer wieder in den Dienstweisungen des Bettelvogtes zu lesen ist.

Im oberen Teil der Alten Bergstraße gab es noch einen weiteren städtischen Brunnen, für den die Anwohner jährlichen Wasserzins zahlen mussten. Er stand auf der Freifläche **bei der Bergschmiede** (Haus Nr.486) nicht weit vom 1866 abgebrochenen Elisabethkirchlein. Er wird wohl gleichzeitig mit dem Brunnen beim Bayertor errichtet worden sein. In der Baurechnung von 1645 wird ein 3 Schuh breiter und 3 Schuh tiefer Graben für die bleiernen Rohre und Deicheln vom Brunnenhaus (wohl beim Bayertor) bis zu St. Elisabeth herab von 453 Klaftern Länge erwähnt. Für die über 100 Zentner kärntnisches Blei erhielten zwei Augsburger Händler über 1000 Gulden⁴⁵. 1643 schon hatte der Rat je zwei Brunnenhauptleute zur Kontrolle der Sauberkeit des oberen und des unteren Brunnens „im Dorf“ eingesetzt. Für den oberen sind es der Süßbräu Georg Siess und der Schmiedbauer Hans Jesewanger (Haus Nr.440), für den unteren der Metzger und Postmeister Hans Wagner (Haus 493) und der Bäcker Andreas Schöllhorn, dessen Haus Nr. 436 nur wenige Schritte vom Brunnen bei St. Elisabeth entfernt stand⁴⁶.

41 StadtALL Ratsprotokoll de anno 1668, fol. 79'

42 StadtALL Ratsprotokoll de anno 1682, fol. 76

43 StadtALL Ratsprotokoll de anno 1660, fol. 39

44 StadtALL Ratsprotokoll de anno 1695, fol. 33'

45 StadtALL, Baurechnung Anno 1645, fol. 88', 90 u.93'

46 StadtALL Ratsprotokoll de anno 1643, fol. 14

1841 war dieser untere Brunnen ein Gumpbrunnen (mit Pumpe) und wird als ruinös bezeichnet. Vier Jahre darauf ließ ihn die Stadt wieder herrichten. Wann er beseitigt wurde, konnte nicht ermittelt werden.

Unklar ist, ob der im Jahre 1669 erwähnte **Ziehbrunnen beim Postmeister** (Haus 493) städtisch oder privat war. Der städtische Brunnenmeister weigerte sich nämlich, ihn wegen der Gefahr ohne eine Sondervergütung zu reparieren, da dies nicht zu seinen Aufgaben gehöre⁴⁷. Dieser Ziehbrunnen wird sonst nirgendwo erwähnt, es sei denn, es handelt sich um den „Brunnen am Berg“, dessen Seile 1682 repariert werden mussten⁴⁸.

Im Jahre 1902 gab es in der Altstadt noch sechs „laufende“ Brunnen, aus denen also ständig Wasserstrahlen flossen: am Sandauer Tor, am Ende der Salzgasse, im Klösterl, beim Süßbräu und zwei am Seelberg. Sie wurden damals zwecks Wasserersparnis aus Laufbrunnen zu Ventilbrunnen umgebaut. Ein weiterer Brunnen in der Blatterngasse war ebenfalls ein Ventilbrunnen⁴⁹.

Außerhalb der Altstadt hatte man einen **Brunnen am Bahnhof** installiert. 1927 gab es darum wegen der Wasserzinsen Verhandlungen mit der Betriebsinspektion der Eisenbahn.

Noch immer oder bereits wieder existierende Brunnen

Außer diesem standen 1927 nur noch vier Brunnen: der Marienbrunnen auf dem Hauptplatz, der Brunnen beim Lehrerwohnhaus bei der Spitalschule, der Giglbrunnen und der neugotische Brunnen bei St.Katharina, der jetzt wieder auf seinem ursprünglichen Platz beim Sandauer Tor aufgestellt ist.

Ein Vorläufer des **Brunnens beim Sandauer Tor** dürfte so alt sein wie der Brunnen an der Einmündung der Limonigasse bei der St.Johanniskirche. Erstmals erwähnt wird er im Ratsprotokoll von 1638: Als der Äußere Rat die Errichtung eines neuen Brunnens vor dem Sandauer Tor beantragte, lehnte der Innere Rat dieses Ersuchen mit der Begründung ab, dass das Wasser nicht ausreiche und ja bereits innerhalb des Tores ein Brunnen stehe⁵⁰. Im Jahre 1697 erhielt dann Lorenz Luidl zugleich mit dem Leonhardibrunnen den Auftrag, auf den neuen Gemeinbrunnen beim Sandauer Tor ein eichenes Bildnis von St.Benedikt zu schnitzen, wohl als Hinweis auf den Patron der Sandauer Kirche, zu welcher der Weg durch das Sandauer Tor führt; der Maler Joseph Anton Seelig bekam für das Anstreichen der Brunnensäule und des Bildnisses mit Steinfarbe 8 Gulden⁵¹. Im 19.Jahrhundert muss der Brunnen wohl stark ruinös gewesen sein, denn 1827 plante die Stadt die Errichtung eines neuen, aber steinernen Brunnens an Stelle des alten für 446 Gulden. Die Ausführung unterblieb aber, und als 1841 und 1847 Angebote für einen gusseisernen Brunnen eingingen, entschied man sich für einen solchen, und seit einem nicht näher bekannten Zeitpunkt schmückte ein neugotischer Brunnen mit sechseckigem Wasserbecken und einem Spitzturm mit drei als Drachenköpfe gestalteten Wasserhähnen den Platz am Zusammenschluss von Vorderem und Hinterem Anger⁵². Im Zuge der neuen Kanalisation ließ die Stadt 1904 diesen gusseisernen Brunnen abbauen und wohl kurz darauf rechts vor dem Haupteingang zur 1891 geweihten -

47 StadtALL Ratsprotokoll de anno 1669, fol. 76'

48 StadtALL Ratsprotokoll de anno 1682, fol. 107

49 wie Anm.28, Sp.5

50 StadtALL Ratsprotokoll de anno 1638, fol. 36

51 wie Anm. 22

52 wie Anm. 28, Sp.3



Der neugotische Brunnen beim Sandauer Tor

ebenfalls neugotischen - neuen Pfarrkirche St.Ulrich und Katharina aufstellen, wo er allerdings keinen Wasseranschluss hatte⁵³. Dieser nun funktionslose Brunnen büßte im Laufe der Zeit zwei Drachenköpfe, vier Krabben und eine Fialbekrönung ein, die wohl das Interesse von Souvenirjägern gefunden hatten. Im Zuge der Altstadtsanierung plante die Stadt schließlich 1994 auf Anregung des Verkehrsvereins, vor dem Eckhaus gegenüber dem Sandauer Tor den ehemaligen Zustand mit dem Brunnen wiederherzustellen. Es ließ sich zwar keine Schenkung des Brunnens an die Kirche nachweisen, er gilt aber als „ersessen“; daher überließ ihn die Kirchenverwaltung St.Ulrich und Katharina der Stadt stiftungsweise gegen das Versprechen, ein Denkmal für Pater Rupert Mayer zu errichten. So wurde er schließlich abgebaut, restauriert, die fehlenden Teile nachgegossen und im Juli 2000 am ursprünglichen Ort wieder aufgebaut, allerdings etwas näher am Hause als früher, damit die großen Ruethenfestwagen genügend Platz zum Wenden haben. So plätschert er seitdem, aber nun mit vier statt der ehemals drei Drachenköpfe, wieder vor sich hin.

Der Giglbrunnen

Der Name dieses Brunnens leitet sich von der Wessobrunner Stukkatorenfamilie Gigl ab, von denen zwei Brüder und deren Neffe sich in den Jahren nach 1760 in Landsberg niedergelassen hatten und, als das Stuckieren zur Zeit des Klas-

sizismus aus der Mode gekommen war, Kaufleute wurden. Der eine von ihnen, Matthäus, war von 1785 bis 1806 sogar Bürgermeister. Ihm gehörte das Haus Nr.394 am unteren Ende der Alten Bergstraße. (Gegenüber auf 410 saß übrigens seit 1785 sein Neffe Johann Michael Gigl, der dort einen Hucklerladen führte). Das Haus 394 blieb während dreier Generationen im Besitze der Gigl. Hinter dem Nachbarhaus 395 hatte es schon lange eine in einer städtischen „Wasserstube“ gefasste Hangquelle gegeben, von wo aus das Wasser früher in Deicheln zur damaligen Stadtschreiberei (Hauptplatz Nr.6) geführt wurde. Bereits in der Kammerrechnung von 1632 wird diese Wasserstube „hinder des Schwingenkhössls khupferschmidts haus“ erwähnt⁵⁴. Dem Kupferschmied aber gehörte das genannte Haus 395. Der Giglbrunnen wurde wohl um 1838 nach Abbruch einer Mauer zwischen beiden Häusern errichtet. Als 1876 die Stützmauer hinter dem Brunnen schadhafte geworden war, entschloss sich die Stadt, den Brunnen zu restaurieren und umzugestalten. Als Brunnenbecken verwendete man nun das marmorne Weihwasserbecken mit Säule aus der nach dem Spitalbrand von 1874 abgebrochenen Spitalkirche⁵⁵. Das Wasser sprudelte aus einer von der Münchner Firma Kolb und Morstadt für 100 Mark gelieferten gusseisernen Gesichtsfratze. Zu einem nicht überlieferten Zeitpunkt wurde diese Fratze durch ein Brunnenüberl aus Zinkspritzguss ersetzt, so dass der Brunnen bald im Volksmund als Bubelesbrunnen oder - in Unkenntnis der Vorgeschichte - als Gigerlbrunnen bezeichnet wurde. Dieses Brunnenüberl aber fand um 1960 eines Nachts einen Liebhaber, so dass der Brunnen nun ganz ohne Zierde war. Als 1984 der Bildhauer Bertram Graf den Auftrag zur Restaurierung der schadhafte Tuffrückwand und Flickung von Sprüngen in Säule und Brunnenbecken erhielt, bat das Bauamt um ein zusätzliches Angebot für die Nachbildung des Brunnenüberls. Wie aus der Rechnung Grafs vom 2.Juli 1985 über knapp 13 000 DM hervorgeht, wurde aber nur der ursprüngliche Auftrag ausgeführt. Nach einiger Zeit aber fand sich ein edler Spender, der ein neues Brunnenüberl aus Spritzguss stiftete, wie solche heute serienmässig hergestellt werden.



Der Giglbrunnen mit dem später gestohlenen Brunnenüberl

⁵³ wie Anm. 28, Sp.4

⁵⁴ StadtALL, Cammer Rechnung Anno 1632, fol. 18

⁵⁵ Maier Adalbert/Paul Winkelmayr, 600 Jahre Hl.Geistspitalstiftung Landsberg. In. Landsberger Geschichtsblätter 1949, Sp.117

Das Brünnderl in der Blatterngasse

Im Jahre 1902, als die damals in der Altstadt noch laufenden Brunnen zur Wasserersparnis mit Ventilen ausgestattet wurden, wird auch ein Brunnen in der Blatterngasse erwähnt. Am Ende der Gasse, die sich vor dem ehemaligen Blatternhaus zu einem kleinen Platz weitet, entdeckt man heute an der Stützmauer des Leitenberges ein steinernes Brunnenbecken und darüber, in die Wand eingelassen, eine - allerdings nicht originale - barocke Platte mit einem Wasser speienden bärtigen Gesicht, über ihm eine Sonnenuhr, darunter eine Weintraube, welche die Jahreszahl 17 - 69 teilt.

Dieses Brünnderl hat eine Geschichte, die von der liebenden Fürsorge der Anwohner zu ihrem mittelalterlichen, stets peinlich sauber gehaltenen Altstadtwinkel Zeugnis ablegt: Bei den Stadtführungen spielten zwei Anwohner des Platzes in mittelalterlichen Kostümen eifrig mit: Günter Edenhofer und Alfred Scheid. Im Jahre 1994 beschlossen die beiden und deren Angehörige, ihre gesammelten Einnahmen als Mitspieler in Höhe von 1600 DM nicht zu verfeiern, sondern den Platz wieder mit einem Brunnen zu schmücken. Hans Pfister, Restaurator aus Heinrichshofen, besorgte aus einem Antiquariat eine Brunnennachbildung aus Mainsandstein-Ersatzmaterial. Die Stadt steuerte über 2600 DM zu, und am 17. Mai 1994 konnte der Brunnen mit einem Fasserrl Wein von den stolzen Anwohnern festlich eingeweiht werden. Das Wasser - bei der Einweihung war es Wein! - plätscherte aus einem hinter dem Brunnen in der Wand eingelassenen, abgedeckten Pumpenbehälter aus einem Röhrchen im Brunnenmund. Sieht man heute die Brunnenmaske, so muss man leider feststellen, dass das Ausflussröhrchen lose im Brunnenmund steckt und das neben ihm ausrinnende Wasser die Traube unter der Maske völlig versintert hat. Eine Reparatur des Auslaufs und Beseitigung der Aussintungen würde der Stadt in diesem mittelalterlichen Altstadtwinkel gut anstehen. Die Anwohner und die Teilnehmer an den Stadtführungen würden es ihr danken.



Brünnderl in der Blatterngasse

Der Brunnen im Hexenviertel

Zwei einfache, schmucklose Brunnen der Stadt sollen nicht unerwähnt bleiben. Der eine plätschert im Hexenviertel gleich neben dem Durchgang unter der ehemaligen Stadtmauer aus einem Rohr am Hange des Schlossberges in ein rechteckiges steinernes Becken mit ovaler Mulde. Über seine Vergangenheit konnte nichts ermittelt werden. Nachdem im September 1999 größere Schäden im Bereich des Ausflussrohres festgestellt worden waren, setzte ihn der städtische Bauhof im Mai und Juni 2001 in Stand und reinigte ihn.



Das neue Brunnenbüberl



Brunnen im Hexenviertel

Der Brunnen an der Neuen Bergstraße

Der andere Brunnen, in einer gemauerten Nische am Steilhang des Schlossberges zwischen dem hölzernen Aufgang beim Pfannenstielhaus und der Einfahrt zur Kavernengarage gelegen, war 1999 ebenfalls recht verwahrlost. Auf Antrag der Bürgeraktion Landsberg wurde er vom März bis Juni 2001 ebenfalls durch den städtischen Bauhof in Ordnung gebracht und durch ein Gitter geschützt.



Brunnen beim Pfannenstielhaus

Neue Brunnen⁵⁶

Der Brunnen beim Ignaz-Kögler-Gymnasium

Als 1962 der 2. Bauabschnitt der damaligen Oberrealschule - seit 1976 Ignaz-Kögler-Gymnasium - an der Lechstraße gebaut wurde, errichtete man vor der Schule eine Brunnenanlage, bestehend aus zwei abgestuften rechteckigen Becken aus kieselsäurehaltigem Nagelfluh und einer dahinter lagernden weiblichen Figur aus fränkischem Muschelkalk. Aus dem oberen größeren Becken rinnt das Wasser in ein zweites, tiefer liegendes Becken, aus dem heraus noch ein kleiner Springbrunn sprudelt. Planer und Gestalter des Brunnens und der „Liegenden“ war der Bildhauer Hendrik Brouwers aus Holzhausen am Ammersee, der die Brunnen-

figur als letzten Teil der Anlage am 23. September 1963 übergeben konnte.

Der Brunnen vor dem Landratsamt

Das Landratsamt, 1961 an der v.-Kühlmannstraße erbaut, erhielt im gleichen Jahr einen Brunnen, dessen Schöpfer weder in den Unterlagen des Landratsamtes noch in der Registratur des städtischen Bauamtes verzeichnet ist. Schließlich konnte unser Mitglied Hermann Weigl, unter Landrat Bernhard Müller-Hahl Verwaltungsoberamtsrat und die „rechte Hand“ seines Chefs, aus seinem Gedächtnis die Geschichte dieses Brunnens liefern: Nach erfolgter Ausschreibung, an der u.a. auch Bertram Graf teilgenommen hatte, griff man doch auf einen Entwurf des Herrn Landrats zurück, der von einem Münchner Steinmetzbetrieb ausgeführt wurde.

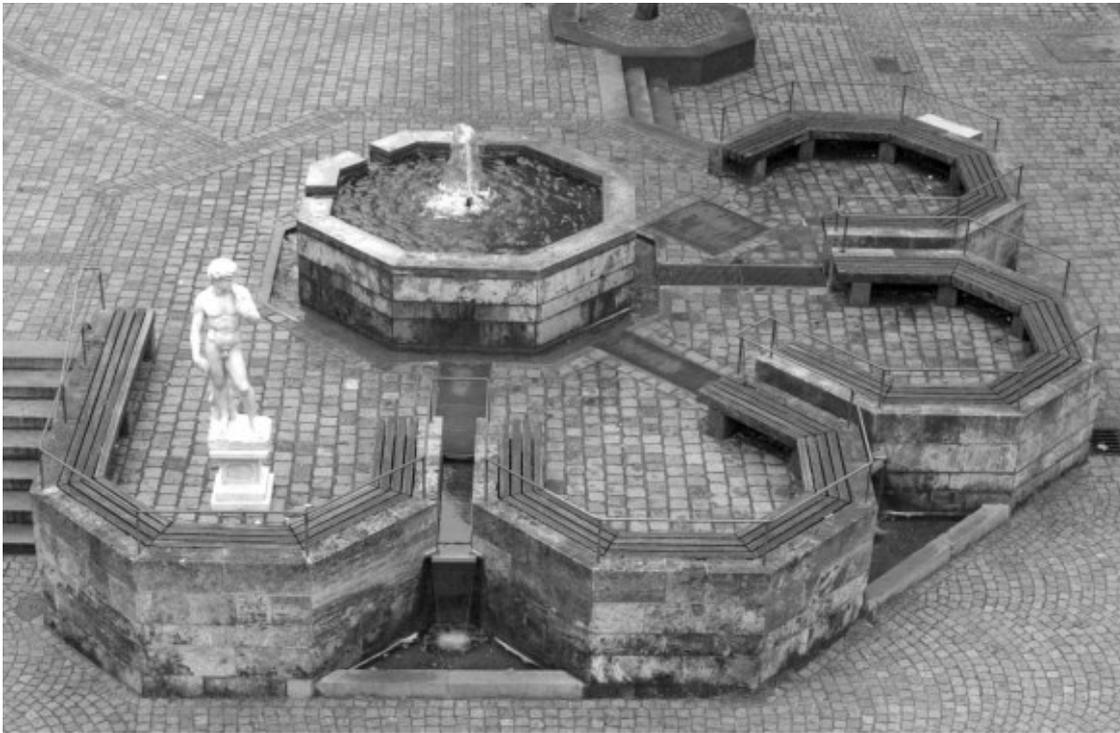
⁵⁶ nach Unterlagen des Stadtbauamtes



▲ Brunnen vor dem Landratsamt

▼ Der Brunnen vor dem Ignaz-Kögler-Gymnasium





Der Brunnen auf dem Georg-Hellmair-Platz

In den Jahren 1978/79 ließ die Stadt im Rahmen der Altstadtanierung den Bereich des Georg-Hellmair-Platzes, der bis dahin vor allem als Parkplatz gebraucht worden war, neu pflastern und zu einer Fußgängerzone umgestalten. Dabei begradigte man das nach Westen leicht abschüssige Gelände und grenzte den Platz durch eine Treppen- und Brunnenanlage zur Ludwigstraße hin ab. Im Südwesten des Platzes entstand so nach einem Entwurf von Architekt Erhard Duwenhögger, München, ausgearbeitet vom städtischen Bauamt, unter der Bauleitung von Ernst Hitzler im Herbst 1978 eine durch zwei Granittreppen begehbare Anlage mit vier wabenförmig angeordneten Bankgruppen, die sich um ein 2.70 Meter breites Wasserbecken gruppieren und zwischen denen das Wasser aus dem Becken in drei Rinnen herabfließt. An warmen Tagen erfreut sich die Anlage des regen Zuspruches, besonders von Jugendlichen, für die sie neben dem Marienbrunnen zu einem zweiten beliebten Treffpunkt inmitten der Altstadt wurde. Eine besondere, wenn auch nicht unumstrittene Attraktion war die Aufstellung einer Replik des Davids von Michelangelo in der Brunnenanlage anlässlich einer Italienischen Nacht der „Landsberger Konzerte“, zwei Wochen vor dem Veranstaltungstermin am 13. Juli 2002. Nachts wurde die Statue aus dem Wasser des Beckens heraus angestrahlt.

Der Brunnen im Klösterl

Mitte März 1989 ging die Stadt daran, im gesamten Bereich des Klösterls und Seelberges die Straßen zu erneuern und durch eine neue Fahrbahnaufteilung und Platzgestaltung in diesem beliebten Wohnbereich den Verkehr zu beruhigen. Auf der platzartig erweiterten Fläche vor dem Cafe sollte ein Brunnen stehen. Die Ausschreibung für die Gestaltung, wofür im Haushalt 25 000 DM vorgesehen waren, gewannen die Bildhauer Jörn und Eva Ehlers aus Utting. Ihr Brunnen aus - angeblich - wetterbeständigem Juramarmor sollte auf die vielen Wanderer hindeuten, die zum Wildpark, in den Lechpark Pössinger Au und zum Lechhöhenweg streben. Eine große, etwas in die Kleinpflasterfläche vergrabene steinerne Karaffe spendete als Quellstein das Wasser, das in eine Pflasterrinne lief und am Ende der Rinne in drei Steinen mit Abflusslöchern versickerte. Auf dem Stein neben der Karaffe erkannte man die Fußab-

drücke eines durstigen Wanderers, der sich seiner heißen Wanderstiefel entledigt und sie neben den Brunnen gestellt hat. Zwischen dem Brunnen, einer neu gepflanzten Linde und dem Cafe entstand so ein vom Verkehr durch drei Poller geschützter Platz, auf dem im Sommer auch einige Tische und Stühle zum Verweilen einladen. Somit hatte das Klösterl, wenn auch an etwas anderer Stelle, wieder wie 1902



Der ehemalige Brunnen im Klösterl



einen Brunnen mit fließendem Wasser. Leider entstanden in der Karaffe durch eindringendes gefrierendes Wasser schon Risse, so dass eine Reparatur geboten erschien, wenn der Brunnen gerettet werden sollte. Da die Reparaturkosten aber im Laufe der Jahre auf 10 000 DM angestiegen waren, aber trotzdem sich wieder ein Riss zeigte und der angeblich wetterbeständige Juramarmor zu bröckeln anfing, wollte die Stadt das Risiko nicht mehr tragen, dass ein kraxelndes Kind von wegbrechenden Trümmern getroffen werden könnte. So

wurde der ruinöse Brunnen schließlich im August 2003 von den Männern des Bauhofes abgetragen. Beim Abladen brach er dann vollends auseinander. Nun wird an gleicher Stelle ein neuer, einfacher Trinkbrunnen installiert, wofür im Haushalt 10 000 Euro eingepplant sind.

Der Ruethenfestbrunnen

Schon seit dem späten Mittelalter gab es in mehreren Städten Süddeutschlands den Brauch, im Mai die Kinder mit ihren Schulmeistern zum Rutenschneiden vor die Stadt zu schicken. Nach der Überlieferung entstand daraus nach dem 30jährigen Krieg in Landsberg ein Kinderfest, wenn die Schulkinder, nachdem sie in die Lechauen „in die Ruethen“ gegangen und abends singend heimgekehrt waren, von den Eltern bewirtet wurden. Urkundlich wird der Brauch erstmalig 1751 beiläufig als die „vor die Schuellkündter gehaltenen Rietten“ genannt. Im 19. Jahrhundert entwickelte sich daraus ein festlicher Umzug mit der Darstellung vieler historischer Ereignisse der Stadt aus vergangenen Jahrhunderten, der alle vier Jahre mit über 1000 Kindern veranstaltet wird. Drei Tage vor dem Festumzug wird auf dem Spitalplatz, an dem seit 1877 die Knabenschule (jetzt Spitalschule) steht, das kleine Ruethenfest mit Bewirtung der Kinder gefeiert. Deshalb regte im März 1995 der Ruethenfestverein an, auf dem Spitalplatz einen Brunnen mit tanzenden Kindern aufzustellen. Zu dieser Zeit wurden im Rahmen der Altstadtsanierung die Plätze der Innenstadt, darunter auch der Spitalplatz, neu gestaltet. Der Auftrag zur Gestaltung des Brunnens ging an den Bildhauer Dietmar Scharfe, der im Herbst 1998 die vom runden Brunnenblock spiralförmig nach außen laufende Tuffsteinmauer setzte. Da sich die Herstellung der geplanten drei Brunnenfiguren über Jahre hinauszögerte und bis zum Ruethenfest 2001 nicht abzusehen war, trat die Stadt schließlich von dem Vertrag zurück und schrieb die Gestaltung der Bronzefiguren neu aus. Aus sieben eingegangenen Gestaltungsideen wählte das Preisgericht im Januar 2001 die des Thaininger Bildhauers Joachim Maria Hoppe aus. Der Entwurf sah zwei am Rande des Brunnens im Reigen tanzende Mädchen und einen am Brunnen sitzenden Buben vor, der mit der Hand Wasser



schöpft. Die Herstellung der Figuren kam zügig voran, und so konnte am 4. Mai 2002 der Ruethenfestbrunnen durch den Vorsitzenden des Vereins, Hermann Helminger, feierlich eingeweiht werden.

Der Brunnen vor dem Sandauer Tor

Bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts war die Fläche nördlich der Stadtmauer vor dem Sandauer Tor unbebaut, abgesehen von den Mühleinrichtungen nördlich der Straße. Im Laufe des 19. Jahrhunderts entstanden dann beiderseits der Sandauer Straße mehrere Kleinhäuser. Als man im Jahre 1948 neben dem Sandauer Tor eine zweite Durchfahrt für den Verkehr schaffen wollte, legte man deshalb die Häuserzeile westlich der Straße nieder. So gewann man außer dem neuen Verkehrsweg einen freien Blick auf die Nordwand der Stadtmauer mit einem Mauerturm und dem Reststumpf des Färberturms am Mühlbach. Besonders eindrucksvoll sind die Lüftungsklappen der Färberei und die darunter noch vorhandenen Stangen zum Trocknen der gefärbten Tuche. Der freie Platz davor war eine Rasenfläche, auf der z.B. während der Ruethenfest das Landsknechtslager seinen Platz fand. An dieser Stelle sollte eine großflächige Brunnenanlage mit Bänken am Mühlbachrand zum Verweilen einladen, und der Landsberger Künstler Bertram Graf erhielt 1967 den Auftrag zur Gestaltung. Die Fläche wurde gepflastert und der Innenraum mit vier Steinpollern zur Straße hin gesichert. Der Brunnen in der Mitte besteht aus einem quadratischen Betonblock, auf dem bis 1999 eine runde Scheibe aus Waschbeton ruhte, aus deren Zentrum das Wasser quoll und von den Rändern schleierartig herabfloss. 1990 war die Oberfläche der Betonscheibe zentimeter tief ausgewaschen, da sie nicht, wie vom Künstler geplant, mit einer mit Korund vergüteten Oberfläche hergestellt worden war. Der Künstler baute die alte schadhafte Scheibe 1999 ab, konnte die vorgesehene Neugestaltung wegen schwerer Krankheit aber nicht beenden. Nach seinem Tode übernahm Wolfram Dietze, bildender Künstler aus Eresing, die Fertigstellung aus bestem, mit Edelstahl armiertem Beton.

Private Brunnen in der Altstadt

Der Brunnen der Landsberg-Ammersee-Bank

In den Jahren 1984/85 wurde im Rahmen der Altstadtsanierung an Stelle der Hofdurchfahrt des Gebäudes Ludwigsstraße 163 eine Passage als Verbindung zur Hinteren Salzgasse geschaffen. An der Rückfront des Gebäudes ließ die damalige Raiffeisenbank einen Brunnen errichten. Ein quaderförmiger Betonkasten mit an der Westseite halbkugelförmig



Brunnen der Landsberg-Ammersee-Bank

◀ Brunnen vor dem Sandauer Tor

Brunnen im Färberhof ▶

naem Abschluss ist mit Lechkieseln gefüllt. Darauf ruht ein mächtiger Findling, aus dem Wasser sprudelt, das nach vier Seiten herabrinnt. Der Planer und Gestalter des Brunnens war bei der Bank und deren Vorgängerin nicht mehr zu ermitteln.

Der Brunnen im Färberhof

Der jüngste Brunnen der Stadt, offiziell noch nicht eingeweiht, aber schon in Betrieb, steht im Färberhof und gehört zur sanierten Wohnanlage im Baukomplex der alten Unteren Färb- und Mang an der Stadtmauer beim Sandauer Tor. Die Gestaltung und Ausführung der Brunnenanlage oblag dem Bildhauer Andreas Sobek aus Deggendorf nach einer Grundidee des Architekten Finn Rye Hansen, unter der beratenden Mitwirkung der Landschaftsarchitektin Dore Müller aus Asch. So wurde im Juni/Juli 2002 der Brunnen errichtet, der an die ursprüngliche Funktion des Gebäudes erinnern will: Aus einem schmalen rechteckigen Steintrog erhebt sich ein bronzenes Gestell, über dem, ebenfalls aus Bronze, ein unten mit Fransen gesäumtes Tuch hängt, an welchem von oben Wasser herabrinnt. Wasser war das Element für das Färben der Tücher, denn in farbhaltiges Wasser tauchte der Färber die Textilien. Deshalb stand die Untere Färberei der Stadt - wie auch die Obere am Rossmarkt - in unmittelbarer Nähe des Mühlbaches. Der Brunnen trägt an der Ostseite des Bronzetuches die Inschrift: „Der Mensch hat in sich Himmel und Erde. Hildegard von Bingen“ und an der Westseite: „und die Liebe ist die Luft, die wir trinken. Bettina von Arnim“. Der Vorgang des Trinkens wird so ins Metaphysische erhoben.

Die Brunnen in der Weststadt

Der Sparkassenbrunnen auf dem Von-den-Hoff-Platz

Auf dem Vorplatz der Zweigstelle West der Sparkasse Landsberg-Dießen errichtete diese, anlässlich des 25jährigen Bestehens dieser Zweigstelle und des 150jährigen der



Sparkasse im Jahre 1985, eine Brunnenanlage, um ihren Sparern und Kunden „ein freundlicheres Gesicht des von-den-Hoff-Platzes zu schenken“, wie in der Presseinformation vom 14. April 1986 zu lesen war. Der Brunnen, entworfen vom einheimischen Bildhauer Bertram Graf, ging als Spen-



de der Sparkasse ins Eigentum der Stadt Landsberg über. In der Mitte einer achteckigen gepflasterten, nach innen muldenartig geneigten Fläche erhebt sich auf einem Betonsockel eine Bronzepyramide, auf deren vier Dreieckfeldern als Basrelief flach eingearbeitete Baumotive die vier Jahreszeiten symbolisieren sollen. An den vier Spitzen der Pyramidendreiecke sind die Buchstaben E, O, A und U eingetieft, deren Bedeutung nicht mehr ermittelt werden kann. Aus der Spitze der Pyramide sprudelt das Wasser, gespeist aus einer Brunnenkammer im Keller des Sparkassengebäudes, und rieselt über die Baumotive auf vier Seiten herab. Auf der Nordseite der Pyramide ist der Text „150 Jahre Sparkasse Landsberg - Diessen - 1985“ in das Baumotiv eingetieft. An den Rändern der gepflasterten Mulde lagern acht klobige Findlinge. Die Brunnenanlage umgibt eine Gruppe von Kugelbäumen, die mit den Bäumen auf der Pyramide korrespondieren und die ganze Anlage in den grünen Von-den-Hoff-Platz integrieren sollen. Am 5. Juli 1986, einem Samstagnachmittag, wurde die Anlage mit Blasmusik und Marktständen bei Bier und Wurst festlich eingeweiht.

Der Brunnen am Pater-Rupert-Mayer-Denkmal

Der Jesuitenpater Rupert Mayer hat einen zweifachen Bezug zu Landsberg: Im 1. Weltkrieg schwer verwundet, lag er vom Juli bis November 1917 hier im Heilig-Geist-Spital im Lazarett und widmete in der Stille der Genesung sein Leben Gott und dem Einsatz für den Frieden in der Welt. Seine mutigen Predigten gegen das NS-Regime im Münchner Bürgersaal führten zur Verhaftung durch die Gestapo und brachten ihm seinen zweiten Landsberger Aufenthalt ein - vom 17. Januar bis zum 3. Mai 1938 im Gefängnis am Hindenburgring. Wegen einer Amnestie vorzeitig aus der Haft entlassen, wurde er jedoch im November 1939 wieder festgenommen und in das Konzentrationslager Sachsenhausen eingeliefert. Mit zerrütteter Gesundheit wurde ihm schließlich auf Betreiben von Kardinal Faulhaber als Zwangsaufenthalt - mit Predigtverbot! - das Kloster Ettal zugewiesen. Nach seinem Tode im November 1945 in München wurde er im Bürgersaal, der Stätte seiner mutigen Predigten, beigesetzt. Sein Grab ist inzwischen zu einer häufig aufgesuchten Gebets- und Kultstätte geworden.

Im Vorgriff auf seine auf den 3. Mai 1987 angesetzte Seligsprechung beantragten die beiden katholischen Stadtpfarrgemeinden und das Dekanat Landsberg bereits am 16. Februar 1987 die Umbenennung des an der Justizvollzugsanstalt - seinem Kerkerort - vorbeiführenden Hindenburgs in „P. Rupert-Mayer-Ring“. Der Antrag wurde damals vom Stadtrat aus unterschiedlichen Gründen abge-

lehnt. 1992 griff dann während der Planung eines neuen Baugebietes im Westen der Stadt der damalige Oberbürgermeister Franz Xaver Rößle den Gedanken auf, eine der neuen Straßen nach Pater Rupert Mayer zu benennen. Zugleich wandte er sich im Benehmen mit Stadtpfarrer Bucher von der Pfarrei St. Ulrich und Katharina an den akademischen Bildhauer Egon Stöckle in Hohenfurch mit dem Plan, die dreieckförmige Erweiterung der geplanten Pater-Rupert-Mayer-Straße zu einem Platz gärtnerisch umzugestalten, in dessen Mittelpunkt ein Denkmal mit der Porträtbüste des Paters, verbunden mit einer Brunnenanlage, stehen sollte. Die Kirchenverwaltung St. Ulrich und Katharina überließ dafür der Stadt stiftungsweise den neugotischen Brunnen, der seit 1904 vor der Katharinenkirche stand und nun wieder auf seinen ursprünglichen Platz beim Sandauer Tor aufgestellt werden konnte. Egon Stöckle tat sich mit Bildhauer Josef Lang aus Denklingen zur gemeinsamen Gestaltung zusammen. Deren Konzept sah in der Mitte des Platzes eine leicht abfallende lange Rampe aus Carraramarmor vor, mit einer eingearbeiteten Rinne, durch die das Wasser in ein rechteckiges Becken fließt, aus welchem ein keilförmiger, längs gespaltener Bronzeblock aufwächst. Eine Marmorstele, die, von der Rampe als Basis aus gesehen, an der Spitze eines Dreiecks dem Brunnen gegenübersteht, korrespondiert so mit der Brunnenanlage, eingebunden durch eine konzentrische Pflasterung. Die Stele trägt die Bronzebüste des Paters. Die Marmorblöcke der Gesamtanlage gestaltete Josef Lang, das Bronzemonument und die Porträtbüste Egon Stöckle.



Das Hochaltarbild in der kath. Filialkirche St. Michael in Beuern¹

Alois Epple

Bildinhalt

Auf dem Bild ist das Jüngste Gericht dargestellt. Der Erzengel Michael steht auf der Weltkugel. Beim Jüngsten Gericht kommt ihm als Seelenwäger, der das Buch der Auserwählten führt, eine besondere Bedeutung zu. Er ist als geflügelter Engel in römischer Rüstung, mit roter Tunika, goldenem Panzer und Federhelm zu sehen. In seiner Rechten hält er das Flammenschwert, mit dem er Adam und Eva aus dem Paradiese vertrieb und Luzifer aus dem Himmel stürzte. Seine linke Hand weist auf das Kreuz, welches diagonal nach oben weist und von Engelköpfen umgeben ist.

Ein Engel am Kreuz hält Arma Christi, die Lanze des Longinus und den Hysopstab mit Essig getränktem Schwamm. Auf dem vertikalen Kreuzbalken steht, in Anspielung auf das Jüngste Gericht, *Signum Filij Hominis*, *Math. 24,31*. Über Michael, hinter dem Kreuz, erscheint am Himmel dieses *Zeichen des Menschensohnes*. Man sieht eine strahlende Kreisscheibe, in die ein Dreieck einbeschrieben ist. In diesem Symbol für die Unendlichkeit des dreieinigen Gottes ist eine Lilie und ein Schwert in einem Ring gekreuzt. Der Ring ist Zeichen des ewigen Lebens. Lilie und Schwert symbolisieren Christus als Weltenrichter. Das Schwert ist Zeichen der weltlichen Macht, die Lilie Symbol der geistlichen



(Abbildung in Farbe
auf der Umschlagrückseite)

Macht, Recht zu sprechen. Weiter ist die Lilie im Zusammenhang mit dem Weltengericht auch Symbol der Gnade und der Auferstehung.

Rechts neben Michael stürzt ein Engel ins Bild und bläst zum Jüngsten Gericht. Neben der Posaune, am Bildrand, dürfte einmal das Fegefeuer dargestellt gewesen sein. Man erkennt noch schwach einen Wolkenkranz, der das Eingangstor bildete und, mit viel Fantasie, zwei Köpfe von armen Sündern.

Ein Blitz, der vom Kreuz ausgeht, stürzt drei nur um die Lenden Bekleidete ins ewige Verderben. Sich wild gebärdend, erkennen sie jetzt ihr Unheil.

Links vom Erzengel sieht man drei in wallende Gewänder gekleidete Gerettete. Die oberste Person hält einen Martyrerpalmzweig. Die untere Person schwebt, von einem Engel unterstützt, aus dem Grabe nach oben.

Auf dem Bild sind drei große Engel, drei Gerettete und drei Verdammte zu sehen. Vielleicht sollten hiermit auch die drei Lebensalter angedeutet werden.

Qualität

Das Bild ist nicht ungeschickt aufgebaut, zeigt jedoch einige Schwächen, besonders in der Komposition.

Weltkugel, hl. Michael und das *Zeichen des Menschensohnes* bilden eine mächtige Mittelachse. Die Verdammten ergeben eine breite und tiefe Basis. Die linke Seite ist mit vier Figuren überlastet. Auf der rechten Seite fliegt der posaunende Engel ins Bild hinein und schafft damit Tiefe, die sich freilich nicht nach oben als Himmelstiefe fortsetzt. Das Gewirr der Arme und Beine der Verdammten sowie der posaunende Engel zeigen, dass der Maler Schwierigkeiten mit der Anatomie und Perspektive hatte. Die Arm- bzw. Handhaltungen der drei Geretteten ist stereotyp. Je ein Arm geht mit geöffneter Hand nach oben, während der andere Arm am Körper bleibt und die Hand auf der Brust liegt. Das Bild setzt sich aus Teilen unterschiedlicher Qualität zusammen. Man hat den Eindruck, dass der Maler von verschiedenen Kollegen Anregungen übernommen und wie ein Puzzle zusammengesetzt hat.

Zuschreibung

Schwieriger als den Inhalt zu entziffern und die Qualität zu bewerten ist es, dieses Bild einem Maler zuzuschreiben.

In den *Kunstdenkmälern*² steht, dass der Landsberger Maler Franz Anton Anwander für die Pfarrkirche in Erpfting ein Hochaltarbild, 9 zu 4 Fuß, mit Darstellung des Erzengels Michael, malte. Dieses Bild wurde 1833 aus der Kirche entfernt und soll später nach Beuern gekommen sein.

1922 kam es in der Kirche in Beuern zu einem Brand. Der neugotische Hochaltar verkohlte. Er wurde durch einen neuen aus Erpfting ersetzt. Bei dieser Gelegenheit dürfte auch das heutige Hochaltarbild von Erpfting nach Beuern gekommen sein³. Es könnte sich also um dieses Bild handeln. Die Maße stimmen ungefähr.

Einen weiteren Anhaltspunkt liefert die Stichserie *Symbolum Apostolicum* von Johann Georg Bergmüller⁴. Der Maler entnahm diesen Bergmüllerstichen einige Details: Ein Verdammter ist Stich Nr. 5 entnommen. Eine Gerettete findet sich ähnlich in Stich Nr. 7. Der posaunende Engel stammt aus Stich Nr. 11. Nun verwendeten viele Maler Bergmüllerstiche als Vorlage. Aber eben auch Franz Anton Anwander setzte sich mit dem Augsburger Akademiedirektor auseinander⁵.

A.Merk⁶ schreibt, dass sich Franz Anton Anwander *eher an einem schweren bäuerlichen Bergmüllerstil* orientierte. Vergleicht man die Entwurfzeichnung *Martyrium der hl. Afra* von Johann Anwander mit der Ausführung seines Bruders in Spötting, so wird die Orientierung Franz Anton Anwanders an Bergmüller deutlich. Johann Anwanders Entwurf wurde

von seinem Bruder zwar bis ins Detail übernommen, Franz Anton gestaltete jedoch die Figuren voluminöser, die Gesichter runder. Auch im Hochaltarbild von Beuern kann man in den voluminösen Frauen, den wild gestikulierenden Gestürzten und den aufgebauchten Gewändern die Orientierung des Malers an Bergmüller erkennen.

Vergleicht man unser Bild mit Bildern Franz Anton Anwanders, so kann man am meisten Übereinstimmung mit dem Bild in der Spitalkirche in Wemding erkennen. Das quadratische, durch die Beleuchtung scheibenartige Gesicht des hl. Wunibald ist dem Gesicht des von einem Engel Geretteten nicht unähnlich. Der linke Putto bei der Maria in Wemding entspricht dem Engel am Kreuz in Beuern.

Franz Anton Anwanders malerisches Talent reichte nicht aus, einen eigenen Stil zu entwickeln. Sein Duktus ist zu wenig ausgeprägt, um ihm unsigned Bilder eindeutig zuschreiben zu können. Er malte wohl oft auch nach Vorbildern. Unter Berücksichtigung dieser Einschränkung und der obigen Hinweise kann das Hochaltarbild in Beuern dem Landsberger Maler Franz Anton Anwander zugeschrieben werden.

1 Dieses Bild ist weder im Dehio noch im Heimatbuch für den Landkreis Landsberg a. Lech, 2. Aufl. 1982 erwähnt.

2 Die Kunstdenkmäler von Bayern, Stadt Landsberg a.L. 4. Bd., München Berlin 1999.

3 Epple, A.: Die Kirche in Beuern (erscheint 2004)

4 Abgebildet in Tacke, A.(Hg.): Herbst des Barock, München Berlin 1998, S. 20-22.

5 Vgl. Epple, A.: Franz Anton Anwander (1718-1797), Fass- und Bildermaler in Landsberg, in: Landsberger Geschichtsblätter 97./98. Jg., 1998/99.

6 Merk, A.: Johann Anwander (1715-1770= - Ein schwäbischer Maler des Rokoko, Diss., München 1975.

Lorenz Luidls Bildhauersöhne

von Klaus Münzer

I. Zwei Meisterstücke und ihre Geschichte

An den beiden Stützpfälern der Orgelempore der Landsberger Stadtpfarrkirche Mariä Himmelfahrt, schräg gegenüber dem St.Vitusaltar, stehen die überlebensgroßen Schnitzfiguren des Erziehers und der Amme dieses Heiligen, Modestus und Crescentia. Über diese zwei Bildwerke war der Forschung bisher nur ein Eintrag in der Stadtkammerrechnung von 1713 bekannt, nämlich: „*Herrn Lorenz Luidl, als dessen Sohn 2 bilder, nemblich Modestum und Crescentium (!) für seine Maisterstuckh in U: l: Fr: Pfarr-Gottshaus verfertigt hat, seindt derentwillen yber das ienige, was ihme bei der Khürchenpflieg beraiths bezallt worden, zur sublevation [=Entlastung] ermelten Pfarrgottshaus von ainem Ersamben Rath diss orths ausvolgen zulassen bewilliget, auch würcklich bezallt worden 7 fl.30 kr.*“

Während noch Herbert Nagel beide Figuren dem Vater Lorenz zuschreibt¹, meint Wilhelm Neu²: „...*der eigentliche Autor kann aber nur Johann Luidl und keiner seiner Brüder gewesen sein*“. In Band 2 der „Kunstdenkmäler von Bayern. Stadt Landsberg am Lech“³ liest man als Bildunterschrift zu den Abbildungen beider Figuren noch: „...*zwei 1713 von einem Sohn (Johann oder Sebastian?) des Bildhauers Lorenz Luidl als Meisterstücke gefertigte Bildwerke...*“. Durch zwei Resolutionen, die Verf. bei der Anlage eines Registers der Ratsprotokolle von 1622 bis 1749 im Ratsprotokoll von 1713 fand, ist Wilhelm Neus Zuschreibung nun aber eindeutig gesichert.

1.) Auf fol.16 findet sich unterm 23. Januar 1713 folgende „*Verwilligung der Maister Stuckh. Nachdeme herr Lorenz Luidl des Eüssern Rhats burger und bildthauer alhier in gesessnem Rhat sich vernemben lassen, welcher gestalten Er zwischen seinen Söhnen dahin eine Eventual disposition vor handten habe, daß nach seinem hiezeitlichen hintritt dessen Sohn Johannes besüzer der Werckhstatt verbleiben, zu dem Endte aber noch in lebszeiten des Vatters zu dennen maister stuckhen admittiert werden mechte, mit bitt, ihme hierybert die grg: Verwilligung zethain, und weill Er entschlossen die zuverfertigten habendte Maister Stuckh Einem Ehersamben Rhat zu offerieren, als will Er wollermelt einem Lobl: Magistrat anbey auch anhaimb gestöllt haben die Maister Stuckh nach belieben zu benambsen.*“

Bereits 1713 regelt Lorenz Luidl also unter seinen vier Bildhauersöhnen die Nachfolge bei der Übernahme der Werkstatt nach seinem Tode durch seinen Sohn Johann. Die unübliche Zulassung zu den Meisterstücken vor der Werkstattübergabe ist wohl nur dadurch zu erklären, dass Lorenz Luidl, selbst Mitglied des Äußeren Rates der Stadt, die Stücke dem Stadtrat schenken will („zu offerieren“) und diesem auch die Wahl der Bildthemen („zu benambsen“) freistellt.

2.) Ein halbes Jahr später, am 14. Juli 1713, bittet nun der Sohn, Johann Luidl, den Rat um Zulassung zu den Meisterstücken.

(RP 1713, fol.74 (14.7.1713))

„*Maister-Stuckh Verwilligung.*

Johann Luidl hiesiger burger und bildthauers Sohn hat bey Einem Ehersamben Rhat ds underthenige anlangen gestöllt, ds Er, weill auch sein Vatter schon einstens dafür angehalten, nunmehr zu dennen maister stuckhen admittieret werden mechte; daher mann entschlossen, Ihne zu solch gebettten Maisterstuckhen khommen zu lassen, und aufge-

tragen worden, in Unnser Lieben Frauen Pfarr Kirchen zu St:Veiths altar den Heyl: Modestum und Crescentiam für ein maister Stuckh zuverfertigen“ (s. Abbildungen S.34)

Nun erst geht also der Stadtrat auf das Angebot des Vaters Luidl vom Januar ein, benennt die heiligen Modestus und Crescentia, bestimmt deren Platz in der Stadtpfarrkirche und lässt den Sohn zur Machung der Meisterstücke zu. Offen bleibt allerdings, warum Lorenz Luidl 7 fl 30 kr für die beiden Meisterstücke seines Sohnes Johann von der Stadtkammer empfing. Es handelt sich jedenfalls um keinen Restbetrag, denn die Kirchenrechnungen von 1713 erwähnen die beiden Figuren nicht. Da die Meisterstücke ja ein Geschenk darstellen, wäre denkbar, dass damit die Fremdkosten Luidls, etwa für die Fassung der Figuren, abgegolten werden sollten, ein Betrag, der sonst wohl von der Kirchenpflege hätte erstattet werden müssen.

II. Die Regelung der Nachfolge

Lorenz Luidl hatte, wie bekannt, vier Söhne, die die Bildhauerkunst bei ihm erlernt hatten⁴:

Ferdinand Luidl (1670-1736), aus der 1.Ehe mit Maria Millerin, wurde am 8.10.1670 geboren und war beim Tode seiner Mutter acht Jahre alt⁵. Mit 15 Jahren trat er am 24.3.1686 der Bruderschaft der ledigen Gesellen bei, von denen er sich am 30.8.1699 im 29. Lebensjahr verabschiedete⁶. Bis dahin arbeitete er also als Geselle bei seinem Vater Lorenz. Er wanderte dann wohl, bis er sich 1703 als Bildhauer in Illereichen niederließ, wo er am 22. Mai die Jungfrau Margarethe Denlin heiratete. 1706 wurde dort von seiner 2. Frau Maria Anna sein 1. Sohn Johann Sebastian geboren. Danach zog die Familie nach Hegelhofen bei Weißenhorn, wo 1614 sein 2. Sohn Stephan geboren wurde. Am 22. März 1736 starb „der virtuose Künstler Ferdinand Luidel, von Herzen schlicht und recht, von plötzlichem Schlag getroffen“, in Hegelhofen. Ihm werden Schnitzwerke in etwa 20 Kirchen und Kapellen im Umkreis von Weißenhorn zugeschrieben. „Ferdinand Luidl scheint für eine

1 H. Nagel: Lorenz Luidl. Ein schwäbisch-bayerischer Bildhauer und seine Werkstatt in Landsberg am Lech; in: Oberbayerisches Archiv 79. Band, München 1954, S.50: „Auch diese beiden Plastiken sind nicht urkundlich für [Lorenz] Luidl gesichert. Wir schließen uns der Zuweisung von Schmidt an, denn sie sind einmal von hoher künstlerischer Qualität, wie sie damals kein zweiter Bildhauer in Landsberg hätte hervorbringen können. Außerdem besitzen sie die für [Lorenz] Luidl nachgewiesenen Eigenschaften in hohem Maße“.

2 W. Neu, Der Landsberger Bildhauer Johann Luidl; in: Landsberger Geschichtsblätter 85./86. Jgg. 1986/87, S.51

3 Dietrich, Dagmar, u. Heide Weißhaaar-Kiem: Landsberg am Lech, Band 2, Sakralbauten der Altstadt. Deutscher Kunstverlag München Berlin 1997, S.218

4 Außerdem lernten bei ihm aus seiner Meringer Verwandtschaft sein älterer Bruder Adam (*vor 1645), der 1668 in Lorenz Luidls Werkstatt eintrat, 1672 lediggesprochen und als Bildhauer in Mering genannt wird und am 6.8.1681 in Dachau starb; dann seine Vetter Joseph, Lehrzeit 1701-1705 (geb.1682, gest.1729 als Mesner und Bildhauer in Mering) und Gabriel, Lehrzeit 1703-1707 (*1688, +1748 in München). Siehe dazu: Lieb Norbert, Die Luidl, eine Bildhauerfamilie des bayerischen und schwäbischen Barocks, In: Das Münster, 3. Jgg. 1950, Heft 7/8 und: Landsberger Geschichtsblätter 1950, 79 u.86. (Nach dem Tode seines Vaters Michael 1683 in Mering nahm Lorenz Luidl übrigens seine Mutter Christina bei sich auf, die am 21.12.1686 in Landsberg starb.)

5 Ratsprotokoll vom 18.2.1678, fol.22: Regelung der Vormundschaft

6 StadtA LL, „Hauptbuech der Loblichen Bruderschaft Unser Lieben Frawen Geburt Ledigenstandts Manspersonen“, zu 1686 u.1699



Generation von etwa 1700 bis 1736 den unteren Illergau fast ausschließlich mit den Erzeugnissen seiner gefälligen Kunst versorgt zu haben⁴⁷. Als Bildhauer wirkten auch seine Söhne Sebastian II. (1706-1745) in Weißenhorn und Stephan II. (1714-1752) in Kellmünz und Oberdettingen (Württemberg).

Stephan (1684-1736) und Johann Luidl (1686-1765)

Als Lorenz Luidl 1713 die Nachfolge für seine Werkstatt regelte, kamen dafür also nur noch die drei Söhne aus der zweiten Ehe mit der Landsberger Bäckerstochter Ursula Ludwig in Frage. Der älteste dieser drei, der am 25.12.1684 geborene **Stephan**, wurde am 23. August 1699 zusammen mit seinem anderthalb Jahre jüngeren, am 19.5.1686 geborenen Bruder **Johann Baptist** in die Bruderschaft der ledigen Gesellen aufgenommen, das war im gleichen Jahre, in dem ihr älterer Halbbruder Ferdinand die Bruderschaft – und damit Landsberg – im Alter von 28 Jahren verließ. Stephan stand damals 1699 also im 15. Lebensjahre, während sein Bruder Johann bereits mit 13 Jahren als Geselle in der väterlichen Werkstatt arbeitete.

Als der Vater Lorenz am 23. Januar 1713 vor dem Stadtrat die „Eventualdisposition“ zwischen seinen Söhnen über die Werkstattnachfolge zu Gunsten seines jüngeren Sohnes Johann bekanntgab, war dieser also 26, Stephan aber bereits 29 Jahre alt. Spätestens jetzt ging wohl Stephan auf Wanderschaft. Es sei sogar „nicht nur möglich, sondern sehr wahrscheinlich daß Stephan auf seiner Wanderschaft in der offenbar sehr gut beschäftigten Arbeitsstätte seines älteren



Bruders [Ferdinand] um 1710 in Hegelhofen weilte und von dort aus nach Dillingen weiterzog“⁴⁸. Vielleicht fand er 1713 Arbeit in der Werkstatt des Dillinger Bildhauers Johann Baptist Libigo, der bereits 1703 gestorben war. Denn bis 1713 hatte dessen Sohn Joseph Anton Libigo die väterliche Werkstatt weitergeführt, trat aber in diesem Jahre als Pater Anselm ins Kloster Fultenbach ein, so dass also ein erfahrener Geselle und Sohn eines damals weit bekannten Vaters in der Libigo-Werkstatt, die von der Witwe Libigo bis 1717 geleitet wurde, willkommen war. Nach dem Eintritt ihres Sohnes ins Kloster verblieb als künftige Erbin der Werkstattingerechtigkeit die Tochter Anna Barbara Libigo, welche am 14. Juni 1717 den nun 33jährigen Stephan Luidl heiratete⁹. Sein Vater Lorenz hatte einen Schuld- und Bürgerschaftsbrief über 100 Gulden unterzeichnet, um seinen „geliebten Sohn Stephan...ausheyrathen“ zu können¹⁰. Am 7. Juli 1717 wurde Stephan Luidl vom Landsberger Rat die Urkunde über seine eheliche Geburt und Freiheit von Leibeigenschaft erteilt, die Voraussetzung für seine Einbüрге-

7 Christa, Joseph, Die Bildschnitzerfamilie Luidl. Ein Gedenkblatt zum 22. März und 10. April, den 200. Jahrtagen des Todes der Brüder Ferdinand und Stephan Luidel; in: Schwabenland, 3. Jgg. 1936, Heft 1, S. 1328

8 wie Anm. 7, S. 135

9 Schöttl Julius: Johann Baptist Libigo, Joseph Anton Libigo, Stephan Luidl (Dillinger Bildhauer aus der Zeit des Barock); in: Jahrbuch des Historischen Vereins Dillingen a. d. D., XLIX. und L. Jahrgang 1936/38, S. 224

10 Staatsarchiv München, Briefprotokolle der Stadt Landsberg 1717, fol. 187



▲ Lorenz Luidl (Stadtpfarrkirche Landsberg)



▲ Ferdinand Luidl (Wallenhausen bei Weißenhorn)



▼ Stephan Luidl (Maria Medingen)



▼ Johann Luidl: Erzengel Gabriel (Stadtpfarrkirche Landsberg)

rung in Dillingen¹¹. In fast 20jähriger Schaffenszeit versorgte Stephan Luidl etwa 25 Kirchen in Dillingen und dessen weiterem Umkreis mit seinen Schnitzwerken, bis er am 10. April 1736 im Alter von 51 Jahren starb – im gleichen Jahre wie sein Halbbruder Ferdinand.

Johann und Sebastian Luidl (1691-1722)

Sebastian Luidl, Lorenzens jüngster Sohn, wurde am 15. Januar 1691 geboren. Im Alter von 15 Jahren wird er am 7. März 1706 in die Bruderschaft der ledigen Gesellen aufgenommen – gleichzeitig mit dem drei Jahre älteren Verwandten Gabriel Luidl aus Mering¹².

1710 klagt der Maler Simon Pock aus Erpfting vor dem Landsberger Rat, die **Brüder Johann und Sebastian Luidl** hätten ihm schon öfters aufgelauret und bedroht, ihn zusammenzuschlagen und sich darauf nach Wien zu retirieren. Er bitte daher um die Gewähr von Sicherheit. Die Bildhauerbrüder rechtfertigen sich, der Maler habe vor bereits 5 Jahren ihnen fünf Entwürfe („Visier“) abgeluchst unter dem Vorwand, er hätte einen Altar zu fassen und werde ihnen die Kistler- und Bildhauerarbeit dazu zuschanzen; er habe aber nur 3 Visiere zurückgegeben. Der Stadtrat untersagt den beiden Luidlbrüdern weitere Bedrohungen des Klägers und droht ihnen im Wiederholungsfall eine Strafe von 3 Pfund Pfennigen an.

1713 könnte sich Sebastian Luidl, damals 21 Jahre alt, auf Wanderschaft begeben haben. Im Steuerbuch der Stadt Dillingen vom Jahre 1716 wird sein Name unter dem der Witwe Johann Baptist Libigos verzeichnet, im Jahre darauf steht sein Name über dem der Witwe, doch ist „Sebastian“ durchgestrichen und mit „Stephan“ überschrieben. Eine Berichtigung, die vielleicht schon 1716 hätte vorgenommen werden müssen? Es drängt sich aber auch die Vermutung auf, dass Sebastian sich vielleicht berechnete Hoffnungen auf die zu erwartende Bildhauergerechtigkeit gemacht hatte, der ältere 33jährige Halbbruder aber von der Witwe Libigo respektive deren Tochter gegenüber dem jungen, ungestümen Sebastian (s.u.!) den Vorzug erhielt. 1717 jedenfalls wird „Sebastian Luidl, Bildhauer“ wieder im Hauptbuch der ledigen Gesellen in Landsberg verzeichnet. Es ist das Jahr, in dem seinem Bruder Johann, jetzt bereit 31 Jahre alt, endlich die Werkstatt vom Vater übergeben wurde, nachdem Johann bereits 1713 mit den Figuren des Modestus und der Crescentia seine Meisterstücke geliefert hatte.

In den folgenden Jahren arbeitete Sebastian Luidl als Geselle bei seinem Bruder Johann, wie eine Arbeit von 1721 bezeugt (s.u.!). In dieser Zeit wird er aber vor allem mit Einträgen in den Ratsprotokollen aktenkundig. So muss er wohl 1719 den Metzger Joseph Wagner so gereizt haben, dass ihn dieser abends auf der Lechbrücke angriff und in den Fluss geworfen hätte, wenn nicht andere Leute dazugekommen wären. Der Metzger musste dafür in den „Gehorsam“, das ist der Bürgerarrest im Keller des Rathauses¹³.

1720 muss er selbst in den „Gehorsam“ gehen, weil er eine vorbeziehende Hochzeitsgesellschaft aus dem Fenster heraus mit einem Pistolenschuss begrüßte¹⁴. Im Juni des

11 Staatsarchiv München, Briefprotokolle 1554/68 – Stephan Luidl fol. 124r

12 Gabriel Luidl (1688-1748), ein Vetter von Lorenz, seit 1720 Hofbildhauer in München, war etwa 1722 bis 1726 Lehrmeister von Johann Baptist Straub.

13 StadtA LL, Ratsprotokoll vom 2.5.1719, fol.41: „Gehorsamb Straff. Joseph Wagner burger und Mözger ist darumben in den gehorsamb condemnirt worden, weil Er verwichner Tagen abents auf der bruggen Sebast: Luidl hiesigen burgers Sohn anetast, auch in den Lech werffen, oder mit Schlägen tractieren wollen, wann nit andere leith in das mitl khommen weren.“

14 StadtA LL, Ratsprotokoll vom 9.2.1720, fol.15r: „Gehorsamb Straff. Sebastian Luidl hiesiger burgers Sohn ist darumb in den gehorsamb condemnirt worden, weil Er sich dieser Tagen bey einem offentlichen Hochzeit gang understandten wider die bisherige Verboth von einem Fennster mit einer Pistollen heraus zu schiessen.“



Stubhan – Epitaph (Stadtpfarrkirche)

gleichen Jahres musste er 4 Schilling Geldstrafe zahlen, weil er den Georg Haas aus Kaufering verprügelt hatte¹⁵. Es fällt hierbei übrigens auf, dass er, obwohl noch Geselle, als „Herr“ Sebastian Luidl bezeichnet wird.

Im Jahre 1721 entstand das bisher einzig bekannte von Sebastian Luidl mitsignierte Werk: die rotmarmorne Grabplatte des kurfürstlichen Salzbeamten Johann Wilhelm Stub-

15 StadtA LL, Ratsprotokoll vom 17.6.1720, fol.15r: „Straff. H:Sebastian Luidl B: und bildthauer Sohn alhier ist darumb pr: 4 ß:dn: punctiert worden, weil Er Georgen Haas von Khauffring mit straihen anetast.“

16 wie Anm.3, S.178, mit Abbildung Nr.187.



han, ursprünglich unter der Kanzel der Stadtpfarrkirche, seit 1905 an der Wand links neben dem Eligiusaltar angebracht. Die 2,17 m hohe mächtige Platte mit dem eingemeißelten reich verzierten Wappen des Verstorbenen trägt am unteren Rande links die Bildhauersignatur „J.L.B.“ und rechts „S.L.“¹⁶. Es überrascht nicht, dass J(ohann) L(uidl) B(ildhauer) als Meister signiert; die Signatur S(ebastian) L(uidl) – als Geselle ohne Berufsbezeichnung „B“ – dagegen ist durchaus unüblich und wohl nur dadurch erklärlich, dass der Grabstein überwiegend oder ganz das Werk seiner Hände ist, zumal sein Bruder Johann meist nur als Bildschnitzer, kaum aber auch als Bildhauer bekannt ist.

Unterm 3. Juli des folgenden Jahres 1722 vermerkt das Sterbebuch der Stadtpfarrkirche Mariä Himmelfahrt, dass der „*honestus juvenis Sebastian Luidl statuarius*“ gestorben sei. Sein bewegtes Leben endete mit nur 31 Jahren.

III. Johann Luidl – Menschliches, Allzumenschliches

Es ist nicht angebracht, hier den Weg und das Werk des Bildhauers Johann Luidl nachzuzeichnen, da dies schon an anderer Stelle ausführlich besorgt worden ist¹⁷. Hier dagegen soll der Mensch und Bürger Johann Luidl im Vordergrund stehen, wie er uns vor allem in den Ratsprotokollen begegnet.

Werkstattübergabe und Heirat

Sein Vater Lorenz Luidl, inzwischen weit über 70 Jahre alt, und dessen erblindete Frau Ursula hatten sich am 31. August 1717 ins Heilig-Geist-Spital eingekauft, ließen sich aber ihr wöchentliches Pfründgeld sowie jährlich 2 Klafter Brennholz in ihr Haus ausfolgen¹⁸. (Fürs folgende Jahr 1718 resignierte Lorenz freiwillig als Mitglied des Äußeren Rates der Stadt, dem er seit 1699 angehört hatte, und starb am 14. Januar 1719).

Nach der Übergabe „alles Anwesens“ an Gebäuden, Grundstücken, Werkzeug und Holz im Werte von 900 Gulden durch seinen Vater am 10. September 1717¹⁹ und wegen seiner bevorstehenden Eheschließung kann Johann Luidl, inzwischen bereits 31 Jahre alt, um die Verleihung des Bürgerrechtes nachsuchen, welches ihm am 8. Oktober 1717 vom Rate der Stadt gewährt wird²⁰. Als Bürgerssohn brauchte er keine Aufnahmegebühr, sondern nur 3 Gulden in die Kriegskasse und 2 Gulden für einen Feuerkübel zu entrichten. Am Tage darauf, am 9. Oktober, wurde der Heiratskontrakt geschlossen²¹, dem am 25. Oktober die Trauung mit der ebenfalls 31jährigen Jungfrau Maria Anna Zwingin folgte, einer Tochter des kurfürstlichen Salzstadelknechtes Matthäus Zwing. Sein Vater diente ihm dabei als Trauzeuge²².

17 W.Neu, siehe Anmerkung 2!

ders., Die Bildhauerfamilie Luidl und ihre Werke in Stadt und Landkreis Landsberg am Lech, in: Jahrbuch Lech-Isar-Land, Weilheim 1966, S. 3-29

18 StadtA LL, Ratsprotokoll vom 31.8.1717, fol.105r

19 Staatsarchiv München, Briefprotokolle 1554 fol. 187-191

20 StadtA LL, Ratsprotokoll vom 8.10.1717, fol.122r



Streitigkeiten mit wechselnden Nachbarn

Was die Ratsprotokolle der folgenden Jahre über Johann Luidl berichten, sind vor allem z.T. sehr handgreifliche Streitigkeiten mit seinen Nachbarn, die ihn als unbeherrschten, ja sogar brutalen Mann ausweisen.

1721 hat er einen „*auflauff und zancckhhandl*“ mit einer Nachbarin, der Kistlersfrau Maria Greßlin, in dessen Verlauf er der Frau mit einem Besenstiel einen solchen Schlag über den linken Arm versetzt, „*daß die sogenannte Spindl zersprungen, und sye den baader gebrauchen, auch geraumbe Zeit hero keiner arbeith vorstehen können*“. Zur Strafe muss Luidl die Baderkosten zahlen und der Greßlin anderthalb Gulden „*für Versaumbnus*“²³.

Im Jahre darauf muss der Stadtrat einen Streit Luidls mit dem Bäcker Franz Riedhofer um das von diesem zur Erbauung von Luidls Keller verrichtete Fuhrwerk schlichten²⁴. Diese Baumaßnahmen waren wohl die Ursache, dass Luidl zwei Monate später von der Kirchenpflegschaft 100 Gulden „zur Hausnotdurft“ gegen 5 Gulden Jahreszins zu leihen nimmt²⁵.

1729 muss Johann Luidl 4 Schilling Strafe zahlen, „*weill Er sich understandten ohne vorwissen eines Ersamben Rhats frembde Persohnen in seine hörberg umb züns aufzunehmen*“²⁶.

1735 wird Johann Luidl in den Äußeren Rat der Stadt gewählt, dem er bis 1752 angehört. Von seiner Ratskarriere wird jedoch später zu lesen sein.

1736 wird während des Veitsmarktes eine Leiter zum Einsteigen an Johann Luidls Haus gehängt – eine Einladung zum „Fensterln“? Der Kistler Franz Remb bezichtigt den Maler Johann Georg Gresle dieses Unfugs, und Luidl beschimpft diesen deshalb als Schelm – damals ein ehrenrühriges Schimpfwort. Da der Fall nicht zu klären ist, wird die Beschimpfung von Amts wegen „aufgehoben“²⁷.

Die folgenden Jahre sind geprägt durch Streitigkeiten mit den Nachbarn der beiden Häuser Johann Luidls, dem Wohnhaus Nr. 373 und dem Werkstattgebäude Nr. 369, und gegenseitige Beschimpfungen:

Seit 1735 ist der Nachbar seiner Werkstatt der Maurergeselle Simon Haslwanger. (1737 hatte Luidl sein Wohnhaus Nr.373 dem Maler Joseph Anton Dobler verkauft, er wohnte nun über seiner Werkstatt in Nr.369 und ließ dieses Haus nach hinten, hangwärts, ausbauen). Als dabei Luidl im Jahre 1738 Haslwangers Haus gegenüber ein neues Fenster ausbrechen ließ, musste er es nach einem „lebendigen Augenschein“ – sprich Ortsbegehung – des Bauamtes wieder zumauern, durfte aber sein Abwasser unentgeltlich über Haslwangers Grundstück ableiten. Haslwanger drängte aber bald darauf und erreichte auch, dass Luidl einen dadurch eventuell entstehenden Schaden ersetzen müsse.

Im Jahr darauf – 1739 – gab es eine Beleidigungsklage gegen seinen ehemaligen Nachbarn auf Haus Nr. 372, den Kistler Franz Xaver Noderer: Nachdem dem Noderer hinterbracht worden war, dass ihn Herr Luidl – diese Titulierung stand ihm nun als Ratsherr zu – einen Lumpen geheißen habe, unterstand er sich, den Herrn Kläger „*offentlich zu schimpfieren, yber denselben zu schmählen und injuriose redten auszustossen*“. Noderer verteidigte sich zwar, er sei so betrunken gewesen, dass er sich an nichts erinnern könne, musste aber trotzdem für 2 Stunden in den „Gehorsam“, und

21 in Auszügen veröffentlicht von W.Neu, wie Anm.2, S.50

22 Pfarrarchiv Mariä Himmelfahrt, Trauungsbuch I, S.745. Die Salzstadelknechte als kurfürstliche Bedienstete mit festem Einkommen und „Bindgeld“ für jedes Salzfass galten als angesehene Bürger der Stadt.

23 StadtA LL, Ratsprotokoll vom 31.3.1721, fol. 27

24 StadtA LL, Ratsprotokoll vom 17.8.1722, fol. 107

25 StadtA LL, Papierkunde vom 27.10.1722

26 StadtA LL, Ratsprotokoll vom 24.1.1729, fol. 9r

27 StadtA LL, Ratsprotokoll vom 7.11.1738, fol.45r

im Wiederholungsfalle („Pönfall“) wurden ihm 3 Pfund Pfennig Strafe angedroht²⁸.

1740 gibt es wieder Streit mit dem Nachbarn Haslwanger. Als dieser trotz angedrohtem Pönfall „*Herrn Joh: Luidl des Eussern rhats ...öffentlich injuriret, und einen schölmen intituliret, auch andere injurien mehrers ausgestossen hat*“, wird Haslwanger im Rathaus mit beiden Füßen in den „Stock“ geschlossen, eine sogenannte „Schandstrafe“²⁹. Einer Beschwerde Haslwangers gegen das Aufwerfen einer Grube in Luidls Garten wird nach erfolgtem „Augenschein“ nicht stattgegeben³⁰.

Seit 1745 wohnte gegenüber von Luidls Werkstatt in der Kochgasse 367 der Pastetenkoch Franz Steigenberger. Mit ihm gab es 1746 und 1747 einen längeren Streit um den stadteigenen Platz vor Luidls ehemaligem Haus Nr.373, der dem Bildhauer zur Ablage seines Lindenholzes gegen jährlich 30 Kreuzer Gebühr überlassen worden war. Der Pastetenkoch setzte durch, dass der Stapel nur 2 Schuh hoch und durch eingeschlagene Pfähle einen solchen Abstand von seinem Hause haben müsse, dass ein Wagen passieren könne³¹. Im folgenden Jahre musste sogar das Rentamt in München als zweite Instanz in den Streit eingreifen. Das städtische Bauamt ließ daraufhin 3 Eichenpfähle gemäß der vorjährigen Entscheidung einschlagen, und der Rat forderte beide Parteien zu guter Nachbarschaft auf. Dem Pastetenkoch aber wurde bei Strafe verboten, weiterhin sein Abwasser und andere „Unsauberkeiten“ bei Luidls Holzstapel auf die Gasse zu schütten³².

Doch im November des nächsten Jahres lebte der Streit mit Klage und Gegenklage wieder auf³³: Als am 12. November 1748 ein Lindenstamm auf dem gemieteten Platz in der Kochgasse abgeladen wurde, beschimpfte ihn der Pastetenkoch vom Fenster herab als Schelm und Spitzbuben und weiterhin: „*Du schuldenmacher, gelt, du hast deine Khüe verkhauffen [müssen], damit Ihr lumppen leith habt den Mezger bezallen können*“. Auf Luidls Forderung, ihm ein Schelmenstück nachzuweisen oder zu widerrufen, antwortet Steigenberger mit der Gegenklage, Luidl, ein „*bekannter pruttaller mann in der ganzen Nachbahrtschaft*“ wolle „*gleichsamb den Herrn und Meister spillen*“ und lasse das Holz vor Steigenbergers Haus so hoch aufschichten, dass sein Kellerfenster verdunkelt werde und jedermann zu seinem Fenster einsteigen könne. Auf sein –, Steigenbergers – Vorhaltungen habe Luidl aber nur „*mit diser auf einen rhats-herrn gar nit anstendigen antwort*“ entgegnet: „*Was gehet es Ihm an du Calfactor, du Lump*“ worauf Steigenberger „*gleichwie der Hall aus dem Wald heraus*“ geantwortet habe. Er bitte daher um einen erneuten Augenschein wegen der Holzlege. Nachdem der ganze Innere Rat auf solchem Augenschein feststellte, dass die gesetzten Pfähle bereits lückenhaft seien und der Stapel dem Pastetenkoch wirklich das Licht benehme, andererseits wegen der Einengung der Gasse das Haus des gegenüber wohnenden Goldschmieds durch das Fuhrwerk Schaden leiden könne, „*würdet H:Luidl zu herstellung nachbahrlicher Ruehe und Fridtfertigkeit der Gemain Plaz negst dem Thurn am Löwenpergl zu ainer Holzleg gratis assigniert*“ und beiden Teilen ein Pönfall von 3 Pfund Pfennigen angedroht.

Mit dem eben erwähnten Goldschmied Franz Clement (seit 1745 auf Haus Nr.373) hatte es bereits einige Zeit vorher, am 15. Mai, „an Heyl: Christi Auffahrts Abent“ (d. i. der Tag vor Christi Himmelfahrt) eine heftige Auseinandersetzung mit wüsten Beschimpfungen gegeben³⁴. Das ganze

entstand zunächst durch „*Weiberhändl*“: als die Luidlin vor ihrem Haus die Gasse fegte, beschwerte sich die Goldschmiedin, die gerade die Wäsche zum Trocknen aufgehängt hatte. Auf die Entgegnung der Luidlin: „*Ich werdte mir ja in meinem Aigenthumb keine Leges vorschreiben lassen*“, brach die Clementin in wüste Beschimpfungen aus: „*Du puggete Sau, du cum salvo respectu zumelten ausgefextes Luder, du Hur, du hast ja alle Garttenheusl ausgehurt, und dein Haus hat mann ja sein Lebttag das Hurnhaus gehaisst*“³⁵. Als Johann Luidl das Geschrei auf der Gasse hörte, riss er das Fenster auf und rief hinunter, seine Eheliebste solle heraufgehen und sich keine Titel anhängen lassen. Inzwischen war aber bereits der Goldschmied aus seinem Haus auf die Gasse herausgelaufen „*und schmellet ärger, als seine Ehwürthin, und haisset den herrn clagenten Luidl einen Schölmben und Hurenbuben hin und her, daß sich ville Nachbahrleith, sonderbahr der Geistliche Herr Pather und die Prandtlische Eheleith daran gestossen und geärgeret haben*“. Clement erwidert, zuvor habe Herr Luidl ihn als Hurenbuben und seine Frau als Hure beschimpft. Der Stadtrat beschließt endlich nach Klage und Gegenklage, die benannten Zeugen am nächsten Ratstag zu vernehmen. Da aber an diesem und auch an den folgenden Ratstagen die Streitsache nicht mehr zur Sprache kam, hat man sich wohl friedlich geeinigt und die Sache niedergeschlagen, zumal der Rat wiederum beiden Seiten einen Pönfall von 3 Pfund Pfennig angedroht hatte.

Johann Luidls Ratskarriere

Wie bereits erwähnt, war Johann Luidl bereits für das Jahr 1635 in den Äußeren Rat gewählt worden. Zunächst bezeugt seine mehrmalige Wahl zum Ratswähler das Vertrauen seiner Ratsfreunde und der Bürgerschaft³⁶. So wurde er jeweils Ende Dezember 1735, 1738, 1741 und 1747 von der Bürgerschaft, 1740 und 1744 aber vom Äußeren Rat in das 6-Männer-Gremium der Ratswähler gewählt, welches für das jeweils kommende Jahr den neuen Inneren Rat zu wählen hatte. In der Reihenfolge des Äußeren Rates wurde er 1735 als 12. Mitglied „in ordine“ gewählt, rückte 1738 bis 1740 auf den 8.-6. Platz, 1743 und 1744 auf den 4.-3., schließlich ab 1748 auf den 2. Platz in der Ordnung des Äußeren Rates vor. Als Ratsherr wurden ihm wechselnde Kontrollfunktionen – zum Teil als Juniorpartner eines Mitglieds des Inneren Rates – auf jeweils 3 Jahre zugeteilt³⁷. Bis 1739 war er Bruderhauspfleger und hatte ab 1740 als Biercommissarius die Qualität des Gerstensaftes der 19 Landsberger Bierbrauer zu kontrollieren. Von diesem Jahre ab wurde er auch nach Auskunft des Ratsprotokolls mit der Blatternhauspflege betraut und musste als einer der Marktkommissare die Wochen- und Jahrmärkte überwachen³⁸. 1745 wird er neben Bürgermeister Sebastian Friderich, einem Zinngießer, für die üblichen

34 StadtA LL, Ratsprotokoll vom 31.5.1748, fol. 23' ff

35 Die Gartenhäuser der wohlhabenderen Bürger standen jenseits des Lechs im Bereich der heutigen von-Kühlmann-Straße. Die Verleumdung als Hurenhaus kann sich nur auf das Haus ihres Vaters, des Salzstadelknechtes Matthäus Zwing beziehen. Bei ihrer Heirat mit Johann Luidl war die Jungfrau Zwingin bereits 31 Jahre alt.

36 Der Innere und der Äußere Rat der Stadt wurden jeweils am St. Stephanstag (26. Dezember) indirekt durch 6 Wähler bestimmt, von denen 2 vom bisherigen Inneren, 2 vom bisherigen Äußeren Rat und 2 von der Bürgerschaft gewählt wurden.

37 StadtA LL, Ratsprotokoll vom 28.1.1735: Bestätigung der Ratswahl durch die Regierung: Johann Luidl in den Äußeren Rat neu hinzugewählt. – Während der aus vier Bürgermeistern, – die jeweils für ein Vierteljahr die Amtsgewalt innehatten –, und vier weiteren Ratsherren und dem Stadtschreiber bestehende Innere Rat den Magistrat der Stadt darstellte, dem auch die Niedere Gerichtsbarkeit oblag, war der Äußere Rat die eigentliche Vertretung der Bürger und brachte dem Inneren Rat deren Wünsche, Beschwerden und Anliegen vor, und zwar mindestens alle Vierteljahre beim sogenannten Quatemberrat oder unmittelbar durch den aus ihm hervorgegangenen, von der gesamten Bürgerschaft gewählten „Gemeinredner“, der an allen Sitzungen des Inneren Rates teilnahm.

28 StadtA LL, Ratsprotokoll vom 13.8.1739, fol.46

29 StadtA LL, Ratsprotokoll vom 7.11.1740, fol.17r

30 StadtA LL, Ratsprotokoll vom 22.8.1740, fol.48

31 StadtA LL, Ratsprotokoll vom 16.8.1746, fol.34

32 StadtA LL, Ratsprotokoll vom 19.6.1747, fol.21r

33 StadtA LL, Ratsprotokoll vom 18.11.1748, fol.71

3 Jahre mit dem verantwortungsvollen Amt des Spitalverwalters betraut.

Beide geraten aber 1747 mit der Herstellung der Spitalrechnungen in Schwierigkeiten und müssen beim Rentamt in München um Aufschub bitten. Dieser wird ihnen auch von dort gewährt nebst Verlängerung ihres Amtes um weitere drei Jahre. Dagegen aber protestiert der Äußere Rat, dem Luidl ja selbst angehört, auf der Quatemberratsitzung vom 5. Dezember 1747. Bereits auf der Sitzung vom 11. Juli hatten die Räte moniert, dass Herr Luidl drei Kühe vom Spital gekauft habe, obwohl es „herkommens (seye), das khein H:[Spital-] Pfleger etwas erkhauffen derffte“, und baten um künftige Abstellung³⁹. Nun aber im Dezember begehrt der Äußere Rat zu wissen, aus welchen Ursachen die Spitalpfleger die Rechnungen nicht fertigstellen konnten. Der befragte Johann Luidl als Unterpfleger versucht sich zu entschuldigen und beteuert, dass „Ihme selbst recht seye, wann erwenthe Rechnungen in standt gebracht werden“⁴⁰. Der Innere Rat fasst daraufhin die Resolution: „...disertwegen dann solle zu einem Eüsseren Pfleger ex gremio des Eüsseren rhats ernennet sein H: Antoni Scherer, welcher mit khonfftig 1748. Jahr seinen Anstandt beyr Hospital Pfleg nehmen mag, H: Burgermaister Fridrich, als obern Pflege-re belangent, will mann noch bis auf weithere reservierende verordnungt beyr hospital Pfleg gelassen haben“. In den folgenden Jahren versuchen sich Bürgermeister Friderich und Johann Luidl wegen der Rechnungsausstände zu rechtfertigen. Sebastian Friderich, der Anfang 1750 ebenfalls als Spitalpfleger abgelöst wurde, resigniert für 1752 als Bürgermeister und stellt sich nicht mehr zur Wahl. Ein Jahr später resigniert der 66jährige Johann Luidl altershalber nach 17 Jahren Zugehörigkeit zum Äußeren Rat und stellt sich für 1753 nicht mehr zur Wahl⁴¹.

Aus den Auseinandersetzungen der Jahre 1750 bis 1753 geht aber hervor, dass die Schuld an den Unstimmigkeiten der Spitalrechnungen vor allem dem Spitalschreiber und Stadtratsprocurator Johann Georg Bals zuzuschreiben war, der eigenmächtig über die Spitaleinkünfte verfügt hatte und die beiden Pfleger hinters Licht geführt hatte. Sie zeigten sich aber den Winkelzügen des Spitalschreibers nicht gewachsen und verletzten so ihre Aufsichtspflicht⁴².

Die letzten Jahre Johann Luidls

Nach Johann Luidls Resignation als Ratsmitglied und den leidigen Auseinandersetzungen wegen der Spitalrechnungen taucht sein Name in den Ratsprotokollen kaum mehr auf. Als gefragten Bildschnitzer in Stadt und Land dagegen finden wir ihn noch häufig, bis er am 1. August 1758 seine Bildhauergerechtigkeit an den Türkheimer Bildhauer Johann Chrysostomus Leuthner um 150 Gulden verkaufte. Luidl behielt sich aber vor, ohne Haltung eines Gesellen lebenslänglich arbeiten zu dürfen. Tatsächlich ist belegt, dass er 1761 für Putten und Schnitzwerk am Bäckeraltar in der Stadtpfarrkirche 57 Gulden erhielt⁴³. Ein letzter Eintrag im Ratsprotokoll findet sich zum 26. September 1760, als Johann Luidl sich und seine Frau als Pfründner ins Heilig-Geist-Spital einkaufte, aber weiter in ihrem Hause Nr. 369 wohnen blieben⁴⁴. Dort stirbt er auch am 23. April 1765 im Alter von nicht ganz 79 Jahren⁴⁵. Im Rechnungsbuch der elitären Johann-Nepomuk-Bruderschaft von 1765 – der er seit deren Gründung im Jahre 1735 angehört hatte (er war damals gerade in den Äußeren Rat gewählt worden) – findet sich unter den Einnahmen vermerkt: „Der Ehrnvoeste und weise, auch kunstreiche Herr Johann Evangelista [sic!] Luidl des Außern Rhats und Bildthauer alhier, ohngeacht derselbe schon vormahls ein Crucifix, und die Statuam oberhalb des beichtstuells anhero verehrt, auch noch weiters legiert 3 [Gulden]“⁴⁶. Seine Frau Maria Anna folgte ihm vier Jahre später am 26. Februar 1769 im Alter von 82 Jahren⁴⁷. Zwei Jahre später, 1771, wurde das „Bildhauerhaus“



Johann Luidl: St. Michael (Stadtpfarrkirche Landsberg)

in der Kochgasse Nr. 369 mangels Erben durch eine Ratskommission an den Kristeinerbräu Joseph Wild verkauft, der die im Untergeschoß – unter der in den Hang hineingebauten Wohnung – befindliche Werkstatt Johann Luidls als Mäzenkeller einrichtete⁴⁸. Da im gleichen Jahre Luidls Nachfolger Johann Chrysostomus Leuthner im angegebenen Alter von 42 Jahren starb, ging damit eine lange Tradition bedeutender Bildschnitzer in Landsberg zu Ende.⁴⁹

38 StadtA LL, Ratsprotokoll vom 26.8.1740, fol.50

39 StadtA LL, Ratsprotokoll vom 11.7.1747, fol.29'

40 StadtA LL, Ratsprotokoll vom 5.12.1747, fol.44

41 StadtA LL, Karton zu 302, Ratsangelegenheiten, Akt Ratswahlberichte 1731-1761: Bericht der 6 Ratswähler an den Kurfürsten vom 26.12.1752: „[...] vor anheur in dem Äusseren Rhat 2 Veränderungen und ersezung zweyer stellen von darumb vorgefallen, weilten [...] Johann Luidl aber hohen alters willen umb seine entlassung ds ansuechen gethann“

42 Siehe Rechtfertigungsschreiben von Sebastian Friderich und Johann Luidl als „abgestandene H: spittal bflieger“ vom 30.10.1750 an Bürgermeister und Rat der Stadt; – Protestschreiben ihrer Nachfolger als Spitalpfleger, Bürgermeister Lidl und Gottfried Jesenwanger, auf der Rats-sitzung vom 3. März 1751; – Bericht des Magistrats an das kurfürstliche Rentamt München vom 6.9.1751; – Extract aus dem rentmeisterlichen Untersuchungsprotokoll vom 31.1.1752; – Bericht des Magistrats an das Rentamt vom 23.2.1753; – Antwort des Rentamtes vom 26.2.1753; – schließlich: Protokoll über das eidliche Verhör von 11 Zeugen über „die beim Heyl:Geist Spital in Landtsperg geführt worden sein sollent yble wüthschafft, dann distrahirung [Entnahme]von allerhand sachen“ durch eine kurfürstliche Rentamtscommission vom 18. Juni 1753.

43 W.Neu, wie Anm.2, S.50

44 StadtA LL, Ratsprotokoll vom 26.9.1760, fol.78' ff

45 Pfarrarchiv Mariae Himmelfahrt, Sterbebuch II, S.812: „23.Huius (Aprilis 1765) omnibus morientium sacramentis praemunitus senio obiit spect(abilis) D(omi)nus Johannes baptista Luidl exter(ni) cons(ilii) libere resignatus et sequenti die in Coem(eterio) S.Viti sepul-tus est“

46 Pfarrarchiv Mariae Himmelfahrt, Johann-Nepomuk-Bruderschaft: Rechnung pro Anno 1765, S. 4

47 Pfarrarchiv Mariae Himmelfahrt, Sterbebuch II, S.854. (Ihr Alter wird hier fälschlich mit 71 Jahren angegeben.)

48 W.Neu, wie Anm.41

49 Pfarrarchiv Mariae Himmelfahrt, Sterbebuch III, S. 18 unterm 26. Sep-tember 1771. (Als Geburtsjahr gilt in Türkheim allerdings nicht 1729, sondern 1733, er wäre demnach also erst 38 Jahre alt gewesen.)

Die Erzbruderschaft vom heiligen Rosenkranz zu Hagenheim

von Karl Kraus (+1989)

Mir liegt ein Manuskript vor, das der Hofstetter Heimatforscher Karl Kraus 1986 verfasste. Kraus zog in seinen letzten Lebensjahren von Hofstetten nach Günzburg, wo er am 1. Weihnachtstag 1989 im Alter von 64 Jahren verstarb. Dem Manuskript habe ich einige Ergänzungen und Erläuterungen eingefügt, die in eckige Klammern [...] gesetzt sind. Soweit sie Informationen über Hagenheimer Pfarrer betreffen, beruhen sie auf Josef Johann Schobers Beitrag über Hagenheim in seiner Serie „Die Pfarreien und ihre Vorstände“, Landsberger Geschichtsblätter 16. Jahrgang 1917, S. 20 ff. Da im Jahre 2004 die Rosenkranzbruderschaft Hagenheim 375 Jahre alt geworden wäre, erscheint mir die Veröffentlichung zu diesem Zeitpunkt angebracht. Für bereitwillige Auskünfte und Unterstützung danke ich den beiden Ortschronisten Herrn Karl Stangl in Hagenheim und Herrn Pius Seefelder in Hofstetten, ebenso für die Aufnahmen vor Ort unserem Ehrenmitglied Herrn Ernst Adolf.

(Klaus Münzer)

Als im Jahre 1629 die Rosenkranz-Bruderschaft in Hagenheim ins Leben gerufen wurde, war das über zehn Jahre schon anhaltende Kriegsgeschehen des später so benannten Dreißigjährigen Krieges noch weit weg, die gleichnamige Bruderschaft in der Lechstadt Landsberg erst acht Jahre jung. Die Pest im Süden des Landgerichtes war es wohl, die den einheimischen, aber ungeliebten Pfarrer und Mesnerssohn bewog, zusammen mit dem fördernden Dominikanerorden Initiator einer lang anhaltenden frommen Vereinigung zu sein. Wo immer Gleichartiges auftaucht, so muss die Palme jenem Johannes Bader zuerkannt werden, der eine lebendige Einrichtung schuf, die drei Jahrhunderte bestand [und die im Jahre 2004 375 Jahre alt geworden wäre]. So sehr jener in Hagenheim geborene Pfarrer auch ein marianischer Eiferer gewesen sein mag, so unbeirrbar ist auch sein Lebensweg in das Dunkel jener verhängnisvollen Tage nach dem Schwedeneinfall 1632 vorgezeichnet: Am 8. Oktober 1632 tätigt er seinen letzten Eintrag in das Matrikelbuch - eine Taufe - als die schwedische Armada wiederum Landsberg eingenommen hatte. Ab da ist sein Schicksal unbekannt. Ob geflohen oder standhaft sein Amt verteidigend, darüber schweigen alle örtlichen Quellen. Als Pfarrer in Hagenheim wird er dennoch bis 1635 geführt.

Die Gründung

Wie musste dieser 4. Juli 1629 auf dem Lechrain ausgesehen haben, als im einwohnerschwachen Hagenheim solch ein einmaliges Fest gefeiert werden konnte? Der uns schon bekannte Johannes Bader betrieb mit Eifer die Fertigstellung der auf erhöhtem Platze im Dorf stehenden Dreifaltigkeitskapelle, um zusammen mit deren Einweihung die Bruderschaft vom heiligen Rosenkranz zu gründen. Schutzpatron am Gründungstage war außerdem der Bistumsheilige St. Ulrich, und wenn es an Organisation damals schon nicht gefehlt hat, so schlug der anwesende Dominikanerpater Albert Grimm aus Augsburg [Subprior des dortigen Dominikanerklosters] alle Besucher in seinen Bann. Natürlich ist es bei etwas Neuem so, dass derartige Institutionen - gestern wie heute - anfangs großen Zulauf finden und sich auch solche dazu drängen, denen später, wenn es um Opfer und Bereitschaft Ernst wird, ihre Spontaneität Leid tut. Auffallend in der Gründungsphase ist jeden-

falls, dass die südlich gelegenen Dorfschaften bis hinauf nach Reichling eher zum Eintritt entschlossener waren - trieb die Geißel der Pest sie dazu? - als die in unmittelbarer Nachbarschaft und nördlich von Hagenheim gelegenen Dörfer. Den Hofstetter von anno 1629, und die waren eigentlich die Nächstliegenden, muss bescheinigt werden, dass sie sich um die Aufnahme in die Bruderschaft nicht gerade rissen. Sie, die damals schon die Hagenheimer um ein Mehrfaches an Einwohnerzahl übertrafen, verhielten sich über die nachfolgenden Jahrzehnte hinaus noch immer ausgesprochen zögerlich.

In die heutige Zeit versetzt, dürfen diese frommen Bruderschaften wohl als Vorläufer oder Vorreiter der Vereine und Vereinigungen unserer Zeit gelten. Wenn sich auch die Ziele grundlegend gewandelt haben mögen, so ist wohl das Motiv des Strebens nach Zusammengehörigkeit von Gleichgesinnten geblieben, wenn auch in andere Bahnen gelenkt worden. Aber seien wir einmal ehrlich: Wer ist schon dazu bereit, regelmäßig einen Rosenkranz zu beten, falls er die G'satzln überhaupt beherrscht?

Zwei Bücher geben Aufschluss

In Hagenheim ist eigentlich manches aufbewahrt worden, was in anderen Gemeinden längst verloren gegangen ist, und so sind wir in der glücklichen Lage, von Anfang an detaillierte Einsicht über Wesen, Umfang und Steuerung der Rosenkranz-Bruderschaft zu besitzen. Geistlicher Leiter oder Präses war jeweils der örtliche Pfarrer, der ansonsten kein ansehnliches Pfründe- wie Zehentaufkommen hatte. Hagenheim war denn auch keine begehrte Pfarrei. Hilfestellung leistete nach dem Chaos des Dreißigjährigen Krieges der Hofstetter Pfarrer als Vikar, weil die Hagenheimer den Thaininger Amtsbruder ihrerseits ablehnten.

Es dauerte immerhin bis in die letzten Tage des Jahres 1663, bis Hagenheim - wohl auf Drängen des Patronats herrn, des Abtes von Wessobrunn - wieder einen eigenen Seelsorger bekam. Es war dies Michael Streitl, ein gebürtiger Weilheimer, der rund drei Jahrzehnte auf der Pfarrei blieb. Streitl brachte demnach mit dem ersten von ihm angelegten Buch, dem Mitgliederverzeichnis der Bruderschaft, Linie in die zweifellos vorhandenen losen Blätter und forderte so seine Nachfolger heraus, gleiches mit Nachdruck zu tun. Konsequenz eingegriffen in das Geschehen der Bruderschaft hatte vorher allerdings der Hofstetter Pfarrer Bernhard Mayr, der ersichtlich die Voraussetzungen zur Anlage des ersten Buches mit seinen Aufzeichnungen geschaffen hatte. Wurden auf Grund des dann einsetzenden häufigen Priesterwechsels die Notizen im 1. Buch letztlich wie im Vorbeigehen geführt, so schwang sich beim Hundertjährigen der Bruderschaft Pfarrer Matthias Müller auf, einen neuen, den zweiten Band, anzulegen. Dieser nahm die folgenden zwei Jahrhunderte auf, und ein Unbefangener würde daraus bereits den Niedergang sich abzeichnen sehen. Doch weit gefehlt, der Höhepunkt des Zustroms zur Bruderschaft liegt im zweiten Bande offen vor uns.

Der Mitgliederzugang im 1. Buch

Der interessanteste Aspekt auf den ersten sieben Seiten ist wohl der, dass die Mitglieder seit dem Gründungsjahr fein



Votivbild der Gemeinde Thaining:
 „Anno 1649 Ist von der versamleten
 gantzen Gemeindt in Thueningen wegen
 Ambre[c]henten böse suchten ver Lobt
 wordten 1 das Vorfest oder abendt Mariä
 empfüngnus zue feyren 2 ein Creutz gang
 zu vnser Lieben Frauen Hagenheim vnd
 3 ein Körtzen. Anno 1749 aber Hat obige
 gemaindt diese Tafel zur Danckhsagung
 vnd angedenken alher verl[o]bt“

Votivbild an der Westwand der Kirche

säuberlich festgehalten sind, also auch die aus den Kriegswirren. Die geregelte Aufschreibung der Aufnahme datiert vom Jahre 1658 und setzt sich von da ab Jahr um Jahr fort. Insgesamt sind bis zur Seite sieben 221 Namen mit Ortsherkunft verzeichnet, davon tragen 175 ein Kreuz. Es ist anzunehmen, dass diese bis zum Jahre 1658 verstorben waren, denn die danach Verstorbenen sind mit ihrem Todesdatum vermerkt. Unter den vor 1658 Verstorbenen ist auch der Bruderschaftsgründer Pfarrer Johannes Bader, dessen Schicksal und Todesjahr den damals Lebenden durchaus noch geläufig sein musste. Direkt zur Mitgliedschaft gedrängt haben sich offensichtlich die Thaininger, da sie mit 67 die Hagenheimer noch um 3 Mitglieder austachen, während sich nur 4 Hofstetter dazu durchringen konnten. Als erster auswärtiger Seelsorger trat der Stoffener Pfarrer Molitor bei. „Seyferstötten“ wurde zu diesem Zeitpunkt übrigens noch als eigener Ort aufgeführt. An weiteren Besonderheiten ist zu verzeichnen, dass in dem und um den längsten aller Kriege der Besitzer der Hungermühle (1934 durch Brand abgegangen) mit Familiennamen (Georg) Hungermüller hieß und dass bereits kurz nach der Gründung je zwei Frauen aus Augsburg und Roßholzen bei Rosenheim um Aufnahme nachsuchten. Georg Opfer, seines Zeichens Huckler und Getreidehändler in Hagenheim, ließ seine bereits am 12. März 1627 verstorbene Tochter Christina dennoch eintragen mit dem Versprechen, Zeit seines Lebens für sie das Bruderschaftsgelübde einzuhalten.

Ab Seite 8 darf angenommen werden, dass es sich hier um nach dem sogenannten 1. Schwedenkrieg (1632-34) eingetretene Mitglieder handelt, bis herauf zum Amtsantritt von Pfarrer Michael Streitl Ende 1663. Auf diesen insgesamt 25 Seiten sind 1005 neue Mitglieder verzeichnet, davon im Jahre 1663 noch 705 lebende und 299 bereits verstorbene, ab 1658 jetzt auch mit dem Todesjahr verzeichnet. Mitten drin findet sich auch die erste Gebetserhörung; eine besonders reizvolle: „Paulus Lucas von Pflugdorf, sonst von Öpfenhausen gebürtig, ist alda zu Pflugdorf den 10. Tag im März 1630, den 11. dazu Nachts um 1 Uhr mit dem heißen Geist besessen worden. Ist aber von Stundt an den 11. zu Nachts um 1 Uhr durch Fürbitte der Hlg. Muttergottes und durch Wirkung deß Hl. Rosenkranz dieser Bruderschaft und durch Einschreibung seines Namens in der obigen Bruderschaft erlediget worden.“

Auffallend in diesen Jahren der Konsolidierung ist, dass sich Schwerpunkte des Zulaufs bildeten, zu deren Erklärung Freiwilligkeit nicht genügen kann. Was waren die Hintergründe solchen Zulaufs? Wie erklärt es sich, dass auf einmal aus Stadl 51 und aus Reichling 54 Personen in die Bruderschaft drängten? Von den Thaininger wissen wir, dass sie fast ausnahmslos dazu bereit waren, ebenso die Hagenheimer, sobald sie das Erwachsenenalter erreicht hatten. Dagegen verhielten sich die von Hagenheim aus gesehen „hinter dem Büchele“ Lebenden, nämlich die Hofstetter, nach wie vor reserviert: lediglich 4 Neuaufnahmen in 20 Jahren weisen nicht gerade religiöse Begeisterung aus. Das änderte sich allerdings später. Am 8. September 1658 hatte der gebürtige Landsberger David Guett, 1646-1680 Pfarrer in Thaining, um Aufnahme in die Bruderschaft nachgesucht - ebenso wie der Vikar Stoll von Stoffen. Ausgerechnet der Guett von Thaining, der 1646-1650 so begehrt gewesen war, sich die Vikarie Hagenheim einzuverleiben, so dass die Hagenheimer „...ganz hitzig und widerspenstig an das Ordinariat in Augsburg schrieben, dass sie lieber nicht mehr in die Kirche gehen wollten, falls sie nach Thaining müssten“. Sie wollten lieber den Hofstetterer Pfarrer, ab 1658 Bernhard Mayr, der „drent“ sehr beliebt war und in Hagenheim bis zur Einsetzung Michael Streitls 1663 aushalf. Als Mayr 1660 der Bruderschaft beitrug, war für seine Hofstetter Pfarrkinder sozusagen das Signal gegeben, seinem Beispiel nun zu folgen. In den 50er Jahren treten auch weit entfernt Wohnende bei, wie drei Frauen aus München, ein Georg Feichtner aus Asperg hinter Landshut, eine Gertraud Sauvorin aus dem Etschtal und ein Johannes Ethinger mit Frau aus Preßburg (!): Durchreisende, die vom Wert der Mitgliedschaft überzeugt wurden. Aus dem Schwäbischen sind Honstolgen, Waalhaupten und Osterzell als Herkunftsorte genannt.

Streitls Strategie der Mitgliedervermehrung

Im Vorgriff auf Streitls Art und Weise, die Bruderschaft auszuweiten, muss ihm andererseits zu Gute gehalten werden, dass es vor und nach ihm kein anderer Priester drei volle Jahrzehnte in Hagenheim aushielt. Sie alle suchten und fanden schließlich gut betuchte Pfarreien. Bei seinem Eintritt in die Bruderschaft Ende 1663 nahm Streitl gleichzeitig



Hochaltar: Maria als Rosenkranzkönigin (1693)

seine Mutter und zwei Schwestern auf. Vorsichtig ging er an die wohl sich selbst gestellte Aufgabe heran. Zuerst gewann er seine Amtskollegen aus den Nachbarparreien, dann fällt auf, dass die neu gewonnenen Mitglieder bis 1670 einschließlich weiblichen Geschlechts waren und größtenteils aus der Umgebung stammten, doch auch eine Frau aus Salzburg und eine Eva Seehuberin aus dem Aichtal waren darunter.

Bei der Mitgliedergewinnung verzeichnet das Jahr 1671 einen überraschenden Sprung. Um das herauszustellen, sei folgende Statistik angefügt:

1664 1665 1666 1667 1668 1669 1670 1671 (bis 18. März).
 11 16 44 31 30 38 10 19

Am zuletzt genannten Datum traten die Pfarrer von Unterfinning, Laurentius Lengenfelder, und von Stoffen, Caspar Stennesperger, der Bruderschaft bei. Dabei stellt sich die Frage, ob die beiden Seelsorger bei Streitl im Pfarrhof und worüber sie sich vielleicht beraten haben. Es muss unbedingt eine neue Werbemethode gewesen sein, denn im weiteren noch laufenden Jahr 1671 sind sage und schreibe noch 460 Neuaufnahmen verzeichnet. Welch ein Erfolg! Besonders durchschlagend war er bei der Ortschaft Issing, die nun fast geschlossen beigetreten war. Waren bis zum 18. März von den 19 Neuaufnahmen 12 allein aus Issing, so kamen nun noch weitere 80 Personen hinzu. Die aus Pflugdorf, Stadl, Lechmühlen, Thaining, aber auch die Hofstetter, die meisten Vilgertshofer, eine große Zahl Mundrachinger, die Lengenfelder, Stoffener und Obermühlhauser, aber auch ein Ehepaar aus Prag, Vagabunden und Bettler, alle stießen plötzlich zur Hagenheimer Rosenkranz-Erzbruderschaft. Aber auch vereinzelt aus Altenmünster und Roth im Schwa-

benland und „auß dem Tyroll“, der Pfarrer von Böbing, Raitebuchs Pfarr, Leute aus weiter östlich gelegenen Dörfern und gar „auß Österaich“ ließen sich einschreiben.

Streitl hatte nun die nächste Umgebung sozusagen fest im Griff, und 261 neue Mitglieder im folgenden Jahre 1672 sprechen für seinen nie erlahmenden Eifer. Allerdings waren nun seine Fühler weiter ausgestreckt, denn jetzt treten Orte wie Wildenroth, Raisting, Wielenbach, Söchering, Hugling, Uffing, Peiting, Benediktbeuern, Edelstetten bei Krumbach nebst weit entfernten wie Klosterneuburg bei Wien und Kirchbichl in Tirol tauchen auf. Waren es Durchreisende, Verwandte aus dem Mitgliederstamm oder ganz einfach Leute von der Straße? Wie Streitl aber den Johann Eilemann „auß Westfaln“ aufgegebelt hat, das wird wohl ein oder sein Geheimnis bleiben. 1673 waren es wiederum 149 Neue, darunter ein Häuflein aus Forst bei Wessobrunn, aber auch das „Saltzburgerlandt und Tyroll“, Wien und Graz stellen sich in Hagenheim ein, und als Besonderheit seien zwei Weibspersonen aus Frankfurt am Main aufgeführt.

Das Jahr der Vagabunden

Ein Jahr später, also 1674, nimmt Streitl 161 Personen auf, doch es mehrt sich unter ihnen die Bezeichnung „peregrinus“ (Pilger), so aus Ungarn, Tirol, ein Ehepaar aus Linz, doch das Gros stellt immer noch die nähere Umgebung, aber auch „vaga“ (Wohnsitzlose, Umherstreifende, „Fahrendes Volk“). Von Zugängen aus Landsberg wird dagegen nichts vermeldet, denn dort sitzt ja die Konkurrenz, und so wird es auch weiterhin bleiben.

1675 aber war ein höchst seltsames Jahr: das Jahr der „Vaga“, wie es Streitl selbst bezeichnet. Nicht weniger als 77 so Bezeichnete finden sich unter den 188 neuen Mitgliedern, vornehmlich aus Tirol, doch auch viele österreichische und tschechische Familiennamen finden sich darunter. War dies eine neue „Masche“ von Streitl? Nahm er sich besonders seelsorgerisch dieser damaligen Landplage an oder war die Umgebung ausgeschöpft? Im Jahr darauf, 1676, sind unter den 90 Geworbenen wiederum 24 aus diesem „anrühigen“ Bereich, doch dann nimmt ihr Anteil rapide ab, und der Präses der Bruderschaft begibt sich werbemäßig wieder in die Gefilde der nächsten Umgebung. Scheint's legt er jetzt mehr Wert auf achtbare Leute, und so ist in den achtziger Jahren des 17. Jahrhunderts ein durchschnittlicher Zugang von einem halben Hundert, etwas drunter oder drüber, zu verzeichnen. Allmählich ist auch ganz Hofstetten Mitglied, und im letzten „Hochjahr“ 1689 sind von den 90 Neuzugängen allein 48 aus Thaining. Im Jahre 1692 fehlt der Handschrift Streitls plötzlich der Schwung; er muss krank sein, denn 1694 (nur noch 5 Neumitglieder!) gibt er die Pfarrei auf und stirbt noch im selben Jahre in München.

Die Leserschaft wird sich schon lange fragen, wie es denn eigentlich um die Aufnahmebedingungen und -gebühren bestellt war. Normalerweise drehte es sich bei derartigen Aktionen immer schon um irdische Güter oder Geldeswert, und davon hat die Mutter Kirche sich niemals ausgeschlossen. Doch weit gefehlt! Dem Verfasser liegen die anfangs dieses [20.] Jahrhunderts gedruckten Richtlinien vor, auf die wir später noch zu sprechen kommen werden. So viel sei aber jetzt schon festgehalten: Das Bruderschaftsgebet, Marienfeste, Sonntage und Ablässe beherrschten die Vorschriften. Es darf allerdings angenommen werden, dass eine „milde Gabe“ erlaubt und willkommen war.

Die Zeit nach Streitl bis zur 1. Jahrhundertfeier (1694-1729)

Anlässlich ihrer 1. Jahrhundertfeier 1729 wurde die Pfarrkirche von Abt Tassilo II von Wessobrunn zur Bruder-

schaftskirche umgewandelt, im rückwärtigen Teil erweitert und dabei mit reichem Stuck und volkstümlichen Gemälden (Rosenkranzbildern) ausgeschmückt. Speziell letztere wurden bei der Renovierung 1914 (leider) „erneuert“.

Doch zwischen Streitls Abgang und dem großen Fest lagen noch 35 Jahre, die durch einen vermehrten Priesterwechsel gekennzeichnet waren. Im einzelnen handelt es sich um:

Matthias Vogl von Rott (1694 - 1701),
Philipp Jakob Pröbstl (1702 - 1707),
Caspar Mauser von Hofstetten (1708 - 1717),
Christian Ritter von Hohenfurch (1717 - 1719) und
Matthias Müller (1719 - 1731).

Ersterer ging mit großem Eifer an seine Aufgabe heran, sein Arbeitsfeld war die unmittelbare Umgebung, und nur ganz selten findet sich eine Person von außerhalb des Gäus oder eine Bettlerin. Höhepunkt seiner Bemühungen war das Jahr 1695 mit 214 neuen Mitgliedern, aber auch in den übrigen Jahren blieb Vogl bei einer ansehnlichen Zahl stets zwischen 50 und 170 Neuzugängen. Auffallend zu Vogls Amtszeit ist, dass kein Beitritt von drüberhalb des Lechs, also schwabseits, zu verzeichnen ist.

Im Jahre 1700 tritt ein interessanter Herr der Bruderschaft bei, nämlich „R.D.Georgius Dorer, Preßbyter in Hofstötten“. Es heißt ausdrücklich Presbyter, Priester, und nicht Pfarrer, der er dort auch nicht war. Den ersten Hinweis auf die Existenz Dorers gab ein in unsere Tage hinübergerettetes dickes Gebetbuch („Das Leben der Heiligen“ mit Kalender) aus seinem Besitz. Das 1.Hofstetter Matrikelbuch gibt zudem die Auskunft, dass er am 29.März 1745 96jährig im Haus seines Neffen, des Fassmalers Aegid Dorer (früher Nr.14, heute Weiherstraße Nr.2) verstorben ist. 1700 war er also erst 51 Jahre alt, als er in die Bruderschaft eintrat. Wenn er außerhalb des Bistums Augsburg seelsorgerisch tätig gewesen war, musste er also schon recht früh resigniert haben und erreichte trotzdem dann ein solches biblisches Alter. Man darf von Georgius Dorer annehmen, dass er hier wie in Hofstetten ein gefragter Aushelfer war, wie es Schriftproben bezeugen.

Pfarrer Philipp Jakob Pröbstl hielt in seiner fünfjährigen Amtszeit keine Jahreszahlen der insgesamt 272 Zugänge fest, auch mit groß angelegter Werbung hatte er wohl nicht viel im Sinn, sondern tat lediglich seine Pflicht.

1708 kommt dann Caspar Mauser nach Hagenheim, der Bruder des Hofstetter Pfarrers Anton Mauser aus der Sippe

der dortigen kurfürstlichen Jäger und Überreiter und mit ziemlicher Sicherheit in Hofstetten geboren. Seinem Eintragsgebaren nach hatte er bezüglich der Schrift gute, aber auch hektische Tage, auch unterließ er wie sein Vorgänger die Jahreszahlen bei den Eintritten, bis 1712 insgesamt 205, um im Jahre 1713 (hier ausnahmsweise das Jahr vermerkt!) das glatte Hundert zu erreichen. Caspar Mauser bemühte sich bald um eine größere und einträglichere Pfarrei unter Wessobrunner Patronat, was ihm dann auch 1717 mit Beuren bei Greifenberg [mit der Grablege der Freiherren von Perfall!] gelang.

Christian Ritter hielt es nur zwei Jahre in Hagenheim aus. Nicht seine gewöhnliche Tätigkeit als Präses beeindruckt, sondern lediglich seine gestochene Handschrift.

Am Feste Johannis Baptistae 1719 hielt Matthias Müller seinen Einzug als Parochus in Hagenheim, wie er selbst vermerkt. Ihm war es vorbehalten, das denkwürdige Jahrhundertfest der Rosenkranzbruderschaft zu feiern. Zwar muss ihm eine etwas ungenaue Buchführung nachgesagt werden, dafür aber rührte er nimmermüde die Werbetrommel für die Bruderschaft. Anscheinend gezielt auf die umliegenden Ortschaften fixiert, zog er aus ihnen ganze Gruppen an Land, so 1719 unter den 96 neuen allein 15 aus Hofstetten und je 16 aus Thaining und Issing. Im folgenden Jahre 1720 vereinnahmte er unter den 198 Neuzugängen gleich 48 Hofstetter. Unter den 336 im Jahre 1721 sind auch zwei Theologiestudenten, die er sich eigenhändig einschreiben ließ. Im folgenden Jahre 1722 mit 112 stieß sogar der Münchner Rektor Philippus Carolus Xaverius Christophorus von Delling dazu. Das Jahr 1723 zeitigte die Rekordzahl von 371 Einträgen, darunter auch der Müller und der Wirt von Unterfinning und der Frater Johannes, „Eremita ad S.Joannem Baptistam“, bei Entraching im Wald gelegen.

Auf den letzten Seiten des 1.Buches hat Pfarrer Michael Streitl - nach Beginn durch den Hofstetterer Pfarrer Bernhard Mayr als Vikar im Jahre 1661 - die Einteilung der Festtage und der Betstunden der Rosenkranzbruderschaft eingeschrieben. Pfarrer Müller dagegen hat zwischen dem Rekordjahr 1723 und dem Jubiläumsjahr 1729 keine Neuaufnahmen und auch keine Gebetseinteilungen eingetragen. Sagte er sich „mir langt's“ oder war die Bruderschaft über das Überschaubare hinausgewachsen? Am Ende des 1.Buches hat sich jedenfalls nur noch unter dem Jahre 1859 Pfarrer Konrad Albrecht mit 5 neuen Mitgliedern, davon 4 aus Hofstetten, verewigt.



Emporenbrüstung: Szene aus dem Leben des hl. Dominikus (Kaspar Schöffler 1729)



Chorfresko: Verleihung des Rosenkranzes an den hl. Dominikus
(Malerei: Kaspar Schäffler; Stuck: Georg Döhl 1729)

Das zweite Buch

Nach dem letzten Durcheinander gab dann aber jener Pfarrer Matthias Müller zum Hundertjährigen der Bruderschaft wieder die gewohnte Richtung, und zwar mit der säuerlichen Anlage des Nachfolgebandes, bei dem er sich seiner erlernten Schreibkünste erinnerte. Wir schreiben demnach das Jahr 1729, das nach wie vor den resignierten Priester Georgius Dorer aus Hofstetten mit nachbarschaftlicher Hilfe am Werk sah. In feierlichster Form wurde das Jubiläum am Sonntag, dem 24. August, begangen. Ihm verdankt die Kirche innen wie außen ihr heutiges Erscheinungsbild. Gleich zu Anfang des 2. Buches notiert Pfarrer Müller: „Es werden auch die Stund [d.h. jetzt] Bruderschafts Zetl außgegeben, ist aber nit nötig, daß die Männer eingeschrieben werden“. Die Männerleut waren also seine verlässlichsten Anhänger. Während der Jahrhundertfeier nimmt Müller zwei Männer aus Aibling auf - bis von dort kamen also Leute zu den Festlichkeiten - und im folgenden Jahre 1730 trägt er noch 37 Personen aus der Umgebung ein, dann geht er als Pfarrer nach Geretshausen.

Auf ihn folgt der in Utting geborene Pfarrer Joseph Schainperger, ein Schönschreiber, eifriger Seelenhirte und zugleich vorzüglicher Werber für die Bruderschaft. Alles was nach ihm auf die Hagenheimer Pfarr kam, konnte ihm in keiner Weise mehr das Wasser reichen. Seiner kritischen Feder entging nichts, auch nicht die bösen, aus der Luft gegriffenen Anschuldigungen seines Hofstetter Amtsbruders Sebastian Wiedemann, diesem streitsüchtigen Hitzkopf, als welchen ihn der Herr Dekan einstufte. Nicht weniger als 1404 Neuaufnahmen tätigte Schainperger in seiner

zehnjährigen Amtszeit. Dabei legte er besonderen Wert auf „gstandene Leut“ mit festem Wohnsitz. Also keine Vagabunden und Bettler, über die er sich im Jahre 1735 folgendermaßen auslässt: „Es ist nit bald ein Ort so molestiert von Mendikanten [belästigt von Bettlern] wie hier. Kommen täglich vor die Hausportten wohl bis 50. Ist auch dermaliger Pfarrer Schainperger von Diebsleuthen nächtlicherweil einmal ausgeraubt worden“. Am 1. Mai 1741 ging Pfarrer Schainperger nach Dettenschwang. An Besonderheiten wären aus seiner Zeit noch die Aufnahme eines Mannes „aus dem Schweitzerlandt“ und des Ehepaares Johann und Maria Schmuzer aus Wessobrunn zu verzeichnen. [Es ist aber nicht der bereits 1701 gestorbene berühmte Baumeister und Stukkateur, sondern ein anderer dieses Namens aus der Wessobrunner Künstlerfamilie. Es könnte sein 1703 geborener Enkel, der Sohn Johann des Stukkators Franz Schmuzer (1676-1741) sein, der von 1703-1773 lebte und nicht zu den künstlerisch hervorgetretenen Familienmitgliedern zählt.]

Nach Schainpergers Weggang 1741 setzen Unregelmäßigkeiten wie herausgerissene Blätter, nicht notierte Jahrgänge und mangelnder Einsatz bei der Mitgliederwerbung ein. Ganz leise rieselt es im Gebälk der Bruderschaft, bis dann das Abbröckeln einsetzt und dieses nicht mehr aufgefangen werden kann, wenn es auch noch einige Lichtblicke zu verzeichnen gibt. All der Verschleiß von Priestern auf der nicht sehr begehrten Pfarrei hat sich nicht fördernd auf die

Bruderschaft ausgewirkt. Mancher Pfarrer hat gar nichts für sie getan oder doch nur so viel, wie seiner Meinung nach unbedingt nötig war.

Schainpergers Nachfolger Franz Xaver Dietmair aus Weilheim blieb nur ein paar Monate, resignierte und räumte 1742 dem Landsberger Johannes Jakob Widmann (1742-1765) das Feld, der sich anfangs redlich um neue Mitglieder mühte, 1751 einmal sogar 67 Zugänge verzeichnen konnte, ab 1753 aber es beim augenblicklichen Bestand bewenden ließ. Widmann starb am 19. Juli 1765 in Hagenheim und fand in der Pfarrkirche seine letzte Ruhestätte. Die letztlich von Pfarrer Widmann an den Tag gelegte Gleichgültigkeit fand bei den Nachfolgern willkommene Nachahmung: man tat das Verlangte, aber ohne erkennbaren besonderen Einsatz. Folgende Priester saßen in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts auf der Pfarrei Hagenheim:

1765 - 1771 Alan Ritter [war Frühmesser und Kurat beim Hl. Geist in Weilheim, kam 1772 auf die Pfarrei Beuern];

1772 - 1773 Joseph Sießmayr [vorher Kaplan in Baidlkirch, ging als Pfarrer nach Geretshausen];

1773 - 1788 Ignaz Raffler [vorher Kooperator in Eresing, erhielt 1789 das St. Johannes-Benefizium in Landsberg];

1788 - 1794 Franz Xaver Gebler von Landsberg [starb auf dem Heimweg von Pitzling, dessen Pfarrei er mehrere Jahre versehen hatte, am Schlagflusse und wurde vor dem Hochaltare begraben];

1794 - 1798 Joseph Lidl [ging nach Petzenhausen].

Die vorstehenden Seelsorger begnügten sich im 2. Buch zwischen den kärglichen Neuaufnahmen mit der Aufnotierung der Stundengebete, vielleicht um so die Seiten zu füllen.

Die Zeit um die Säkularisation

In den letzten Tagen des Jahres 1798, als alle Dörfer der Umgebung mit österreichischem Militär belegt waren, bezog der in Murnau geborene Sebastian Klostermann, von der Pfarrei Deiningen bei Nördlingen kommend, die Hagenheimer Pfarrstelle. [J.J.Schober, der dessen Namen allerdings stets mit „Ostermann“ wiedergibt, bezeichnet ihn als den bedeutendsten Pfarrherrn von Hagenheim. Als er 1814 auf die Pfarrei Bergheim bei Augsburg berufen wurde, verzichtete er darauf und blieb bis zum 20. August 1820 seiner Pfarrei Hagenheim treu. An diesem Datum aber wurde ihm das Nockersche Schulstipendium in Tölz zugesprochen.] Klostermann war ein ebenso würdiger Priester wie gelehrter und verständiger Mann. Er bekleidete zudem die Stelle eines Kapitelkammerers und Distriktschulinspektors. Durch ihn erhalten wir, wohl auf Grund seiner Mitteilsamkeit und Ordnungsliebe, den umfassendsten Einblick in das Wesen und Wirken der Rosenkranzbruderschaft. Wer bisher angenommen hat, es handle sich bei ihr um eine lose Vereinigung frommer Beter und Betschwestern, wird eines besseren belehrt. Denn auch unseren Ahnen gingen feste Regeln und Einteilungen über alles, denen sie sich gewissenhaft und allem Anschein nach mit Eifer unterzogen. Natürlich war auch hier das männliche Element tonangebend, und nicht die leiseste Spur einer Emanzipation lässt sich feststellen.

Dem Präses, der nur ein Priester sein konnte, war als Laie der Präfekt beigeordnet. Dieser hatte wiederum zwei Assistenten, die dem Präfekten im Todesfall automatisch nachrückten. Unter ihnen standen die Consultoren, deren Personenzahl nicht angegeben wird, die aber bei Umgängen die Stäbe mit den Geheimnissen des freuden-, schmerz- und glorreichen Rosenkranzes trugen. Auch ihnen waren, der Anzahl entsprechend, Kandidaten als Auf- oder Nachrücker aufgestellt. Fest bestimmt waren auch die vier Himmelsträger und jeweils ein Träger des Kreuzifixes und des Bildnisses Mariens. So waren also etliche Posten und Pöstchen zu vergeben, und alles musste Rang und Ordnung haben.

Das Bruderschafts- und Patroziniumsfest wurde immer am 1. Sonntag im Oktober mit Predigt, Hochamt, Totengedenken, Erneuerung des Bruderschaftsgelöbnisses und einer Prozession zu der der Allerheiligsten Dreifaltigkeit geweihten Bruderschaftskapelle begangen. Ebenso zum festen Programm der Bruderschaft gehörten die Marienfeste mit nachmittäglicher Predigt, Gedenken und Rosenkranz, und alle ersten Monatssonntage eine Prozession mit der Figur der Rosenkranzkönigin und Aussetzung des Allerheiligsten. Pfarrer Klostermann war, und dies belegen seine umfangreichen Niederschriften, aber kein marianischer Eiferer. Er setzte bei Neuzugängen nämlich auf Freiwilligkeit.

Sein Nachfolger Johann Nepomuk Anton Hegerle (1821 - 1824) aus Landshut gebürtig, [vorher Kooperator in Aibling] betrieb wieder Werbung, doch mit mäßigem Erfolg. Seine Maßnahme, die 35 Schulkinder von Hagenheim 1823 gratis in die Bruderschaft einzuschreiben, war durchdacht und vorausschauend. Dass hier eigens vermerkt ist, dass die Aufnahme gratis erfolgte, klärt jedoch endlich, wie bereits angenommen, dass sonst die „milde Gabe“ beim Aufnahmeverfahren die bewusste Rolle gespielt hat. Hegerles Aufenthalt in Hagenheim war auf drei Jahre begrenzt. Er wurde von Georg Krinner [Schober liest Krimmer!!] [geboren 1785 in Wengen bei Dießen, vorher Kooperator in Miesbach] abgelöst, der 25 Jahre bis zu seinem Tode am 25. April 1849 seiner Pfarrei treu blieb. Einer seiner Nachfolger vermerkt über ihn im 2. Buch: „Pfarrer Krinner hat das Verzeichnis nicht fortgeführt!“ Mit anderen Worten: Er tat gar nichts für die Bruderschaft, tätigte weder Aufnahmen, noch machte er sich schriftlich die geringste Mühe. [Es muss angemerkt werden, dass im Jahre 1829 das 200jährige Bestehen der Bruderschaft hätte gefeiert werden können, worüber aber kein Wort berichtet wird!]

Der Niedergang

Konrad Albrecht [von Weißenhorn gebürtig, vorher Kurat in Nantesbuch, B.A. Weilheim] war von März 1850 bis Mai 1859 Pfarrer in Hagenheim. Über ihn vermerkt ein späterer Nachfolger, wohl Pfarrer Rauner: „Im Jahre 1850 den 6. Oktober hat der Pfarrer Konrad Albrecht das Namen-Verzeichnis der Mitglieder der wohlloblichen Bruderschaft des heiligen Rosenkranzes zu Hagenheim neu angefertigt; ein eigenes Bruderschaftsbüchlein drucken und das Muttergottes-Kleid, Baldachin und 4 Ministranten-Kleidung ganz neu und schön machen lassen.“ Darauf aber folgt die bissige Bemerkung: „Das ist aber alles was er innerhalb 10 Jahren gethan hat!“ Dieses neue Verzeichnis umfasste gerade noch 99 Mitglieder, darunter nur 41 Hagenheimer. 35 Jahre lang hatte es keine Neuaufnahmen gegeben, was die tiefere Ursache für die sich abzeichnende Auflösung war. Jeder heutige Verein kann einpacken, wenn er nicht neue und junge Mitglieder wirbt, die den Fortbestand sichern.

Auf Albrecht [der am 16. Mai 1859 als Pfarrer nach Prem, B.A. Schongau, kam] folgte Anton Wendelin Endres [geboren 1818 als Stadtpfarrmesnerssohn in Dillingen. Nach Jurastudium und 8 Jahren als Berufssoldat hatte er Theologie studiert und kam nach Stationen als Stadtkaplan in Aichach, Schulbenefiziat in Baumgarten und in Weiler am 21. November 1859 nach Hagenheim, wo er 1873 resignierte.] In seinen knapp vier Hagenheimer Jahren [machte er sich um den Pfarrhof „der einer Räuberhöhle glich“ und die Dorfschule sehr verdient und] brachte wieder 120 Neue zur Bruderschaft.

Doch sein Übernehmer, Matthäus Gleich [aus Haunstetten, zuvor Wallfahrtspriester in Beinberg und Beutenhausen], entwickelte in den 10 Jahren seines Bleibens wiederum nicht die geringste Initiative für die Bruderschaft, so dass sein Nachfolger Georg Rauner sich genötigt sah zu notieren: „Hat das Mitglieder-Verzeichnis nicht mehr fortgesetzt, worüber jedermann sich denken kann, was er will - .“

Georg Rauner (1874-1886) war der Typ eines umsichtigen Seelsorgers, sehr zeitkritisch, und zog in den zwölf Jahren seiner Tätigkeit immerhin oder trotz der Aufklärung noch 113 neue Mitglieder an Land. Die Fortführung der Bruderschaft bis zur Jahrhundertwende war dadurch noch einmal gesichert. [1886 wurde Rauner die Pfarrei Walleshausen verliehen.]

Der Rest ist eigentlich schnell erzählt. Die vielen und schnellen Priesterwechsel, dazwischen Jahre ohne Pfarrer, eben weil Hagenheim keine begehrenswerte Pfarrei war, mögen mit eine der Hauptursachen für das Erliegen gewesen sein, auch der Zulauf und der Bekanntheitsgrad schienen endgültig gebremst. Die jetzt einsetzenden Vikare aus Hofstetten und Pürgen sahen andere Aufgaben, bis endlich 1903 wieder ein Pfarrer nach Hagenheim kam.

Es war Ludwig Finsterwalder [1903 als ständiger Vikar, von 1906 bis 1918 als Pfarrer] von Unterpeißenberg, der sozusagen der letzte Getreue war, denn er hielt es 15 Jahre hier aus. Finsterwalder verzeichnete manchmal jährlich noch zweistellige Zugänge (z.B. 1915 = 16), und 1917 nach der Herausgabe eines neuen Bruderschaftsbüchleins [gedruckt in der Landsberger Verlagsanstalt] gab es den einmaligen Fischzug von 46 Neuaufnahmen. [Über Pfarrer Finsterwalder muss nachgetragen werden, dass er sich um die 1914 beendete Restaurierung der Pfarrkirche große Verdienste erworben hat, so dass J.J.Schober 1917 schrieb: „Das an sich schon schmucke Gotteshaus ist jetzt in seinem neuen Gewande zu einer der hübschesten Landkirchen des Bezirkes geworden.“ Und Pfarrer Finsterwalder schreibt im erwähnten Neudruck des Bruderschaftsbüchleins: „Seit ihrer Erneuerung im Weltkriegsjahre 1914 strahlt die Bruderschaftskirche wiederum in sehenswertem Glanze“ und fügt an anderer Stelle hinzu: „Möge auch der Eifer der

immer noch zahlreichen Bruderschaftsmitglieder neu auf-flammen, zumal ihnen viele und reiche Ablässe durch die Bruderschaft geboten werden.“]

In den Nachkriegsjahren 1920-24 stießen nochmals 23 Gläubige zur Bruderschaft, und als allerletztes Mitglied ist 1926 einzig und allein die Brigitta Friesenegger von Obermühlhausen eingetragen. 1925, nach dem Tode des letzten ernannten Pfarrers von Hagenheim, Josef Spitzweg, wurde vom Ordinariat die Pfarrei Hagenheim abgebaut und wird seitdem nur noch als Vikarie von Hofstetten geführt: wohl erstes Warnzeichen des einsetzenden Priestermangels. Dass unter diesen Zeitumständen besonders die Rosenkranzbruderschaft litt, liegt demnach klar auf der Hand. Das dreihundertjährige Bestehen beging man 1929 noch mit aller Feierlichkeit, doch dann war man am Tiefpunkt angelangt, denn wo der Hirte fehlt, verläuft sich auch die Herde in alle Himmelsrichtungen. [Allerdings vermerkt der Verfasser Karl Kraus in seinem Beitrag „Das erste Hagenheimer Matrikelbuch“ im 7.Sammelband der „Landsberger Geschichtsblätter“ 1982-1985 über die Bruderschaft, dass sie „1981(!) ihren 350.Jahrestag beging“.]

Die Stundengebete

Mit zu den Auffälligkeiten der Hagenheimer Rosenkranzbruderschaft gehören auch die so vermerkten Stundengebete, die sich eintragungsmäßig auf die beiden Bücher verteilen. Trotz eingehendem Studium derselben gelangt man aber nicht zu deren Grundsätzen, Inhalten und Aufbau oder zum geregelten Ansatz der Ausschreibungen dieser Stundengebete. [Zu vermuten ist, dass es - neben der Verpflichtung der Sodalen zum Beten der drei Rosenkränze innerhalb einer Woche - auch öffentliche „Stundengebete“ des Rosenkranzes in der Kirche gab, für deren Durchführung die ausgeschriebenen Bruderschaftsmitglieder verantwortlich waren.] Man könnte verstehen, wenn das Hauptaugenmerk auf die vielen Marienfeste im Jahreslauf gelegt worden wäre. Nachdem dies aber nur zum minimalen Teil der Fall ist, wird es noch schwieriger, hinter das Geheimnis dieser Ausschreibungen zu gelangen. Ganz allgemein entsteht auch hier wieder der Eindruck, dass es vom Einsatz des jeweiligen Priester-Präses abhing, Gebetsstunden sowohl anzusetzen wie auch deren Länge zu bestimmen. In manchen Jahren herrscht aber gewissermaßen Gebetsruhe oder der Anfall der Gebetsstunden ist so gering, dass von geflissentlichem Eifer nicht die Rede sein kann. Dazu kommt bei der Aufnotierung noch die persönliche Einstellung des Pfarrers, ob Ordnungsliebe oder Schlamperei. Mag sein - und dies ist vielleicht auch der Schlüssel zur Sache überhaupt - dass manches einfach mündlich erledigt und nicht schriftlich festgehalten wurde. Keineswegs aber bedienten sich die Hagenheimer Priester der Einfachheit halber ihrer Pfarrkinder als nächstgelegene Lückenbüßer.

Beginnen wir darum mit dem Greifbaren aus dem 1.Buch, dessen Einträge 1661, also noch vor Pfarrer Michael Streitl einsetzen. Für den 8.September (Maria Namen) holte sich Pfarrer Bernhard Mayr acht Hofstetter für jeweils eine Stunde zum Beten, drei Tage darauf fünf Pflugdorfer und am 21.September nur den Jacob Stallmayr von dort für nachmittags 2 -3 Uhr. Groß aufgemacht ist stets der 29.September, Michaeli (eigentlich Hofstettens Kirchenpatron!), an welchem Tage 1661 von morgens 5 bis abends 9 Uhr den Einheimischen das Rosenkranzbeten aufgebürdet wurde. 1662 ist nur der 22.Februar und der 12.April mit einer mitternächtlichen Gebetsstunde eingetragen, 1663 an drei unbedeutenden Tagen je eine Stunde, und auch nach dem Antritt des neuen Pfarrers Streitl ist bei Einteilung und Häufigkeit kein System zu erkennen. 1665 an Michaeli kommen noch zwei Penzinger an die Reihe, und dann tat sich bis 1671 gleich gar nichts mehr. Auch in den Nachfolgejahren passen die

gewählten Daten in kein Schema, abgesehen von Mariae Empfängnis und Michaeli. Nach welchen Gesichtspunkten die Beter aus den umliegenden Ortschaften ausgewählt wurden, lässt sich ebenfalls nicht ergründen. Ausnahmen im Eifer sind Pfarrer Vogl, der für 1695 gleich 47 Betstunden ansetzte und dies bis zu seinem Weggang durchhielt, oder der aus Hofstetten stammende Pfarrer Mauser, der eifrig 21 Seiten mit den Namen von Betern vollschreibt, alsbald aber nur mehr die Namen auflistet ohne feste Zeitangaben. Nach Pfarrer Müller hört die Beterstatistik ganz auf. Vielleicht aber wurde sie nur von den Pfarrern als überflüssig angesehen, und man bediente sich mündlicher Absprachen oder loser Zettel für die jeweiligen Ortschaften. [Der Abschnitt wurde etwas verkürzt, um den Leser nicht zu ermüden.]

Das Consilium Marianum

Die Consilien, die uns Pfarrer Klostermann erstmals beschreibt, aber bereits eine lange Tradition hatten, hatten nach seinen Aufzeichnungen den reinen Zweck von durch Todesfälle bedingten Neuwahlen. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass durchwegs betagte Männer in den Spitzenpositionen [Präfekt, 2 Assistenten, Consultoren und Kandidaten] tätig waren. Dabei wurde nicht nur auf guten Leumund Wert gelegt, sondern auch auf die Stellung im damaligen öffentlichen Leben. Pfarrer Sebastian Klostermann hielt zwischen 1800 und 1820 insgesamt neun Consilien ab, und zwar nicht nach zeitlichem Turnus, sondern nach Bedarf. Damals drängten sich die Leute noch danach, Consultor zu werden, deren Zahl unbegrenzt war und im Jahre 1800 - hier gab es eine Spitzenernte am Lechrain - nicht weniger als 20 Personen mit zusätzlich noch vier Kandidaten umfasste. Sein Nachfolger Hegerle, der die Consultoren als Bruderschaftsräte bezeichnet, hielt in seinen wenigen [drei] Jahren zwei Versammlungen (1822 und 1824) ab und setzte dabei fest, dass jeder Aufrücker für seinen Vorgänger eine heilige Messe zu stiften habe.

Es sollte ein halbes Jahrhundert (aus bekannten Umständen) ins Land ziehen, bis wieder ein Pfarrer versuchte, die Bruderschaft mit neuem Leben zu erfüllen und wieder ein Consilium durchführte. Pfarrer Georg Rauner tat dies 1876 mit großem Erfolg, wenn auch die Liste der Kandidaten, die sich bewarben, schmaler geworden war. Trotzdem setzte er noch 15 Consultoren neben den bekannten übrigen Funktionären durch. 1882 rief Rauner nochmals ein Consilium ein, das wegen nur weniger Todesfälle notwendig geworden war. Dann rief 1894 Pfarrer Johann Ev.Jaumann, Pfarrer in Hofstetten, der Hagenheim vikarierte, das vorletzte überlieferte Consilium ein, und unter dem - wieder hauptamtlichen - Pfarrer Ludwig Finsterwalder sollte das letzte 1905 stattfinden, allerdings unter dem Vorzeichen einer abbröckelnden Bruderschaft und erstarktem Selbstbewusstsein der Teilnehmer. Dass der Andrang zu den Funktionen nicht mehr groß war, davon zeugen die gefassten Beschlüsse: 1.) Jeder Consultor hat sich selbst um einen Ersatzmann zu bemühen; 2.) Jeder ins Consilium Eintretende hat eine Mark als Opfer an die Bruderschaft zu entrichten; 3.) Die Assistenten werden aus der Mitte der Consultoren gewählt; 4.) der älteste des Consiliums ist zugleich als 1.Assistent Nachrücker für das Präfektenamt.

Die Bruderschaft als 1.Bankinstitut in Hagenheim [Das Stiftungsvermögen]

Der geneigte Leser mag dem Verfasser nachsehen, dass er solch eine banale Zwischenüberschrift für das nachfolgende Kapitel gewählt hat. Doch irdische Güter zum Eingangstor für den letzten Weg zu machen, fiel gerade der Mutter Kirche in der Vergangenheit nicht allzu schwer. Wenn man

jedoch die Stiftungen zur löblichen Erzbruderschaft in Hagenheim genau unter die Lupe nimmt, so haben sich manche der Stifter fürwahr gewaltig übernommen, um ihr Seelenheil zu sichern. Ein Gulden war im 18. Jahrhundert noch was wert, doch hier hagelt es von Beträgen, die bis an den letzten Sparpfennig der jeweiligen Legaten als Stifter herangehen, und sogar darüber hinaus. So ist es beileibe keine Seltenheit, wenn der Stifter nur nominell eine Summe einschreiben ließ, mangels Masse aber vorläufig nur den Zins dafür entrichtete. Solche verwickelten Geschichten führten dann bei Erbschaftsstreitigkeiten nicht selten vor den Amtsrichter.

Die im 2. Buch aufnotierten Transaktionen erstrecken sich leider nur über den Zeitraum von drei Jahrzehnten, genau von 1768 bis 1797. Man kann darum annehmen, dass der sehr konsequente und schreibfreudige Sebastian Klostermann ein neues Buch dafür anlegte, über dessen Verbleib aber nichts bekannt ist. In welche Kanäle die doch ansehnlichen Kapitalien dann später flossen, liegt bereits im Dunkel der jüngeren Geschichte. Die Möglichkeit, dass Pfarrer Klostermann einen Griff in das Stiftungsvermögen getan hat, lassen die Anschaffungen für die Kirche bei der Säkularisation vermuten. Alles ist fein säuberlich aufgeschrieben, nur fehlt der Hinweis, woher die doch ansehnlichen Beträge für die Erwerbungen (die Orgel aus dem Ursulinenkloster in Landsberg, Paramente, liturgische Gerätschaften und zwei Schränke aus dem Kloster Wessobrunn) kamen.

Stets ersichtlich ist aber, dass das Geld aus dem Stiftungsvermögen zinsbringend angelegt und ausgeliehen wurde, wobei gezielter Wert auf die Namen der Empfänger gelegt wurde. Sicherheit war demnach schon oberstes Gesetz dieser „ersten Bank von Hagenheim“. Der übliche Zinsfuß betrug pro Jahr 5%, von etlichen Leuten, deren Kreditwürdigkeit scheint's nicht ganz entsprach, nahm man aber 6%.

Um welche Beträge es sich bei den Stiftungen handelte, sei darum durch einige Kostproben untermauert, die aber hohe Aussagekraft besitzen. Den Spitzenwert mit 200 fl [Gulden] stiftete seinerzeit der [Pfleisch-], „Präu“ in Landsberg, Joseph Haltenberger, aber auch Legate mit 100 Gulden sind kein besonderer Vorgang. Als Grundnorm lassen die Aufzeichnungen aber rund 25 fl erkennen. Als Stifter treten auch verstorbene Pfarrer auf, so der schon genannte Johannes Jakob Widmann mit 100 fl oder der Pfarrer von Stoffen Johann Georg Drexl. Aber auch die kleinen Gaben summieren sich zu ansehnlichen Beträgen. Wie sonst konnte die Liste der Kreditnehmer so anschwellen, die alle mit zweistelligen Beträgen festgehalten sind. Auch Zinssäumige gab es damals, dann aber zog man vor Gericht. Ein ganz besonderer Fall war der Mathiß Ruile von Hofstetten, der alles zu leihen nahm, was er kriegen konnte. Zur Zinszahlung aber - er war ein 6%-iger - musste er meist gemahnt werden; dennoch ließ man ihm unbedenklich weiter bis zu einem dreistelligen Betrag.

Das Mirakelbuch oder Gebetserhörungen

Mit der Aufschreibung der Wundertätigkeit der Rosenkranzkönigin begann der rührigste aller Vorsteher der Erzbruderschaft, nämlich Pfarrer Joseph Schainperger anno 1735 [obwohl die Bruderschaft damals bereits mehr als ein Jahrhundert existierte]. Damals in der Blütezeit der Hagenheimer Vereinigung mit der höchsten Mitgliederzahl mussten folgerichtig auch entsprechend mehr Anrufungen, Gelübde und Versprechungen erfolgen, so dass die Erhörungen demnach zahlreich sind. Bis in welche Jahre sich deren Eintragungen erstrecken, ist mangels Datenangabe nicht feststellbar, nach den verschiedenen Schriftzügen aber wohl bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Aufgelistet sind im Mirakelteil des 2. Buches 72 Gebetserhörungen, die manchmal sehr ins Detail gehen und sich zu wahren Erzählungen ausweiten. Wie nicht anders zu erwarten, stehen hinter den Anrufungen menschliche Nöte, Pein und Leid. Der Gesundheit von Mensch und Vieh wurde eben von der ländlichen Bevölkerung stets größte Bedeutung beigemessen, und man muss gerade bei der - in unseren Augen - Einfalt der Aussagen die Lebensumstände jener Zeiten berücksichtigen.

Es würde natürlich zu weit führen, alle die Wundertaten aufzuzählen, doch einige ganz besondere sollen für die übrigen im Wortlaut in der pfarrherrlichen Diktion Pate stehen:

„Eine gewisse Berson gibt an, und bekennet zu Lob und Ehr der Königin des allerheiligsten Rosenkranzes allhier, wie daß sie in dem Kopf ganz doll und sehr großen Schwindl erlitten, also, daß sie vermeinte, alle augenblickh zu fallen: nach dem sie aber ihre zuflucht mit einem Gelübdt allhier genommen, und vorgenommen ein solches ab der Canzl verkündhen [zu] lassen ist ihr augenblicklich geholfen worden. Was geschickht [geschieht]: Die weilen aber sie nachlässig, die empfangene Guetthat ab die Canzl zu verkünden nit an[ge]geben, wirdt sie auf ein Neues mit einem großen Schwindl im Kopf überfallen, bis und so lang sie verlobt zu 7. mahl allhierher Wallfahrtten zu gehen und so ihr geholfen solle werden, ab der Canzl endlich abers zu verkündhen lassen und nach solchen ist ihr zum andertenmahl geholfen worden.“

„Eine Muetter hatte ein Knäblein mit einem Brichtlein auf die Welt gebohren, und nachdem sie solchs einem Arzten [darunter verstand man damals keinen studierten Mediziner, sondern einen Bader oder Wundarzt] zu curieren ybergeben, aber selber [gemeint ist: selbiger] umsonst daran gespilet und das Brichtlein gleich an einem anderen Orth auf ein Neues vorgekommen: Hatte denn also diese Muetter ein Hlg. Meß versprochen zu Ehr und Lob der Königin des allerheiligsten Rosenkranzes und so dem Kind solle geholfen werden: ein solche Gnad ab öffentlicher Canzl [verkünden zu lassen]“.



„Eine Hausmuetter hate eine Kue, welche nit khunte von dem Kalb endlediget werden, in diser Noth verspricht sie allhierher ein Hlg.Messe, mit Fürnennung so ihr geholffen werden solle, ein solches ab der Canzl verkindhen zu lassen. Es wurde ihr zwar gleich geholffen, aber sie wollte dise nit verkindhen lassen, ihr einbildet es wäre nit nöthig, aber da hate sie zu Nachts einmahlen kheine Ruehe, forder es khame ihr einmahl vor, eben dise Kue wollte wirklichen crepieren.“

„Antoni Hapberger von Stoffen bezeigt [=bezeugt], daß ihn Gott der allmechtige augenblicklich yberfallen habe, gleich als ob ihn ein Schlagfluß getroffen, daß ihm aller Atem und schnaufen außgebliben und er sich nichts ander als den Todt eingebildt, sobald er aber sich hierher mit eine Hlg.Meß walfart und Rosenkranz verlobt, hat er sich also bald widerumb erholt und ohne eigens angewentes Mittl widerumb gesund worden.“

„Den 13.Mai 1735 hat Leonhard Schmid und seine Hausfrau abends under Lichtzeit durch einen Diebstall bey eröffn-
nung der Druchen [Truhe] 38 Fl. in einem Sakhl eingemacht mit größten Herzensleid verlohren. In solchen Creuz und Verlust in welchen beede bis in den vierten Tag verharreten, nimbt endtlich daß Weib ihre Zuflucht zu der Himmels-Königin Maria gedenkhen, die Königin deß Allerhlg. Rosenkranzes hat mir allzeit geholffen, wirdt ia aniezo mich auch nit verlassen. Fallet nider derowegen auf die Knie, fanget an daß Ave Maria zu betten und höret als sie sprach Heilige Maria bitt für uns (vernimt sie) es schreie ihr ettwan einer zu: Verlob ein Hlg.Meß auch zu der Königin deß Allerhlg.Rosenkranzes: sie verlobt eine Hlg.Meß und sehet wunder: Kaum hat sie daß Gelübt gemacht, wirdt sie der Sinnen und Verstandt beraubt, vermeint, sie wird bey der Handt ergriffen, in den Garten hinauß geführt, höre immer-zue ihr in die Ohren schreien: Zum Zaun gehe hinaus: und darauf kombt sie zu sich selber, befindt und vermerkht, daß sie wahrhaftig nit in der Stuben mehr, sondern im Garten seye, glaubt der Stimm so sie gehört, geht hinauß zu dem Gartenzaun und findt glickhlich alles Geldt in Gras herum gestreut bey einem Pfennig, ohne Beutl, welcher bis hero nit an Tag kommen.“

„Anno 1737 erkrankhten zu Hofstetten in einem Hauß Vatter und Muetter dergestalten, daß wo immer bey einem Doktor oder Baader eine Hilffen und Mittl ihre Eltern von dem Todt zu erretten die Kinder gesucht, allzeit disen zweien erkhrankhten Vatter und Muetter ihrer Gesundheit halber die Mittl abgesteßen [wirkungslos waren] und der gewiße Todt angesagt. In diser gefährlichsten Begebenheit verloben die lieben Kindlein welchen das Ellendt ihrer Eltern zu Herzen gienge eine Hlg.Meß nacher Hagenhaim bey der allgemeinen hilfreichen Muetter ihren lieben Eltern die Gesundheit zu erbetten: Und sechet, waß sie gehoffet, daß haben sie erlanget, denselben Tag noch is besser worden mit denen ihren Eltern und in wenig Tagen die gänzliche Gesundheit beede erlanget. Den 15.März 1737“

„Ein Khind dântlet [tändelt] mit einem Weib-Schierhagen [Schürhaken], bringt selben in ihr Aug hinein, fangt an bitterlich zu weinen. Die Muetter lauffet zue, ersichet daß Ellendt, bemieht sich zwar den Schierhagen heraufzunemen, aber umsonst, selbiger khame sogar hind in den Augapfl. Dahero schreien mit ihr alle der Muetter Gottes allhier umb Hilff, die Muetter verspricht eine Wallfahrten und Rosenkranz. Und also gleich hat sich der Schierhagen sechen lassen und fallet selber aus dem Aug.“

„Ein Mann fallet von einem Kerschbaum herunter, khann an kheinen Fueß mehr standen und zwar 14 Tag lang. Verlobt demnach einen Khreuzer in Stockh [in den Opferstock] und Rosenkranz zu U.L.F. nacher Hagenhaim, wirdt also bald beßer.“

Sachspenden

Zwischengestreut unter die mannigfachsten Eintragungen in beiden Büchern finden sich auch Spenden und ganze Spendenlisten für Dinge des Kirchenbedarfs und zur Verbesserung der Ausstattung. Immer fanden sich Guttäter, meist glühende Verehrer der Gottesmutter aus den umliegenden Ortschaften, die nicht zögerten, für ihr Seelenheil den Sparstrumpf oder die Truhe zu öffnen. So geben 13 Personen je einen Gulden „vor die anno 1733 neu gefärbte Röckh in Hagenhaim“, wobei nicht deklariert wird, ob es sich um Ministranten- oder Priesterröcke handelt. „Anno 1800 laßt Ignazi Weinberger von Lengenfeld und Maria dessen Hausfrau für das Bruderschafts-Bildnis ein neues Kleid verfertigen, welches über 50 Fl. - sage fünfzig Gulden - kostete.“ - „1821 hat herr Wirth von Hofstetten Joseph Eichberger (der Vater des späteren Priesters und langjährigen Pfarrers gleichen Namens von Thaining) die große Ampel und das Ciborium butzen lassen, ebenso hat die Frau Kramerin von Hofstetten, Susanna Egwolf, den ganz neuen rothen Vorhang beym Tabernacel machen lassen. Petronilla Sifer, Meßnerin, schafte einen rothen Schleyer über das Kreuz her und verehrte 2 Silberstücke nebst Band dazu.“ Nur äußerst selten fanden Verehrungen „zu der Capellen der allerheiligsten Dreifaltigkeit in Hagenhaim“ statt, die ausschließlich von Hagenheimern getätigt wurden. Nicht einbezogen in die Eintragungen sind die kleinen und darum nicht erwähnenswerten anonymen Spenden, die meist im Opferstock landeten, dennoch aber der Bruderschaft mit zu einem ansehnlichen Vermögen verhalfen.

Ablässe

Der Rest der Eintragungen erstreckt sich auf die Vielzahl der zu gewinnenden Ablässe für die Mitglieder, die so weitläufig sind, dass sie an dieser Stelle nicht buchstabengetreu aufgeführt werden können. Vollkommene Ablässe ließen sich bei der Aufnahme in die Bruderschaft, am ersten Sonntag jeden Monats, an den Marienfesten, den Festen der Rosenkranzgeheimnisse, an den übrigen Kirchenfesten, bei Jahrtägen und für verschiedene gute Werke gewinnen. Ein spezieller daraus soll darum ausgewählt sein, um nochmals die große Bedeutung der Hagenheimer Rosenkranzbruderschaft herauszustellen: „Wenn man die Rosenkranzkirche besucht und dort betet für die Ausrottung der Ketzereien, für Frieden unter den christlichen Fürsten und für die Erhöhung der Hlg.Kirche.“



Predigt des hl. Dominikus (Ausschnitt aus dem Deckengemälde über der Orgel von Kaspar Schäßler, 1729)

Die kirchliche Versorgung von Ummendorf

von Emil Hartmann

Pater Meichelböck vom Kloster Benediktbeuern schreibt über die Stiftungen der Kirche Ummendorf: „Ummendorf ist eines der ältesten Dörfer dieser Gegend, denn es kommt urkundlich schon unter den Agilolfingern, dem Herzog von Bayern im Jahre 740 vor. Es gehörte damals den Kindern des unglücklichen Schwabenherzogs Landfried, sohin den Enkeln des bayerischen Herzogs Theobald und der Pilitrude, den Geschwisterkindern des Frankenherrschers Karl Martell.“

Graf Engildeo schenkte um 750 das damals genannte „Umbindorf“ mit Untermühlhausen, Pürgen und weiteren Orten dem Kloster Benediktbeuern. Um diese Zeit wurden vom Kloster Benediktbeuern die Nebenklöster Sandau und Seyferstetten bei Pitzling errichtet. Von diesen wurden die umliegenden dem Kloster geschenkten Orte kirchlich betreut. Untermühlhausen, Reisch und Ummendorf wurden als Pfarrei dem Kloster Sandau zugeteilt, in dem 25 Mönche lebten. In den „Landsberger Geschichtsblätter“ von 1908 werden erwähnt: 769 Abt Albanus de Santowa, 1166-1172 Ulrich, ein Priester von Sandau, um 1190 ein Conradus, 1370 Heinrich der Blöß, Pfarrer zu Sandau.

Der Verbindungsweg von Ummendorf zum Kloster Sandau führte vom heutigen Thalhofer Weg in Richtung Reisch und von dort nach Sandau. Nach alter Überlieferung wurden damals die Toten auf diesem Weg zur letzten Ruhestätte nach Sandau gebracht. Der Weg wurde deshalb Totenweg genannt.

Böse Zeiten kamen, als die Reiterscharen der Ungarn hereinbrachen. Der regierende bayerische Herzog Arnulf (907-937) konnte die Zerstörung der beiden Nebenklöster Sandau und Seyferstetten nicht verhindern. Zur Abwehr der Ungarn hatte er vorher den Klöstern den größten Teil ihres Landbesitzes genommen und damit seine Gefolgsleute belehnt, die ihm in seinen Kämpfen gedient hatten.

Dem Kloster Benediktbeuern wurde damals Sandau und mit ihm die Einnahme des großen Zehnt (achtzig Scheffel Getreide) und der Pfarrwiddum von Ummendorf entrissen. Es blieb ihm vom Zehnt nichts als 1 Scheffel Kern und 1 Scheffel Haber. Nach einem Reversbrief Heinz Röslers von Pürgen vom Jahre 1448 kam dieser Zehent aus 4 Jauchert, „die stoßen herab auf die La, und in dem Veld daselbs, genannt Diessersperg, aus den Äckhern, die Her Andres dem Röbis mit der Aigenschafft zugehören“ (Urkundenbuch des Klosters Benediktbeuern Hrb. A 4).

Die Grundherrschaft in Ummendorf war auf den Landesfürsten übergegangen. In der kirchlichen Geschichtsschreibung wird Herzog Arnulf deshalb „der Böse“ genannt.

In den Stiftungsbüchern des Klosters Benediktbeuern ist eingetragen: Im Jahre 1385 gibt der Grundherr von Ummendorf, Kanzler Friedrich Wolf, der dem Wittelsbacher Herzog Stephan diene und in Landsberg wohnte, den großen Zehent und den Pfarrwiddum als Stiftung für eine ewige Messe an die Allerheiligenkapelle, die frühere Michaelskapelle, auf dem Friedhof bei der Stadtpfarrkirche in Landsberg. Die Stiftung wurde durch den Bischof Burkard von Augsburg bestätigt und auf Wunsch des Herzogs von Bayern auch die Lehenschaft über diesen Zehent, die bis dahin dem Hochstifte Augsburg gehörte, nachgelassen. Damit gelangte die Pfarrei Landsberg in den Genuss des großen Zehents und des Widdums von Ummendorf, einer großen Einnahmequelle für lange Zeit.

Die Pfarrei Sandau aber samt dem Gericht und Zehent bekam das Kloster Benediktbeuern am 10. Mai 1391 durch



St. Michael in Ummendorf (um 1880/90)

Bischof Burkart von Augsburg wieder zurück. Eingeschlossen war auch das Filialgotteshaus in Ummendorf, jedoch nur in Betreff der Seelsorge, nicht der Genuss des Großzehents, welchen der Stadtpfarrer von Landsberg nicht mehr abgab.

Auf diese Weise kam Ummendorf zum zweitenmal an das Kloster Benediktbeuern, indem es nun der Pfarrei Untermühlhausen zugeteilt wurde, wohin der Sitz der Pfarrei Sandau inzwischen verlegt worden war. An jedem dritten Sonntag sollte hier in Ummendorf Gottesdienst gehalten werden, was für den Geistlichen bei der großen Entfernung von Untermühlhausen (10 Kilometer, mehr als 2 Gehstunden) recht mühevoll gewesen sein muss, zumal ihm von Ummendorf nur der kleine Zehent (8 Gulden) und die Stolgebühren zur Verfügung standen. So konnte es nicht wundern, dass das Kloster Benediktbeuern immer wieder versuchte, eine Änderung herbeizuführen.

Unter dem Abte Wilhelm entstand im Jahre 1451 zwischen dem Kloster und dem Pfarrer zu Landsberg wegen des Zehents von Ummendorf ein Streit. Abt Wilhelm verlangte nämlich beim bischöflichen Ordinariat Augsburg den Zehent und den Widdum von Ummendorf wieder zurück. Das Ordinariat aber entschied, dass Zehent und Widdum auf ewig beim Stadtpfarramt zu verbleiben haben.

Im Jahre 1550 beschwerte sich der Pfarrvikar von Untermühlhausen über die Schwierigkeit der Seelsorge in Ummendorf. Abt Ludwig wollte sich aber in keine Streitigkeiten einlassen. Allein, da der Pfarrvikar sich weigerte, die Seelsorge in Ummendorf auszuüben, erhob die Gemeinde Klage beim Landesfürsten gegen Abt Ludwig von Benediktbeuern, Abt Benedikt von Wessobrunn und den Pfarrer von Landsberg. Abt Ludwig entgegnete, da der Widdum und Zehent zu Ummendorf vom Landsberger Stadtpfarrer, also vom Kloster Wessobrunn, dem die Stadtpfarrei gehöre, genossen werde, so habe auch der Pfarrer von Landsberg die Seelsorge. Werde behauptet, dass Ummendorf eine Filiale von Sandau sei, so solle auch der Widdum und Zehent nach Untermühlhausen gehören. Der Abt von Wessobrunn ließ sich auf diese Streitfrage gar nicht ein, indem er erwiderte, dass das Kloster nur das Jus praesentandi auf die Stadtpfarrei habe, sodann die Ummendorfer ihn nichts angingen.



(um 1990)

Als der Herzog den Landsbergern einen Bericht abforderte, gaben sie am 18. August 1552 zur Antwort, dass der Widum und Pfarr-Zehent zu Ummendorf im Jahre 1385 der Kaplanei der Allerheiligen-Messe zugeschaft worden sei. Ummendorf sei eine unmittelbare Filiale der Pfarrei Sandau, welche dem Kloster Benediktbeuern inkorporiert und einverleibt wäre. Das Kloster habe den großen Zehent zu Sandau und zu Mühlhausen, und der Pfarrvikar in Mühlhausen müsse die Seelsorge in Ummendorf ausüben, weil er im Genusse des Zehents von Sandau und des Kleinzehents von Mühlhausen (richtig: von Ummendorf??) sei.

Hierauf wurden die streitenden Parteien nach München vorgeladen, wo laut herzoglichem Erlass vom 21. November 1552 die Pfarrei Mühlhausen zur Ausübung der Seelsorge in Ummendorf aufs neue verpflichtet wurde, was Herzog Albrecht laut Erlass vom 4. Februar 1553 nochmals bestätigte, und zwar mit dem Anhang, dass, woferne das Kloster Benediktbeuern nicht einwillige, ein anderer Priester nach Ummendorf bestellt werde, welcher aus des Klosters Mitteln zu unterhalten wäre. Ein herzoglicher Erlass vom 10. Juli 1553 nahm die letztere Drohung wieder zurück, da auch das bischöfliche Ordinariat Augsburg mit dem herzoglichen Befehle übereinstimmte, und so musste der Pfarrvikar von Untermühlhausen nolens volens Ummendorf mitversehen.

Unter dem Abte Johann bewirkte der Stadtpfarrer zu Landsberg ohne Wissen des Abtes eine Vereinigung der Kirche zu Sandau mit Landsberg. Meichelbeck, der berühmte Mönch des Klosters Benediktbeuern, ruft über diese Handlung aus: „Gott gebe uns Gnade und Segen, daß dieser Unfug mit der Zeit abgestellt werden möge, welches ich um so eifriger wünsche, weil mir unter dieser Abhandlung immer vorkommt, ich höre den armen hl. Vater Benedikt zu Sandau wider die Landsberger rufen: Diviserunt sibi vestimenta mea; das heißt, sie haben meine Kleider unter sich geteilt.“

(Diese Darstellung des Streites um die kirchliche Versorgung von Ummendorf ist einer Zusammenstellung nach dem Mönch Meichelbeck aus dem Kloster Benediktbeuern entnommen, die der Pfarrer Anton Wendelin Endres aus Hagenheim angefertigt hat. Sie wurde 1864 von dem Lehrer

Franz Himmelsberger, der zugleich Gemeindeschreiber von Ummendorf war, abgeschrieben und von dem Vorsteher der Gemeinde Ummendorf, Johann Schwabbauer, zu den Gemeindeakten genommen.)

Ob in der Michaelskirche zu Ummendorf wirklich an jedem vereinbarten dritten Sonntag die Gottesdienste von dem 10 Kilometer entfernt wohnenden Pfarrer von Untermühlhausen abgehalten worden sind, erscheint höchst zweifelhaft, besonders in der Pestzeit ab 1627 und im Dreißigjährigen Krieg, wobei 1632 und 1633 Ummendorf arg zu leiden hatte und die Kirche schwer beschädigt und ausgeraubt worden ist. Der Kelch und die Messgewänder wurden entwendet und der Altar profaniert. Der Turm, der den Bewohnern als Zuflucht gedient hatte, war baufällig, die Fenster waren mit Brettern vernagelt. Die beiden Kirchenglieder, die sich der Zerstörung des Gotteshauses widersetzt hatten, sollen erschlagen worden sein.

1642 findet der Dechant von Landsberg, der sich wohl der Gemeinde in dieser traurigen Zeit angenommen hatte, in der Kirche nur einen zinnernen Kelch, ein weißes Messgewand aus Barchent, ein weißes aus Leinwand und zwei spätgotische Messingleuchter vor.

In der Pestzeit übte der Pfarrer Johannes Schwarzwalder aus Untermühlhausen sein schweres Amt aus. In den Stoffener Kirchenbüchern wird in dieser Zeit besonders der Pfarrer Georg Molitor erwähnt, der von 1615 bis 1648 bei seiner Gemeinde Stoffen ausharrte und zeitweise die umliegenden Gemeinden Pürgen, Ummendorf und Stadl mitversorgte. Nach den Angaben in der Stoffener Chronik starb er als armer Mann und hinterließ eine Menge Schulden, zu deren Tilgung sein kümmerlicher Nachlass versteigert werden musste.

1700 ist die Filialkirche wieder hergestellt. Dekan Simon Erhard von Reichling bittet, dass der Weihbischof bei Gelegenheit seiner Fahrt zum Abte von Steingaden die neu hergerichtete Kirche in Ummendorf und die Kapelle in Stoffen konsekrieren wolle. Am 28. April 1700 wurde diese Weihe durch Bischof Eustach Egwolf von Westernach vollzogen.

Aus den Matrikelbüchern der Pfarrei Stoffen ist zu entnehmen, dass nicht alle Amtshandlungen von den Pfarrern aus Untermühlhausen vorgenommen wurden. Der Pfarrer von Pürgen vollzog von 1764 bis 1774 die Taufen und Beisetzungen, während der Pfarrer von Stoffen von 1668 bis 1704 die Taufen und von 1738 an auch die Trauungen vornahm. Ab 1766 übernahm er alle Taufen, Trauungen und Beisetzungen; er erscheint als der eigentliche Seelsorger von Ummendorf. Schon in dieser Zeit erwarben Ummendorfer Einwohner Kirchenstühle in der Stoffener Kirche.

Bei der Säkularisation 1803 verloren die Klöster ihre Macht und Herrschaft. Das Jahrhunderte alte Band zwischen Ummendorf und dem Kloster Benediktbeuern wurde zerschnitten. Im Verlauf der allgemeinen Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse wurde Ummendorf 1805 der Pfarrei Stoffen, deren Patronat, bisher vom Kloster Benediktbeuern ausgeübt, nun auf den König übergang, provisorisch zugeteilt. Auch Pitzling wurde ebenfalls dazu vorgeschlagen, während Lengenfeld Hagenheim zugeteilt werden sollte.

Besserten sich nun in Ummendorf die kirchlichen Verhältnisse? Waren die Ummendorfer mit der neuen Ordnung zufrieden? Aus den folgenden Darlegungen geht hervor, dass dies nicht der Fall gewesen ist. Durch eine Beschwerde der Ummendorfer ausgelöst, gab der Pfarrer Korbinian Lidl aus Stoffen dem Bezirksamt am 23. Oktober 1818 eine ausführliche Darstellung der kirchlichen Verhältnisse der Filialgemeinde Ummendorf: Die 1805 erfolgte Zuteilung sei eine provisorische gewesen und bestehe jetzt im Jahre 1818 als solche noch. Er beziehe von Ummendorf nur die Stolgebühren und den Kleinzehnt. Die Forderung der Ummendorfer, in der dortigen Filialkirche an allen Sonn- und Festtagen Gottesdienste zu halten, müsse er zurückweisen, denn das wäre ohne Einstellung eines Kaplans undurchführbar. Die Gemeinde gab sich aber nicht zufrieden, wandte sich an den Bischof und an die Regierung und wies auf ihre früheren Rechte hin. Da jetzt nur noch zur Kirchweih ein Gottesdienst abgehalten werde, bedeute das eine Verschlechterung gegenüber der Versorgung durch Untermühlhausen. Wenn Stoffen Ummendorf nicht versorgen könne, so könne es der Pfarrei Pitzling zugeteilt werden, oder Landsberg, das ja noch jetzt den Großzehnt von Ummendorf in Höhe von 300 Gulden beziehe, könne die Gottesdienste und die tägliche Messe halten. Dieser Streit zog sich noch bis 1850 hin.

Landsberg lehnte natürlich jede Verpflichtung ab. Inzwischen wurde die Regelung getroffen, dass in jeder Woche einmal in Ummendorf die Messe gelesen wurde. „Sollten die Filialisten glauben, es sei zu wenig zur Erreichung ihrer ewigen Bestimmung, so sollen sie im nahen Stoffen die Messe besuchen.“ Nach einer endgültigen Ablehnung der Ummendorfer Forderungen durch die Regierung unterschrieben die Stiftspfleger Magnus Thomas und Xaver Winterholler, die sich sogar an den König gewandt hatten, auf dem Bezirksamt die Entscheidung der Regierung.

Die vereinbarte Regelung, dass in jeder Woche einmal in Ummendorf die Messe gelesen wird, wurde bis 1973 beibehalten. Unter Pfarrer Friedrich Pindl - dem ersten Autobesitzer unter den Pfarrherren - konnte erreicht werden, dass jeden zweiten Sonntag zusätzlich ein Sonntagsgottesdienst stattfindet.

Zu dem mehrfach erwähnten Kleinzehnt sei hier noch folgendes vermerkt: Der Kleinzehnt ruhte auf den Wirtschaften Nr. 9, 17 und 22, von denen Nr. 9 und 22 zwei Lasten und Nr. 17 eine Last zu entrichten hatten. Eine Last betrug ursprünglich 3 Laib Brot im Gewicht von je 3 Pfund, 3 Pfund Weizenmehl und 3 Krapfen oder Kühle. Dafür erhielt der Pfarrer später je Last 1/2 Metze Korn zu Kirchweih und Allerheiligen. Nach der Ablösung der Naturalleistungen in Geld, die am Anfang des 20. Jahrhunderts erfolgte, betrug der Zehent ungefähr 2.80 Mark, der noch lange an die Pfarrer von Stoffen gezahlt werden musste.

Der Ummendorfer Großzehnt, der eine reiche Einnahmequelle war und im Laufe der Jahrhunderte immer wieder erwähnt wird, brachte für Ummendorf und deren Michaelskirche keinen Gewinn. Bis zum Jahre 1849 bezog die Stadtpfarrei Landsberg diesen Großzehnt in natura. Infolge der Ablösung desselben und Überweisung der Zehent- und Giltrenten von Ummendorf an die Ablösungskasse des Staates bezog die Stadtpfarrei eine jährliche Rente von 330 Gulden und 30 Kreuzer.

Beim Wiederaufbau des Stoffener Kirchturms nach dem Blitzschlag im Jahre 1862 musste nach langen Verhandlungen der Stadtpfarrer Martin von Landsberg als Großdezimator von Ummendorf 923 Gulden 23 Kreuzer und 5 Heller von der Bausumme von 3000 Gulden bezahlen - und stellte hierauf sogleich den Antrag, die Baupflicht abzulösen. Die verbleibende Schuld wurde daraufhin vom kgl. Staatsärar bezahlt.

(Erstellt nach Unterlagen aus dem Pfarrarchiv Stoffen und der Ummendorfer Chronik von E. Gewitz.)



Südeingang: Riegelkorb in mächtiger Bohlentür (Anfang 17. Jh.)

Verzeichnis der Geistlichen für die Filialkirche Ummendorf

I. aus dem Kloster bzw. der Pfarrei Sandau (Erwähnungen):

Abt Albanus von Sandau	774
Ulrich von Sandau	zwischen 1166 u. 1172
Konrad von Sandau	zwischen 1172 u. 1200
Heinrich der Blöß	1370

II. aus der Pfarrei Untermühlhausen:

Michael Wörle (Wernle)	1508, 1515
Sebastian Schwab	1533
Lienhard Goppold	1549
Kaspar Steber, Pfarrerssohn v. Geltendorf (Vater des Landsberger Malers David Steber)	1555-1601
Johann Mair	1601-1607
Mag. Johann Trieb v. Stoffen (Pfarrei verwaist)	1607-31 1632-1638)
Gregor Weyer, Pfarrvikar in Schwifting	1639
Andreas Dening v. Rauhenlechsberg	1640-1644
Magister David Kistler	1644-1646
Johann Schwarzwald v. Landsberg	1646-1691
Sebastian Storff v. Landsberg	1691-1697
Lorenz Oetl v. Benediktbeuern	1697-1731
Anton Zaubzer v. Landsberg	1731-1737
Franz Klemens Wagensail v. Landsberg	1737-1754
Joseph Anton Wörle, jur. utr. Lic., v. Landsberg	1754-1766
Franz Xaver Bayer	1766-1772
Matthias Jakob Günther v. Weilheim	1773-1774
Johann Baptist Schallhammer	1774-1795
Joseph Kajetan Huber v. Landsberg	1795-1805

III. aus der Pfarrei Stoffen:

Sebastian Hager	1805-1810
Joseph Lasser v. Zenting b. Grafenau	1811-1814
Bernhard Neumayer, Hilfspriester	1815
Korbinian Lidl v. Unterast b. Landshut	1815-1823
Adam Ulrich	1823-1826

Sebastian Helminger, Vikar	1825-1826
Georg Gerstl, Vikar	1826-1827
Sebastian Lang v. Oberigling	1827-1829
Johann Königsberger, Kaplan	1830-1831
Ignaz Mayr	1831-1832
Benedikt Kreuzer	1833-1838
Franz Xaver Rau v. Weißenhorn	1838-1841
Ulrich Thoma v. Illertissen, Vikar	1841
Christian Braun v. Unterliezheim	1841-1848
Joseph Anton Bruggeier, Vikar	1849-13.6.1849
Joseph Kurz v. Zöschingen	13.6.1849-1850
Joseph Anton Bruggeier, Vikar	18.3.1850-7.6.1850
Franz Ägidius Trapp v. Tirschenreuth	1850-1856
Joseph Kapplmayr, Vikar	1856
Joseph Renz v. Oberrieden, Vikar	10.5.1856-29.7.1856
Johann Georg Drexl v. Thannhausen	1856-1867
Max Friedinger v. Mering, Vikar	1858-1867
Peter Paul Lidl v. Obermeitingen	1867-1882
Franz Xaver Waibl v. Sulzschneid	1882-1891
Anton Miller v. Aystetten	1892-1910
Karl Schabel v. Wasseralfingen	1910-1924
Joseph Mayer v. München	1924-1938
Albert Nusser v. Langwied, Vikar	1938-1939
Dr. Josef Zimmermann v. Langwied	1939-1941
Josef Schmölz v. Osterzell	1942-1946
Moritz Wegler v. Edelhausen	1947-1972
Friedrich Pindl	1972-1981
P. Jan Bloch aus Polen	1981-1988
P. Christoph Kowalski aus Polen	1988-1996
P. Josef Thottumarickal aus Indien	1996-

Quellenangaben:

Landsberger Geschichtsblätter 1908, S.47-51 und
2000/2001, S.91-93
Ortschronist Friedolin Steckenleitner, Untermühlhausen
(gest. 1988)
Pfarrarchiv Stoffen

Die Maria-Hilf-Kapelle in Ummendorf

von Emil Hartmann



Im südlichen Ortsteil von Ummendorf, kurz vor der Abzweigung nach Lengenfeld, steht unter stattlichen Lindenbäumen die Maria-Hilf-Kapelle. Bis 1850 stand diese am nördlichen Dorfausgang auf der Anhöhe des auslaufenden Moränenhügels, den man Luckenberg nannte. Der älteste erwähnte Verbindungsweg von Ummendorf, genannt der Totenweg (heute Thalhofer Weg) führte neben der Kapelle vorbei über Thalhofen und Reisch zum ehemaligen Kloster Sandau. Vom Kloster und der späteren Pfarrei Sandau wurde Ummendorf seit dessen Gründung in der Mitte des 8. Jahrhunderts bis 1391 kirchlich versorgt.

Auf der Nordseite dieses Hügels befand sich, mit unterschiedlichen Tiefen und einer Zufahrt von Norden, die von den Ortsansässigen so bezeichnete „Grasgrube“. Nach alter Überlieferung soll sich hier ein Burgstall befunden haben. Der Luckenberg (663 m ü.d.M.) wurde vom östlich davon liegenden Pürgener Kapellenberg noch um 9 Meter überragt. Den Luckenberg beschrieb Karl Freiherr von Leoprechting, Kunsthistoriker und Besitzer des Schlosses Pöring von 1844-1858, in seinem Buch „Aus dem Lechrain“ 1855, 1. Teil, S.97.

„Gerad vor Ummendorf nächst dem Sträßl stand bis zum Jahr [18]53 ein kleiner Bichel wusste kein Mensch wie alt. Den nannte man den Luckenberg, denn da lugte man weit ins Land hinein das Lechfeld hinunter bis nach Augsburg zu; da sah man Sankt Ulrich an einem lichten Tage deutlich vor sich liegen und der Thürme von Augsburg noch mehr. Die Kapelle war klein und unansehnlich aber hochgeweiht, und bei Viehseuchen von wunderbarer Hülf. Moosige Wiesen ziehen sich auf der einen Seite weit hin; in ihrem Grunde finden sich seit den ältesten Zeiten und noch immer Schwerter, Spieße, Pfeile, Hufeisen und absonderlich Beiner ohne Zahl. Daß ein großes Gefecht hier stattgefunden, lebt noch in dunkler Erinnerung. [743 Schlacht zwischen Frankenkönig Pippin und dem Bayernherzog Odilo.] Bekannt aber ist es, als wäre es gestern geschehen, dass hier auf dem Luckenberg zur Schwedenzeit allemal bei der Schweden Herannahen ein hoher Balken aufgerichtet wurde, mit Strohschobern umwunden und dann angezündet, welches Feuerzeichen die ganze Umgegend alsdann zur Flucht aus den Dorfschaften getrieben ins Holz mit ihrem Vieh und dem Besten an Hab und Gut. – Dieser demnach geschichtlich ebenso denkwürdige als in der Aussicht genußreiche Luckenberg, keine 15 Schuh lang und breit [Größe der Kapelle. 1 Schuh = 29 cm], wurde abgetragen, um für wenige Jahre einne Kiesgrube daraus zu machen! Der Befehl dazu war schon im Jahr [18]47 vom Landgericht gegeben worden, allein es hat einige Zeit gedauert bis das Volk zur Abreißung der Kapelle vermocht werden konnte, welche das letzte Jahr schon ganz untergraben war, und mit Balken gestützt werden musste.“

Durch jahrzehntelangen Kiesabbau, besonders aber bei der Flurbereinigung 1952-54 und den folgenden Straßenbauten, wurde der Hügel bis zur sogenannten „Grasgrube“ eingeebnet und der über den Hügel führende Thalhofweg

durch die Kiesgrube verlegt. 1960 wurde dieses Gebiet als Bauland ausgewiesen, weitere Einebnungen folgten bei den Häuserbauten an der heutigen Odilostraße. Diese ist zugleich das Reststück des ehemaligen Thalhofweges über den Hügel. Mit den Häuserbauten am Thalhofweg und an der Pipinstraße wurde der ehemalige Luckenberg vollkommen verändert. Keine Tafel und kein Bild zeugen von dem Hügel.

Aus einer Eintragung im Pfarrarchiv Stoffen ist zu entnehmen: „Michael Krump, Bauer aus Untermühlhausen, wird vom Landgericht Landsberg befohlen in den genannt Gemeinweidoch [?] aufgegebene kleine Kapelle, so bei 4 Jahren steht, abzubringen, in der U.Frau Bild steht. Die Gemeinde Ummendorf bittet das Ordinariat um Belassung (20.Juli 1712); bleibt dann bestehen, da sie mit episkopaler Erlaubnis errichtet wurde. Das Altarbild auf Holz gemalt stellt dar:

Maria Hilf auf dem Lechfeld, nebst dem hl. Sebastian und den armen Seelen, dabei ist zu lesen: „Alles zur größten Ehre Gottes und Maria“ 1737.“

Ob um diese Zeit die Kapelle am Luckenberg erbaut oder das Bild restauriert wurde, ist zweifelhaft. Im Kirchenrechnungsbuch von 1834 stehen folgende Angaben:

„In diessetiger Gemeinde in dem Jahr 1834 ist das Feld Kapelle Ganz Neu auf dem nämlichen Platz gebaut worden. Dabei wurden 31 Gulden und 37 Kreuzer für Material und Arbeitszeit ausgegeben. Der Abschluß wurde am 2.März 1835 unterschrieben:

Unterschrift zwey Gemeinde Glieder Alois Hartmann, Stiftungsverwaltung, Xaver Winterhooller, Vorsteher, Johann Baylacher, Gemeindepfleger, Johann Heigl, Barthlm.Schuster, Josef Pittrich, Ausschuß.“



Altaraufbau. Retabel nach der Restaurierung im April 2002 (Hans Pfister GmbH, Heinrichshofen)

Bereits nach 16 Jahren war die Kapelle durch Kiesabbau einsturzgefährdet. Aus der Niederschrift vom Jahre 1851 ist zu entnehmen:

„Gemeindebeschuß
Aufgenommen in dem Gemeinde-Versammlungs-Hause zu Ummendorf, den 28.10.1851 unter obengesetzten Monats-tage versammelten sich die Glieder der Gemeinde Ummendorf in dem Gemeinde-Versammlungshause um über Nachstehendes Beschluß zu fassen:

Die Gemeinde Ummendorf hatte außer dem Dorfe eine kleine Kapelle und zwar gegen die Nordseite. Neben dieser ehem. Kapelle befindet sich aber eine Kiesgrube, die durch vielseitige Abfahren des Kieses und durch die nasse Witterung gegen Osten so sehr vergrößert wurde, dass die besagte Kapelle unterminiert, und Gefahr lief, in diese Grube gestürzt zu werden. Das Hohe und königliche Landgericht Landsberg erließ nunmehr den Auftrag, diese Kapelle augenblicklich abzubauen, damit nicht ein Unglück entstehen kann. Diesem hohen königlichen landgerichtlichen Auftrage wurde Folge geleistet und sogleich Hand an das Werk gelegt. Die Steine dieser niedergebrochenen Kapelle wurden nun von den Gemeindegliedern auf die Südseite des Dorfes gebracht, weil sie gesonnen wären, dort selbst eine neue planmäßige Kapelle aufzustellen. Die Glieder hiesiger Gemeinde sind dahin einig geworden, die Hand- und Spanndienste zu diesem Zwecke unentgeltlich zu leisten. Die noch nötigen Baumaterialien, sowie die Bestreitung der Handwerksleute, wollen sie aber dadurch tilgen, dass sie zu diesem Zwecke das Weide- und Pferchgeld von der Schäferei verwenden wollen. Man wolle daher das hohe königliche Landgericht gehorsamst gebeten haben, hiesige Gemeinde zu diesem religiösen Zwecke die Erlaubnis zu erteilen, eine hilfreiche Hand zu bieten und die weiteren immer gültigen

und milden Anordnungen zu treffen. Somit wurde nun beschlossen und von allen Gemeinde-Gliedern unterzeichnet.

Rasso Bauer, Vorsteher, Joseph Schwabbauer, Pfleger, [mit 25 Unterschriften].“

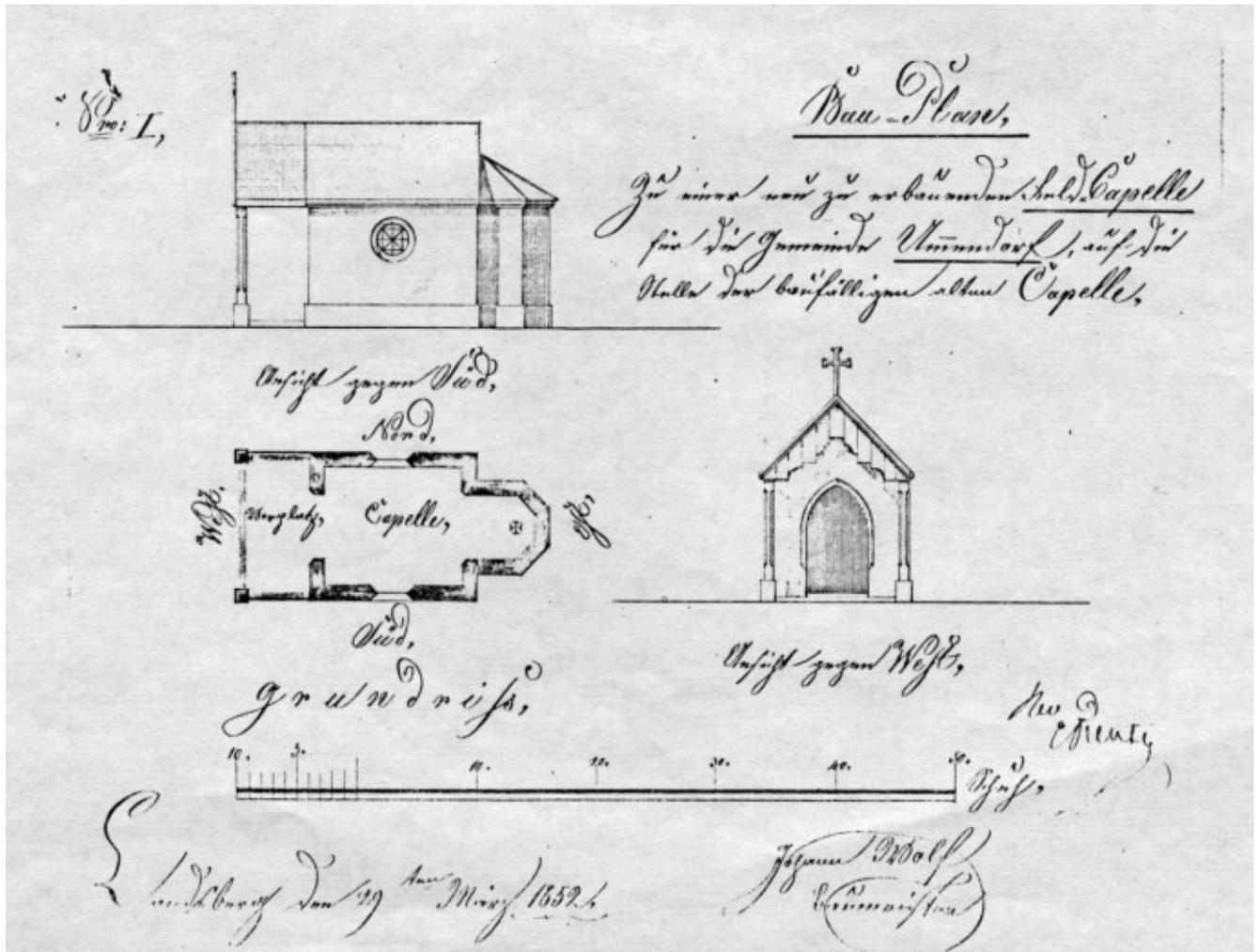
(Quelle: Staatsarchiv München, Feldkapelle LRA 44262)

Von der Filialgemeinde Ummendorf wurde 1852 Baumeister Johann Wolf aus Landsberg beauftragt, für den neuen Kapellenbau auf der Südseite des Ortsteiles einen Plan zu erstellen. Dieser wurde mit dem Vorbehalte durch das königl. Landgericht und das Bischöfliche Ordinariat genehmigt, dass die Kapelle von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang stets gut verschlossen sei, und ein Opferstock in und bei derselben nicht angebracht werde, und dass die in der Kapelle zu haltenden Andachten für die pfarrlichen Gottesdienste keinerlei Beeinträchtigungen herbeiführen.

Nach Angaben im Gemeinderechnungsbuch 1851/52 wurden zum Bau der Feldkapelle 169 Gulden und 45 Kreuzer benötigt. Die Kapelle wurde in einfacher Art erbaut und der Altar von der alten Kapelle übernommen.

Nach der Fertigstellung der Kapelle wurde dem hochw. Herrn Pfarrer Trapp aus Stoffen die bischöfliche Lizenz erteilt, die in Ummendorf erbaute neue Kapelle nach Anweisung des großen Bistums-Rituals zu benedizieren. Auf der über der Tür angebrachten Erinnerungstafel ist zu lesen:

„Im Jahre 1850 wurde die an der Sandgrube gestandene Maria-Hilf-Kapelle abgebrochen, dafür im Jahre 1852 diese Kapelle zu derselben Verehrung erbaut, und am heutigen, durch den Hochwürdigen Herrn Egydius Trapp Pfarrer von Stoffen feyerlichst geweiht.
Ummendorf, den 29.Sept. 1852“



Landschaft und Geschichte des Lechrains im Werk Peter Dörflers

von Anton Lichtenstern

Wenn heute Wohnungen entrümpelt werden, findet man nicht selten unter den Büchern Romane von Peter Dörfler. Die meisten, die sie in die Hand nehmen, können mit dem Namen des Schriftstellers, der ihren Eltern oder Großeltern vertraut war, nichts mehr anfangen.

In Landsberg gibt es sogar einen Peter-Dörfler-Weg.¹ Er führt von der Karolinenbrücke am Lech entlang zum Flößerplatz.

Peter Dörfler ist durch seine Herkunft und sein Leben eng mit Landsberg und dem Lechrain verbunden. Dieser Bezug prägt auch einen Teil seiner Werke.

Geistlicher, Waisenvater und Schriftsteller



Peter Dörfler als Abiturient

Peter Dörfler wurde am 29. April 1878, also vor 125 Jahren, in Untergermaringen geboren.² Der Vater, ein Bauer, verkaufte, als Dörfler noch ein kleiner Bub war, seinen Hof und erwarb einen größeren in Waalhaupten. Peter, das jüngste von mehreren Kindern der Familie, war auffallend begabt. Deshalb wurde er nach Augsburg in das Benediktinergymnasium St. Stephan geschickt. Er sollte nach dem Willen der Eltern Geistlicher werden, damals für Buben vom Land fast die einzige Möglichkeit zu studieren. Ein Mitschüler erzählte später über Dörfler als Schüler, dass er lieber Romane las, als Griechisch zu lernen, und dazu bemerkte: „Lieber nichts zu essen als nichts zu lesen!“³ Auch die starke Bindung an die Heimat und die Familie, sein Interesse für Sagen und für die Geschichte und seine Liebe zur Natur – alles Themen seiner späteren Werke – habe sich in vielen Gesprächen gezeigt.

1 Dörflerstraßen oder Dörflerplätze gibt es in 36 Gemeinden, die meisten in Schwaben und Oberbayern. Siehe: Mair, Rosmarie, Peter Dörfler – Priester, Dichter und Pädagoge. In: Der Schwabenspiegel, Jahrbuch für Literatur, Sprache und Spiel, Heft 3 / 2002, S. 106

Die Schule und danach – ab 1899 – das Studium in München waren für den sensiblen Jugendlichen und jungen Mann eine große Belastung. Aus dem Priesterseminar schrieb er in einem Brief über seine „Gefängnischwermut“, über seine Zukunft, das Schiff seines Lebens, äußerte er: „Schwarz die Segel, schwarz die Rahen!“

Nach der Priesterweihe 1903 wurde er Kaplan in Steingaden, wo er, wie auch an den späteren Kaplansstellen, unter dem Mangel an geistiger Anregung litt und dies durch Lektüre, unter anderem von Werken von Rousseau, Tolstoi und Bebel, auszugleichen suchte. Wichtig waren ihm die Begegnungen mit „armen, im Unglück aufrechten Menschen“.

1905 wurde er nach Lindenberg im Allgäu versetzt. In diesen Jahren begann er mit literarischen Versuchen, zuerst mit Volksstücken.

Dörfler hatte sich schon als Schüler sehr für Geschichte interessiert, was für sein literarisches Werk mitbestimmend wurde. Angeregt wurde er durch die Zeitschrift „Deutsche Gaue“ des Kaufbeurer Kuraten Christian Frank (1867-1942).⁴ In einigen Erzählungen porträtierte er diesen Mann, der für die Erforschung der Heimatgeschichte und Volkskunde weit über das Allgäu hinaus von großer Bedeutung ist, mit freundlichem Humor als „Hundsnase“, der querfeld-ein wandernd Hochäcker und Hügelgräber aufspürte. Auch über den Fund eines ägyptischen Eingeweidekruges in einem Hügelgrab bei Pürgen erzählt Dörfler in diesem Zusammenhang.⁵ 1901 hatte er in der alten Kirche im Friedhof seines Heimatdorfes Waalhaupten die Fresken aus dem 16. Jahrhundert freigelegt.



Fresko in der Michaelskirche

2 Bernhart, Joseph, Peter Dörfler. In: Lebensbilder aus dem Bayerischen Schwaben Band 7, Sonderdruck o. J. und ohne Seitenzählung. Dort finden sich auch ein Werkverzeichnis und eine Bibliographie. Die Angaben zur Biographie stützen sich, falls nicht anders angegeben, auf diese Darstellung.

3 Peter Dörfler zum 50. Geburtstag. 1878 1928. Ein Almanach. Kösel & Pustet München 1928. Darin: Pfarrer Leonhard Bobinger, Aus Dörflers Jugendzeit, S. 22

4 Braig, Friedrich, Peter Dörfler. In: Stimmen der Zeit 1957

5 Dörfler, Peter, Lechrain, Bayernheft 3, Hg. A. Enzinger, München 1926, Nr. 10 und 11



Als Religionslehrer an der Realschule in Landsberg 1912 (zweiter von rechts)

Bei einer Reise nach Florenz 1905 lernte er Anton de Waal kennen, den Rektor des Campo Santo Teutonico in Rom, des deutschen Priesterkollegs für Studien der Geschichte und Archäologie, und erhielt die Zusage für eine Kaplansstelle am Campo Santo. Mit Erlaubnis des Bischofs von Augsburg konnte er ein Studienjahr in Rom verbringen und an seiner Dissertation arbeiten. Sein Interesse an der Archäologie und an der Geschichte ließ ihn das Thema „Die Anfänge der Heiligenverehrung nach römischen Monumenten“ wählen. Die Dissertation erschien 1909.

Im November 1907 kehrte er zurück und wurde als Kaplan und als Religionslehrer an der Präparanden- und an der Realschule nach Landsberg berufen. Nach einer Beurlaubung zum Abschluss der Promotion wurde er 1909 nach Mindelheim versetzt, wo er sich sehr einsam fühlte.

Am Grab der Mutter im gleichen Jahr, deren Tod ihn sehr erschütterte, beschloss er, ein Erinnerungsbuch über sie zu schreiben.

1911, nach einer schweren gesundheitlichen Krise und Zweifeln an der Richtigkeit seiner Berufswahl, wurde er auf seinen Antrag hin wieder nach Landsberg versetzt, nun als Spitalpfarrer und wiederum als Religionslehrer, und wirkte hier vier Jahre lang.

Das Buch über die Mutter, der Roman „Als Mutter noch lebte“, erschien 1912 und wurde bald ein großer Erfolg.

Joseph Bernhart, der große Theologe und Philosoph aus Türkheim, mit dem Dörfler eine lebenslange Freundschaft verband und der sein Priesteramt für die Ehe aufgegeben hatte, zitiert in seiner Biographie Dörflers aus dessen Briefen. Sie zeigen, dass Dörfler an der Lage der Kirche litt und auch im Reformkatholizismus und im Modernismus keine Lösung sah. Er schrieb dazu an Bernhart: „Ich möchte am liebsten in einer Gemeinde von Christen leben, denen die Lehre Christi alles, der Glaube an die formulierten Dogmen nichts ist. [...] Damit wäre ich religiös immer suchend, schauend und doch im Frieden [...] Der Glaube hat nie groß gemacht, sondern die Begeisterung für die Werke der Seligpreisung [...]“

Über sein Leben in Landsberg äußerte er, dass er an Landsberg „übergenuß“ habe, wohl aus den gleichen Gründen, die ihm schon seine früheren Kaplansstellen zur Belastung gemacht hatten.

1915 nahm sein Leben eine neue, für ihn glückliche Wendung. Auf Empfehlung von Joseph Bernhart wurde ihm die Leitung des Maria-Ludwig-Ferdinand-Waisenhauses in München-Neuhausen übertragen. In diesem Heim lebten bis zu 350 Kinder. Dörfler liebte sie, und die Kinder hingen an ihm. Er war für sie „wie ein Vater, von dem nur Gutes zu erwarten ist“, schreibt Bernhart. Im Sommer begleitete er die Kinder an Ferienplätze auf dem Land und hielt „Schmalz-, Kartoffel- und Apfelpredigten“ zur Verbesserung der Versorgung der Kinder. Als 1944/45 das Heim mehrfach von Bomben getroffen und teilweise zerstört wurde, kümmerte er sich um Pflegeplätze für die Kinder. Nach dem Krieg setzte er sich erfolgreich für den Wiederaufbau des Heimes und die Rückkehr der Kinder ein. Er leitete es bis 1953.

München ermöglichte Dörfler die schmerzlich vermisste Teilnahme am geistigen Leben. Er schloss sich dem Kreis um Karl Muth (1867-1944) an, dem Herausgeber der angesehenen katholischen Zeitschrift Hochland, in der Dörfler viele Aufsätze, meist zu kirchengeschichtlichen Themen, und Erzählungen publizierte. Das Programm Muths für seine Zeitschrift war die Verbindung des christlichen Glaubens mit der Kultur der Gegenwart. Durch sein Eintreten für eine religiöse Literatur mit hohem künstlerischem Anspruch begann ein „neuer Abschnitt christlicher Dichtung in Deutschland mit einer Anzahl bedeutender Namen“.⁶

Dörfler bekam Kontakt mit Persönlichkeiten wie dem Dichter, Kunstkritiker und Hochlandredakteur Konrad Weiß und dem katholischen Philosophen Theodor Haecker, dem später die Nationalsozialisten das Schreiben verboten.

Dörfler litt immer wieder an schweren Krankheiten. 1917 brachte eine Magenoperation Besserung, in den Jahren nach 1936 war er so erkrankt, dass die Ärzte seinen Tod erwarteten. Er konnte aber auch diese Krankheit überwinden.

Trotz dieser Leiden war er neben seiner Tätigkeit für sein Heim vielfältig tätig: Er beschäftigte sich mit der zeitgenössischen Literatur und studierte wissenschaftliche Werke zur Vorbereitung seiner Bücher. Meist in den Nächten entstand sein umfangreiches schriftstellerisches Werk. Das Werkver-

⁶ Urbanek, Walter, Deutsche Literatur, Das 19. und 20. Jahrhundert, 1974, S. 261



St. Marien-Ludwig-Ferdinand-Anstalt.

Das Waisenhaus in München, dessen Leiter Peter Dörfler 1915 wurde

zeichnung nennt fast in jedem Jahr neue Romane und Erzählungen, manchmal sogar mehrere, dazu Aufsätze in Zeitschriften. Vortragsreisen, erstmals 1916, führten Dörfler durch den ganzen deutschen Sprachraum, auch in den nicht katholischen Gebieten fand er viele Zuhörer. Er unternahm Reisen nach Skandinavien, Frankreich, immer wieder nach Italien und sogar in den Orient, nach Griechenland, Ägypten, Palästina und in die Türkei. Außerdem wanderte er gern in seiner schwäbisch-oberbayerischen Heimat und in den Alpen.

1928, als Dörfler fünfzig Jahre alt wurde, war er ein angesehener und viel gelesener Schriftsteller. In einer Festschrift des Verlages Kösel & Pustet, bei dem viele seiner Werke erschienen, wurden Persönlichkeit und Werk von seinen vielen Freunden gewürdigt.⁷

Als 1928 die Stadt München einen Literaturpreis stiftete, wurde er in die Jury, der auch Thomas Mann angehörte, berufen. Der Preis wurde Hans Carossa verliehen.⁸

Während der NS-Zeit war Dörfler Mitglied der Reichsschrifttumskammer⁹. Nach dem Ausschluss bedeutender Schriftsteller wie Thomas und Heinrich Mann wurden außer überzeugten Parteigängern auch konservative Schriftsteller wie Hans Carossa und der als ausgesprochen katholischer Schriftsteller bekannte und zum Umkreis der 1941 verbotenen Zeitschrift Hochland gehörende Peter Dörfler aufgenommen.¹⁰ Dörfler trat nie für den Nationalsozialismus ein, er distanzierte sich aber auch nicht von dem schriftlichen Treuegelöbnis von 88 Schriftstellern für Hitler, unter dem

auch sein Name stand. Ein persönliches Motiv dafür war wohl auch die Sorge um sein Kinderheim, dessen Leiter er bei einer öffentlichen Distanzierung von der Staatsmacht nicht hätte bleiben können. Auch die Veröffentlichung seiner Bücher wäre nicht mehr möglich gewesen. Seine Einstellung zum Nationalsozialismus beschreibt wohl zutreffend das „Lexikon deutschsprachiger Schriftsteller“, erschienen 1967 bis 1972 in der DDR. Dort steht¹¹: „Es waren Autoren wie Dörfler, die während der faschistischen Diktatur gelegentlich sogar einen Flucht- und Spielraum suchten ..., um nazistische Parolen zu meiden.“ Diesen Spielraum und damit Distanz zur NS-Ideologie suchten und fanden sie für sich, indem sie Themen wählten, die keinen oder nur einen verdeckten Bezug zur Gegenwart hatten, und boten ihn auch ihren Lesern. Bei Dörfler kommt hinzu, dass jedem Leser die mit dem Nationalsozialismus unvereinbare christlich-katholische Tendenz seiner Werke klar erkennbar war.

So sieht es auch Hans Pörnbacher in seiner Schwäbischen Literaturgeschichte.¹² Er schreibt, dass Dörflers Werk besonders in der NS-Zeit eine große Wirkung auf die Leser hatte, weil diese Orientierung in den christlichen Werten suchten, die die Welt von Dörflers Romanen bestimmen.

1945 zeichnete die Stadt München Dörfler mit ihrem Dichterpriestertitel aus, 1948 wurde er in die Bayerische Akademie der Schönen Künste aufgenommen. Zum 70. Geburtstag 1948 erhielt er auf Vorschlag von Kardinal Faulhaber den Titel Päpstlicher Hausprälat.

Am einem schönen Frühsommertag des Jahres 1953 feierte er am Waldrand bei der Michaelskirche seines Heimatdorfes Waalhaupten mit etwa 6000 Teilnehmern – auch mein Vater fuhr mit mir zu diesem Fest – sein Goldenes Priesterjubiläum.

In den letzten Lebensjahren hielt er sich immer wieder zur Erholung bei seinem Freund auf, dem Wieskuraten Alfons Satzger. Der gegeißelte Heiland in der Wies und die Wallfahrtskirche bedeuteten ihm sehr viel, was sich auch in seinem Werk häufig zeigt.

Am 10. November 1955 starb Peter Dörfler im Alter von 77 Jahren in München. Ein schön gestaltetes Denkmal auf dem Winthirfriedhof und eine Gedenktafel im Waisenhaus erinnern bis heute an ihn.¹³

7 Almanach wie Anm. 3

8 Weber, Alfred (Hg.), Handbuch der Literatur in Bayern, München 1987. Darin: Wolfgang Frühwald, Literatur von der Zeit der ersten bis in die Zeit der zweiten Republik (1920-1956), S. 452

9 Weber, wie Anm. 8, S. 455

10 Endres, Elisabeth, Vergessene bayerische Autoren: Peter Dörfler. Rundfunkmanuskript 1990

11 Endres, wie Anm. 10, S. 14

12 Pörnbacher, Hans, Schwäbische Literaturgeschichte, Weißenhorn 2002. Peter Dörfler, Bert Brecht und ihre Zeitgenossen - Literatur im 20. Jahrhundert II. Die großen Erzähler Peter Dörfler und Arthur Maximilian Miller, S. 273

13 Miller, Arthur Maximilian, Die Vorausgegangenen, Peter Dörfler und Joseph Bernhart. Begegnungen im Zeichen der Freundschaft. Memmingen 1973

Schauplatz Lechrain - Romane und Erzählungen

Peter Dörfler schrieb unermüdlich, seit 1912 erschien fast jährlich wenigstens ein neuer Roman oder ein Band mit Erzählungen.

Ein großer Teil seiner Werke gehört zur Regionalliteratur. Die Schauplätze sind die heimatliche Landschaft, das Allgäu wie in den beiden großen Trilogien („Apolloniatrilogie“ 1930-1932 und „Allgäutrilogie“ 1934-1936), das bayerische Schwaben und das angrenzende Oberbayern, wo Dörfler aufgewachsen war, wo er in den Ferien und später immer wieder gewandert war und wo er als Kaplan gelebt hatte.¹⁴

Unter den vielen kürzeren Texten finden sich auch einige, die Landsberg zum Thema haben. In der Ausgabe der Zeitschrift Bayerland zum Ruethenfest 1925¹⁵ unterhält sich der Erzähler mit den Häusern der Altstadt über „die alten Zeiten“, über die Schwedenkriege, den Jungfernsprung, Herzog Ernst, die Fresken im Rathaus, erinnert an Professor Schober, den Stadtarchivar, Herausgeber der Landsberger Geschichtsblätter und Vorsitzenden des Historischen Vereins: „*Das war dein Historiker, der Professor Schober. ... Schade, dass nun dieser Mann ins Grab gegangen ist, bevor er das aus den Archiven als fleißige Biene Zusammengesuchte als „Geschichte Landsbergs“ herausgeben konnte. Es kommt mir vor, als wenn ein Baumeister über den Skizzen zu einem großen Bau stirbt.*“

Dann erzählt er einige lustige Geschichten, zum Beispiel über die Spitalbuben als Apfeldiebe, die mit hochgeschürzten Nachthemden in ihrer Nacktheit die Klosterschwestern des Waisenhauses in die Flucht trieben und die ihnen einen Schinken aus der Vorratskammer stibitzten und das Vergehen durch ein scheinheilig frommes Spiel verdeckten.

Landsberger Themen finden sich auch in der heimatkundlichen Broschüre „Lechrain“¹⁶ und in den Landsberger Geschichtsblättern.¹⁷

Es gibt einen anderen Teil seines Werkes, der mit Heimatdichtung nichts zu tun hat und der die Weite seiner Interessen belegt, die historischen Romane aus der Zeit des frühen Christentums („Neue Götter“ 1920, „Die Schmach des Kreuzes“ 1927/28, später unter dem Titel „Heraklius“ u. a.) und die Heiligenbiographien.

Allen historischen Romanen liegen sorgfältige Vorarbeiten zum Stoff zugrunde. Die Dichtung als Möglichkeit der Vermittlung von Geschichte war Dörfler ein wichtiges Anliegen, über das er sich auch mehrfach geäußert hat, zum Beispiel 1934 in einem Vortrag im Auditorium Maximum der Münchener Universität mit dem Titel „Dichtung als lebendige Volksgeschichte“.¹⁸

Im Folgenden werden einige Werke mit geschichtlichem Inhalt vorgestellt, deren Schauplatz der Lechrain ist.

Als Mutter noch lebte

Am Grab seiner Mutter nahm sich der junge Geistliche vor, über sie ein Buch zu schreiben. „Als Mutter noch lebte“ erschien 1912 und wurde einer der größten Erfolge Dörflers.¹⁹

Die Geschichte seiner Kindheit in Waalhaupten ist aus der Sicht des kleinen Friedel erzählt, eines phantasievollen und sensiblen Buben, in dem sich Dörfler dichterisch frei selbst porträtiert hat.

Das Buch beginnt mit dem Umzug der Familie mit Vieh und Hausrat von Untergermaringen in die neue Heimat. Der Leser begegnet der heute untergegangenen Welt eines schwäbischen Dorfes, liebevoll, anschaulich und mit Humor geschildert.



Peter Dörfler als junger Priester mit einer Schwester und mit seiner Mutter (um 1907)

Der alte Hof, den die Familie bezieht, stammt von einem Bauern, der auf die Gant gekommen war und der mit seiner Familie als Bettler davonziehen musste. Dörfler beschreibt diesen Hof, der die Heimat seiner Kindheit wurde:

Das Elternhaus

Wenige Häuser dorfabwärts lag ein breiter, stattlicher Bauernhof. Gut stand ihm sein altmodisch schlicht gediegenes Gewand; die Mauern leuchteten weiß wie ein sauberes Leinentuch, und die dunkelroten tannenen Bretterverschalungen, die Sonne und Regen gefärbt hatten, glichen den vornehm getönten alten Stoffen aus der Väterzeit. Auf dem braunen Schindeldache glänzten Reihen heller Steine wie die Silberknöpfe von Bauernwesten. Das sollte Friedels künftige Heimat werden.

Dem Wohnhaus gegenüber stand die Scheune mit steilem, spitzem Giebel. Sie sah gleich dem Wohngehöfte nicht aus, als wäre sie von Menschenhand nach Willkür gezimmert, man hätte vielmehr glauben mögen, sie sei mit Baum und Strauch, ja mit dem ganzen Grund, dem wellig ansteigenden Garten und dem geräumigen ebenen Hofraum, emporgewachsen als ein Ganzes, das miteinander und füreinander

14 Über Dörfler als Dichter der Gegend um Landsberg siehe: Emerich, Karl, Peter Dörfler, unser Heimatdichter, Landsberger Geschichtsblätter 1924, S. 37

15 Das Bayerland, Nr. 13, 1925, Bayerische Städtebilder: Landsberg am Lech, Peter Dörfler, Denkst du noch daran? Eine Plauderei mit Alt-Landsberg. S. 393 ff

16 Siehe Anm. 5; Nr. 5: Sagen aus der Landsberger Gegend; Nr. 13: Das Herzog-Albrecht-Fenster in der Stadtpfarrkirche

17 LG 1924, Eine Floßfahrt auf dem Lech (Aus: Der ungerechte Heller), S. 38, S. 43; LG 1925, Johannes Schrott, S. 2

18 Bernhart, wie Anm. 2, Werkverzeichnis

19 Peter Dörfler, Als Mutter noch lebte. Aus einer Kindheit. Zitate nach der Ausgabe von 1928 bei Herder in Freiburg



Das Elternhaus in Waalhaupten

geschaffen war. Auf dem Strohdach wucherte üppiges Moos wie an einer schattigen Waldhöhe, einzelne weiße und gelbe Blümlein durchwirkten den dunkelgrünen, samtigen Grund; aus den Astlöchern der Holzbretter, die das kräftige Gerippe der Balken umkleideten, flogen Spatzen und Stare hervor wie aus alten hohlen Bäumen.²⁰

Interessant an der Beschreibung ist, dass das Wohnhaus mit Holzschindeln gedeckt ist, die Scheune mit Stroh. Das war typisch für den mittleren Lechrain, wo der Bereich der schindelgedeckten Flachdächer des Alpengebietes und des Alpenvorlandes in den Bereich der nördlicheren strohgedeckten Steildächer überging. Beispiele dafür gab es zum Beispiel auch in Erpfting.²¹

Die Kinder erfinden selbst ihre Spiele, basteln sich Spielsachen, auch eine Krippe, und machen Erfahrungen im Umgang mit Tieren, mit Gefahren durch Feuer und Unwetter und mit den Mitbewohnern des Dorfes bis hin zu dem unheimlichen Hirten am Rand der Flur.

Das Buch ist eine Quelle für den Dorfalltag der Zeit um 1900. Die Arbeit der Bauern wird beschrieben, zum Beispiel die Mühen der Ernte und beim Dreschen mit einer von Pferden an einem Göpel angetriebenen Dreschmaschine. Ein Kraxenträger, ein Hausierer, übernachtet im Haus, einem Störschuster, der die Schuhe der Familie flickt, spielen die Kinder einen Streich.

Viel erfährt der Leser über die Volksfrömmigkeit und den Aberglauben. Beim „Heimgarten“, dem abendlichen Zusammensitzen in der Stube, werden Geschichten von Rittern, Räubern und Hexen erzählt. Der Kuhhirt Mang, ein Hexenmeister und Heiler, verwirrt und verängstigt die Mutter und Friedel mit seinen Spukgeschichten und mit seinen Zauberkünsten. Die Mutter liest aus einem Buch mit Heiligenlegenden vor.

Als die Mutter von einer Trud gedruckt wird, sucht Friedel einen Trudenstein, einen Kiesel mit einem Loch darin – das Motiv stammt wie manch anderes zum Thema Aberglauben

20 S. 13 f

21 Dietrich, Dagmar, Landsberg am Lech, Band 4, Vorstadtbereiche und eingemeindete Dörfer. München Berlin 1999. Zur bäuerlichen Hauslandschaft, S. 343 ff

22 Leoprechting, Karl Freiherr von, Aus dem Lechrain, Zur deutschen Sitten- und Sagenkunde, München 1855. Zu Leoprechting: Lichtenstern, Anton, Lechrainsagen und Heimatgeschichte. Zur Deutung der Sagen Karl von Leoprechtings. Landsberger Geschichtsblätter 1994/95, S. 75

aus der Sagensammlung von Leoprechting, die Dörfler in einigen seiner Werke verwendet hat.²²

Zum Dank für die Rettung vor einem großen Brand macht die Mutter mit Friedel eine Wallfahrt zur Stockkapelle:



Die Stockkapelle

Auf einer stillen grünen Waldlichtung, zu der blaue ferne Berge in königlicher Majestät niederstrahlten, stand das blinkend weiße Kapellchen, wie ein lichtiges Kind, das auf einer grünen Wiese sitzt und sein Auge gen Himmel richtet. Wie ein ernster Wächter des heiligen Friedens stand ringsum der dunkle Tann. Ehrfürchtige Stille atmete selbst der Sonnenschein. [...] Friedel war still geworden und schmiegte sich schüchtern an die Mutter. Sie schob ihn vor sich her in die Kapelle, in der die Schritte so sonderbar hallten. O diese heilige Stille, diese waldkühle Luft, dieser goldschimmernde Altar mit dem schlichten Gnadenbild, das in der Höhlung eines Stockes stand, diese Krücken, die in der Ecke lehnten, diese Votivbilder an den Wänden! Sie erzählten von der Not, mit der die Menschen hinter dem Walde draußen und in den Tälern rangen, von den Gefahren der Flößer und



Michaelskirche bei Waalhaupten

*Holzfüller, der Bauern und Hirten und von den Krankheiten, die sie heimsuchten.*²³

Eine große Bedeutung im Buch hat die alte Michaelskirche im Friedhof oberhalb des Dorfes. Dörfler erzählt Sagen über den Klausner, der im Turm gelebt hat - die winzige Stube kann man noch heute besichtigen - , über einen unterirdischen Gang, er schildert den geheimnisvollen Wald hinter der Kirche. Die Mutter betet vor dem großen Christophorusfresko in der Kirche um Verschonung vor einem jähen Tod. Der Inhalt der letzten Kapitel ist die lange Krankheit, die zunehmende Verwirrung und schließlich der Tod der Mutter, verbunden mit der dramatischen Schilderung eines großen Brandes, *schrecklich und schön wie der Weltuntergang*²⁴, bei dem Friedel fast ums Leben kommt.

Für Dörfler war dieses Buch wohl, wie er es Friedel im Roman sagen lässt, ein Rückblick *auf vergangene Zeiten wie auf ein entschwundenes Paradies.*²⁵

Erwachte Steine

1916 erschienen die Erzählungen „Erwachte Steine“ und der Roman „Judith Finsterwalderin“. Dörfler machte darin die Schrecken von Kriegen der Vergangenheit zum Thema und setzte sich auf diese Weise mit der Gegenwart, dem Weltkrieg, auseinander. Sowohl die Erzählungen wie der Roman spielen in der Heimat Dörflers, wie auch schon die Erzählung „Der Weltkrieg im schwäbischen Himmelreich“ von 1915, in der er die Auswirkungen des gegenwärtigen Krieges auf die Menschen eines Dorfes dargestellt hatte.

Den vier Erzählungen „Erwachte Steine“²⁶ liegt der an alte Lesebuchgeschichten erinnernde Einfall Dörflers zu Grunde, Steine als Zeugen der Vergangenheit zu Erzählern zu machen. Er schreibt dazu im Vorwort:

*Die geistige Atmosphäre ist heute [...] so voll drängender Wetter, daß es kein Wunder ist, wenn selbst so kleine und abseitige Steine wie der „Hunnenstein“ und die Fliesen des Landsberger Klosters wieder sichtbar werden und aus träumender Halbvergessenheit aufwachen. Sie sind Zeugen schwerer Feindesnot und Propheten schwerer Feindesnot. Wären wir nicht so wund, so würden wir diese Narben nicht spüren.*²⁷

23 S. 36

24 S. 265

25 S. 211

26 Peter Dörfler, *Erwachte Steine*. Was sie uns von deutscher Not erzählen. München. 5. Auflage o. J.

27 S. VIII f

Die Erzählung „**Am Hunnenstein**“²⁸ handelt von der Zerstörung des Klosters Wessobrunn durch die Ungarn im 10. Jahrhundert. In der Rahmenhandlung sucht der Erzähler in einem Unwetter Schutz in der Kreuzbergkapelle auf der Höhe nördlich des Klosters.

Er sitzt im Dunkeln und denkt an die Schlachten der Geschichte, im Licht eines Blitzes sieht er das Deckengemälde, danach erlebt er die Gestalten des Bildes als anwesend im Raum. Durch einen weiteren Blitz beginnt der Hunnenstein unter der Bank wie eine Riesenlampe zu glühen.

*Wie der von Moses geschlagene Fels dem Volke Gottes Wasser, so gab dieser Stein mir Geschichte. Er sang ein Heldenlied aus der Vorzeit [...] so schaurig und wild, [...] wie nur ein Sänger es tun kann, dessen Stimme in einen Wettersturm hineinschallt – das Lied vom Hunnenstein.*²⁹

Im Folgenden „singt“ der Stein dem Erzähler über seine Erlebnisse *vor mehr als tausend Sommern*³⁰, als die Ungarn das Kloster überfielen, ausraubten und zerstörten und die Mönche töteten. Er beschreibt den Anführer der Ungarn auf seinem schwarzen Pferd mit dem mit Goldplättchen verzierten Zaumzeug:

*Er war unendlich häßlich, wenn man drei Jahrhunderte in Gesichter mit blondem Haar, hellroten Wangen und blauem oder braunem Blick geschaut hat. Dunkel, tiefbraun die Gesichtsfarbe. Die Augen blitzten wie Wasser aus tiefen Felsbrunnen. Die Nase war seltsam kurz, die hageren Backenknochen so stark gebaut, daß sie scharf vorsprangen. Die Stirn wich jäh hinter die schwarzen Brauen wie die Ohren eines Wildtieres, wenn es sich zum Angriff duckt. Fast bartlos waren das Kinn und der breittlippige Mund. Das alles konnte ich klar beobachten. Seine übrige Gestalt, nur hier und dort von Goldplättchen funkelnd, zerfloß in Finsternis und Laubschatten. [...] Wie der nächtliche Reiter sich so spähend mit tief über den emporgerissenen Kopf des Pferdes geneigtem Geierantlitz in die Nachtlandschaft hier unten einbohrte, da wußte ich: ein wilder Gewaltherr, ein mächtiger Edeling oder Fürst! Ist er gekommen, um Fehde in dieses Tal zu tragen?*³¹

Das Zitat zeigt, dass der heutige Leser den erzählenden und denkenden Stein wohl kaum als guten Einfall betrachten wird. Die spannende Erzählung aus der frühmittelalterlichen Geschichte wirkt durch diese gekünstelte Personifikation an manchen Stellen geradezu unabsichtlich komisch.

Der Stein sieht Flüchtlingsgruppen mit Hausrat und Tieren zum schützenden Kloster ziehen. Die Hunnen belagern das Kloster, zunächst ohne Erfolg. Der Hunnenfürst gibt einer verwirrten Frau die Schuld am Misserfolg – sie habe die Hunnen verwünscht. Er lässt sie lebendig begraben. Am nächsten Morgen stürmen die Hunnen das Kloster, bei dem Gemetzel entkommt ein Teil der Mönche. Sie werden aber beim Hunnenstein entdeckt und dort erschlagen. Der Stein erzählt:

*Heißes Blut [rieselt] über meinen Scheitel [...] Dann ergießt sich nochmal und nochmal ein Strom aus Hals- und Herzwunden. Ich bin zum Rubin geworden und leuchte in der Mittagssonne. Ich trage ein rotes Gewand. Steine zittern nicht, wenn nicht die Erde unter ihnen bebt. Aber heute war doch ein Zittern in meinem ausgebrannten Leib.*³²

Ein Hirtenbub überlebt, er wird später Mönch und lässt eine Kapelle über dem Stein bauen zum Gedenken an die Mordtat.

Die Erzählung des Steins endet mit einer für Dörfler charakteristischen Kritik an der Gegenwart:

*Das heutige Geschlecht ist ehrfurchtslos gegen die schlichten Denkmale einer leidensvollen Vorzeit. Sie hasten an mir vorüber nach – Gott weiß, nach welchen Erregungen.*³³

28 Zitate nach der Neuausgabe als Schullektüre. St. Ottilien 1981

29 S. 12

31 S. 15

33 S. 33

30 S. 13

32 S. 29 f

Zwei der vier Erzählungen der „erwachten Steine“ spielen in Landsberg, „Der rote Reiter“ im Dreißigjährigen Krieg, „Der Feuerschlucker“ in der Zeit der französischen Besatzung im Jahr 1800.

„**Der rote Reiter**“ ist ein Ziegelstein aus der Stadtmauer. Er verwandelt sich in einen schwarzen Kater – hier ist Dörflers Phantasie mit ihm durchgegangen – der einem Landsberger Spießler, der vom Stammtisch heimgeht, die halbe Seele aus dem Leib reißt und auf ihr davonreitet. Diese Rahmenhandlung spielt in der Gegenwart, im Ersten Weltkrieg. Der Grund für die Aktion des Steines ist, dass der Landsberger im Wirtshaus über die schlechten Zeiten gejammert hat. Das haben die Steine der Stadtmauer mit Empörung gehört. Sie meinen, dass es ihm doch gut gehe im Vergleich mit den Landsbergern im Schwedenkrieg.

Der Bürger erlebt, entführt in das Jahr 1633, die Belagerung der Stadt durch General Torstenson, den Hunger, dann die Eroberung, die Brände, die Plünderungen, die sich vom Jungfernsprung stürzenden Mädchen und die Morde, als schlimmsten die Ermordung der Maria Jegerin auf dem Hochaltar der Pfarrkirche.

Seine Erlebnisse erzählt er dann seinen Stammtischbrüdern, die dadurch erkennen, dass sie sich für den deutschen Sieg im gegenwärtigen Krieg einsetzen müssen. Er zeigt ihnen den von Bränden geschwärzten Ziegelstein und sagt über ihn:

Er ist ein guter und geschichtskundiger Erzähler, den Fürstenden des historischen Vereins geradezu – ich behaupte viel – zum Trotz³⁴, ein humoriger Seitenhieb auf die Darstellung der Landsberger Geschichte durch Joseph Schober, den Dörfler sicher gut kannte, und ein Hinweis auf Dörflers Auffassung, dass die Literatur die Wahrheit der Geschichte besser erfasst als die sachliche Wissenschaft. Auch das Ruethenfest und damals beliebte historische Dramen vergleicht er mit der Erzählung des „roten Reiters“: [Hier ging] etwas ganz anderes vor sich als ein historisches Kinderfest mit festlich-farbenfreudigen Aufzügen, auch weit Ernstlicheres als ein Kampf auf den Brettern des Stadttheaters.³⁵

In der Einleitung der Erzählung beschreibt Dörfler Landsberg:

Landsberg

Der Leser muß jetzt ein Städtchen besuchen, das er wohl sicher nicht kennt. Denn es hat sich ganz still neben die heutige Heerstraße hingesezt, ist sogar erschrocken von der großen Eisenbahnbrücke weggerückt, welche die mächtig rollenden Geschwindzüge von Lechufer zu Lechufer hebt. Wenigstens liegt es jetzt eine gute Strecke von dieser länderverbindenden Klammer abseits und träumt tief unten im Lechtalkessels hinter Altwassergestäud und Wäldern von jener Zeit, wo es noch berühmte Grenzstadt war und seine vielen frommen und kriegerischen Türme bald drohend, bald als kluge Fühlhörner in das Ausland hinüberrecken konnte. Dieses schreckliche und gefährliche Ausland war Schwaben, dessen Bauern es zwar in normalen Zeiten als Käufer seiner Wecken, Würste und Tuchwaren duldeten, aber bei stürmischem Wetter durch Zerschneiden des Brückentischtuches und Sperren der Tore als heftige Feinde erklärte.

In diesem träumerischen, scheuen Städtchen, das Landsberg heißt, spricht man bayerisch und schwäbisch, am häufigsten bayerisch-schwäbisch.

[...] wir werden [hier] mit aller Hingebung der Sprache der Steine lauschen. Denn diese ist hier in der Altstadt besonders verständlich, ergreifend und klar. Zuerst wird jeder warmherzige Wanderer in seinem Innern einen Hymnus auf die Schönheit alter Bauwerke und den sicheren Kunstverstand der Altvorderen vernehmen, die mit unbeirrbarem Auge das rechte Türmchen an den rechten Ort setzten und ihre Winkelgäßchen so schelmisch-keck hinzogen, ihre Erker und Brunnen, Giebel und Türme zwischen ihre Lagerhäuser und Werkstätten einfügten wie Feste unter Werktage.³⁶

Über die Stadtbefestigung schreibt er: *[...] denn dieses gesamte Befestigungswerk hat einstmals eine gewaltige Rolle in der Stadt gespielt. Da ist kein Stein, der nicht harte Püffe von Mauerbrechern und Kugeln erduldet hat. Pechkränze sind gegen sie geflogen, der Lärm blutiger Kämpfe, das Geschrei wütender Angreifer und tapferer Verteidiger, das Gebrüll der Kanonen hat sie umtost. Und sie haben ausgedauert und widerstanden.³⁷*

Auf dem Vorplatz vor der Ignatiuskapelle der Heilig-Kreuz-Kirche sieht man noch heute einige durch Feuer geschwärzte Bodenplatten. Eine davon ist die Erzählerin der Geschichte „**Der Feuerschlucker**“.

In der Einleitung beschreibt Dörfler seine erste Begegnung mit dem ehemaligen Jesuitenkolleg, wo er als Spitalpfarrer wohnte:

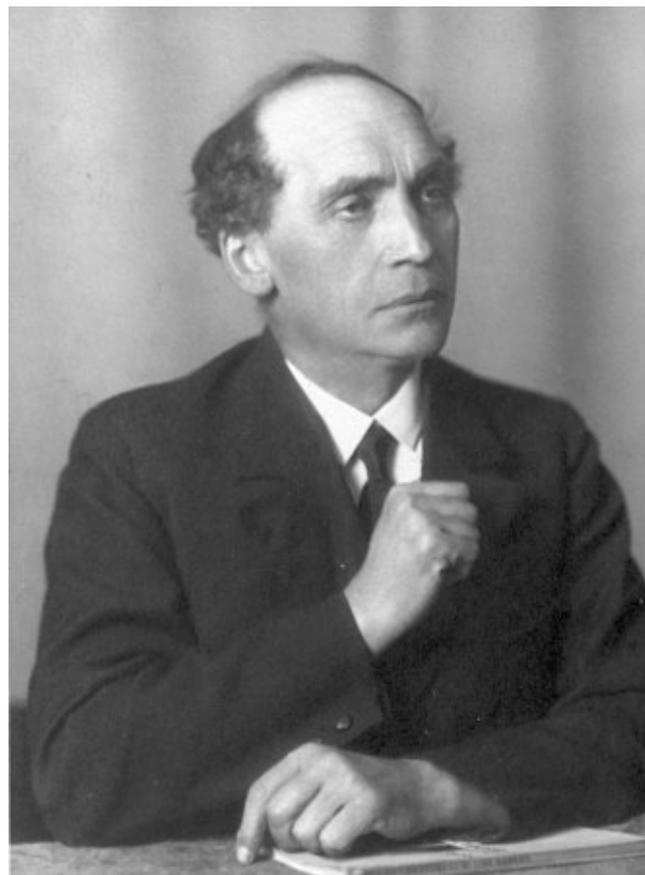
Heilig Kreuz

Oben am Berg steht wehrhaft und altersgrau die Kirche der Malteser, an die sich das ehemalige Kloster mit seinen Höfen und Zellen anschließt. Vor langer Zeit, da ich zum erstenmal zu diesem bayerischen Montsalvat emporstieg, trennte ich mich bald von dem geschwätzigen Troß der Fremden [...] Ich genoß die Stimmung des mit Tujen bestanden, dunklen Kreuzganges, die zerschlissene Schönheit der bleichenden Bilder und endlich die Feierlichkeit eines dämmerigen Klosterganges. [...] Jedes Schlürfen und jeder Tritt wird in dieser Stille zum bedeutungsvollen Laut. Der Hall wird zur schreitenden Gestalt, der Sonnenstreif zum leisen Gesang, der tanzende Staub zum Zittern von Harfensaiten und der dunkle Winkel zum versteckten Tor, aus dem jeden Augenblick bunte Geheimnisse der Vergangenheit hervorquellen können. Als ich das alles lange Zeit mit Bedacht auskosten hatte, fiel mir auf einmal auf, daß – eins, zwei, drei – drei Platten des Pflasters geschwärzt und zersprungen waren.³⁸

34 S. 54
35 S. 59

36 S. 41 ff
37 S. 44

38 S. 85 ff



Peter Dörfler bei einer Dichterlesung

Eine der Platten verwandelt sich in ein Gesicht und spricht ihn an. Sie nennt sich einen „Feuerschlucker“, weil am 11. Juni 1800, am Tag der zweiten Besetzung Landsbergs durch die französische Armee, hier Soldaten ein Feuer machten. Gleichzeitig führt unten in der Kirche ein hochgelehrter Professor, *Archivarius, Urkundenschnüffler*³⁹ - gemeint ist offenbar Joseph Schober, der Vorsitzende des Historischen Vereins - eine Gruppe von Besuchern. Aber die Steinplatte weiß mehr als der Professor, sagt sie. Das ist wiederum Dörf- lers Auffassung, dass zur Geschichtswissenschaft die Phantasie des Dichters kommen muss.

Die Platte erzählt über einen französischen Obristen: *[Er] war doch der schwärzeste Teufel unter dem vielen Gelichter, das damals im Namen der Freiheit und Menschenfreundlichkeit über deutsches Land ausgegossen wurde [...]*⁴⁰ *Er war der Lehrmeister der Rekruten im Quälen der Bürger.*⁴¹

Am Beispiel dieses Mannes, dessen Untaten im Mittelpunkt der Erzählung stehen, kritisiert Dörf- lers die Ideen der Auf- klärung aus seiner konservativen Weltsicht: Der Obrist sagt: *Der Neufranzose glaubt nicht an Gott, sondern an die Vernunft!*⁴² Und die Vernunft ohne den Maßstab der göttlichen Gebote verwendet er dazu, den Menschen mit heuchleri- schen Drohungen ihren letzten Besitz abzupressen.

Judith Finsterwalderin

Im gleichen Jahr wie die Erzählungen „Erwachte Steine“, 1916, erschien der historische Roman *Judith Finsterwalde- rin*.⁴³ Auch er spielt in einer Kriegszeit in Landsberg, und zwar im Spanischen Erbfolgekrieg am Anfang des 18. Jahr- hunderts.

Die Titelheldin ist die begabte Tochter eines Landsberger Wirtes, neugierig, eigensinnig – „Ich mag nit!“ ist ihr Lieb- lingsatz -, und auf der Suche nach ihrer Lebensaufgabe, die sie erst spät nach vielen Umwegen findet.

Sie ist fasziniert von allem, was neu und fremd für sie ist. Als Kind geht sie zu den Zigeunern und reitet auf einem Bären. Sie sitzt oft bei einem Auswanderer, der aus Brasilien zurückgekehrt ist. Er erzählt von dem riesigen Land, wo alles viel weiter und großartiger ist als im alten Europa und in der kleinen Heimatstadt:

Landsberg: „Das Städtchen Gernegroß“

Europa sei wie eine uralte Straße; diese Straße hätte allzu tiefe Geleise, und einer fahre dem anderen nach, der Enkel dem Großvater und der Untertan den Herren. [...] Was sei denn dies ganze Schwabenland? Ein Suppenteller, in dem hundert Löffel herumkratzen und armselige Überbleibsel herauschöpfen. [...] Da wäre Brasilia ein Land! Ebenso groß wie die Ewigkeit! [...]

*Judith, sagte er, schau dich einmal um, was vor Leut bei uns spazieren gehen! Da trifft die Base Hast-es-auch-schon- gehört die Base Ja-wie-wir-noch-jung-sind-gwest. Die plap- pern über alle ehrliche Christenmenschen schändliche Ehr- abschneldung aus. Hernach kommt das Töchterlein 6000-Gulden-Mitgift zu dem Magistratstöchterlein Die- schönst-Schnüre-und-Borden und reden über Heirat und Hoffart so wie heute vor 100 Jahr und in Ewigkeit Amen ... In der Werkstatt steht der Meister Hat's-allweil-ge- tan bei den Gesellen Langsam-voran und bei den Lehrbuben Viel- Prügel-und Wassersupp. Der Bürgermeister heißt: Herr Obenaus, der Weinwirt: Kugelrund, der Physikus: 1000- Brocken-Latein-im-Hirn, der Magistrat: Rühr-nichts-an. Das Städtchen: Gernegroß und das Ländchen: Schildbür- gerhospiz.*⁴⁴

39 S. 91

41 S. 94

40 S. 93

42 S. 103

43 Zitate aus: Peter Dörf- ler, *Judith Finsterwalderin*. Kempten München o. J. [1916]

44 S. 33 f

Die humoristische Kritik an der spießigen Enge der Klein- stadt beruht sicher auch auf den Erfahrungen, die Dörf- ler in Mindelheim und Landsberg gemacht hatte.

In dem Roman gibt es eine Fülle von Personen, die für Judith von Bedeutung sind: Die klösterliche Lehrerin, in die Judith mit seltsam gewalttätigen Phantasien verliebt ist, Gottlieb, den gebildeten Neffen des Bürgermeisters, der sie heiraten will, Gedichte und Theaterstücke für sie verfasst und sie doch nicht für sich gewinnen kann, die medizinkun- dige Schwester, Oberin eines Klosters in der Nachbarstadt, einen adeligen charakterlosen Offizier, der auf dem Schloss als Gast lebt, von den Frauen und Mädchen der Stadt bewundert und angeschwärmt wird, aber nur der ihn schroff abweisenden Judith als der eigenwilligsten und schönsten den Hof macht, schließlich als Verkörperung des Bösen den unglücklichen Jakob Freudenberger, der als Söldner für viele Herren, auch die Türken, gekämpft hat, dessen Schwe- ster in Landsberg im Dreißigjährigen Krieg vergewaltigt worden ist und sich das Leben genommen hat, und der schließlich aus Hass gegen seine Heimatstadt absichtlich eine Seuche in die Stadt einschleppt.

Der hohe literarische Anspruch, den Dörf- ler in diesem frühen Roman an sich gestellt hat, zeigt sich an den Themen. Judith diskutiert mit Gottlieb und dem Bürgermeister über die Ideale der Antike und über Spinoza und es gelingt ihr, sich in diesem philosophischen Gespräch zu behaupten und das Christentum als dem Humanismus und Spinoza überle- gene Religion der Liebe herauszustellen – für den Leser von der Person Judiths her gesehen nicht recht überzeugend, aber ein Beispiel für Dörf- lers eigene Einstellung. *Hat [die Philosophie] Euch geholfen, Last tragen, Sünde meiden, Pflicht tun?*⁴⁵, fragt Judith die beiden gelehrten Männer.

Das Hauptthema ist Judiths Suche nach einer Lebensaufga- be, nach einem Lebenssinn. Weder für die Liebe zu einem Mann noch für den Eintritt in ein Kloster kann sie sich ent- scheiden. Als die Franzosen die Stadt besetzen und wegen der Ermordung von drei Soldaten – Freudenberger ist der unbekannte Täter - die Stadt anzünden lassen wollen, geht sie aus eigenem Antrieb zum General und es gelingt ihr, ihn davon zu überzeugen, dass dies Unrecht wäre. Sie wird also zur Retterin der Stadt. Die psychologisch unglaubliche Situation endet mit einer für den Stil des Buches typischen pathetischen Rede des Generals an Judith:

*Heldengjungfrau, Ihr habt gesiegt! Ihre Waagschale – die des Rechts – ist schwer niedergesunken, nicht so sehr von der Unschuld Ihrer Vaterstadt, sondern von der Hoheit Ihrer Gesinnung, von der Kraft Ihres Willens, von dem Adel Ihres Wesens. Ihr habt dem Holofernes Ihrer Heimat [gemeint ist er selbst] das Haupt abgeschlagen, nicht mit blutigem Schwert, sondern mit dem feinen, unblutigen Degen Ihrer Rede und Ihrer Gründe. Ihr habt gesiegt segnend, nicht ver- derbend. So kehrt denn als Siegerin zurück in die befreite Stadt und jubelt der Aufatmenden ihren Triumph und meine Niederlage zu.*⁴⁶

Als nach dem Abzug der Franzosen eine Seuche in der Stadt ausbricht, findet sie endlich den lange gesuchten Sinn ihres Lebens in der Pflege der Kranken. Sie fasst ihre Aufgabe als Berufung von Gott auf und wirkt als Heilerin geradezu Wunder durch die Kraft ihrer Person, durch ihre Liebe.

Die Mitte und der Ausgangspunkt der Seuche ist Jakob Freudenberger, der immer mehr wie vom Teufel besessen wirkt. Ihre Berufung erfüllt Judith schließlich – in konstru- ierter Parallelität zur Erzählung aus dem alten Testament – indem sie als eine andere Judith diesen grauenvollen Men- schen als einen neuen Holofernes überwindet. Judith, die als Helferin zu dem Todkranken gekommen ist, stirbt einen furchtbaren Tod, der als eine Art von Opfertod die Rettung der Stadt vor der Seuche bringt.

45 S. 138

46 S. 276

In dem wegen seiner Verstiegheiten in Inhalt und Stil heute nur schwer lesbaren Buch, auf das das Urteil Gottliebs über seine Dichtungen passt: *Meine Poesie ist[...] zu gelahrt und pathetisch*⁴⁷, findet sich viel Landsberger Lokalkolorit. Judith wohnt in einem Haus neben dem Dachelturm, auf einer hohen Fichte daneben hat sie ihr Versteck, wo sie liest und träumt. Später ist ein zahme Dohle aus dem Turm ihre Begleiterin.

Die Barockisierung der Stadtpfarrkirche um 1700 wird in den Roman einbezogen:

Die Pfarrkirche

*Das uralte Gotteshaus war eben innerlich erneuert worden. Alles, was an Gewölberippen, verdunkelten Fresken und Maß- und Bogenwerk altdeutsch war, hatten sie herausgeschlagen und darauf Gewölbe, Säulen und Wände nach den Gesetzen der jetzigen Meister neu erstellt. Und die heutigen Meister, die sich an dem kunstreichen Italia und den unübertrefflichen Alten gebildet hatten, verstanden eine Kunst! Sie jagten die Dämmerung aus der Kirche und ließen helles Licht durch alle Winkel fluten. [...] Die weltberühmten Wessobrunner Stukkateure [...] hatten die Säulen wahrlich zum Blühen gebracht [...]. Aus den Kapitälern sproßten überall weiße Akanthusranken, schwellend und üppig. Und nicht allein zum Blühen, sondern auch zum Fruchttragen. Denn über das Gewölbe hin spannen sich Fruchtbündel.*⁴⁸

Bei einem Besuch in der Kirche erinnert sich Judith an die Erzählungen vom Schwedenkrieg, zum Beispiel daran, dass die Schweden ein Altarbild aus dem Rahmen geschnitten haben und als Pferdedecke verwendeten.⁴⁹ Auch die Geschichte vom Schweden, der dem Tod im Grabmal hinter dem Hochaltar ein Bein abgeschlagen hat, bezieht Dörfler ein:

*Judith schlupfte hinter den Hochaltar, der mit gewundenen Säulen goldig und strahlend bis zur Decke ragte. Hinter ihm stand der steinerne „Tod“ mit geschwungener Sense in Gestalt eines Gerippes. Dem Gerippe fehlte ein Armbein. [...] Da, wo sie nun stand, [...] da war ein Schwede gestanden und hatte den „Tod“ zum Krüppel geschlagen. Aber der Tod hatte ihn besser getroffen. Der Schwede war nicht lebendig aus der Kirche gekommen.*⁵⁰

Weitere Beispiele: Die Eltern Judiths beten aus dem Bruderschaftsbüchlein der Guttodbruderschaft. Während der Seuche findet eine große Prozession mit der Sebastiansreliquie statt und die Stadt macht ein Gelübde, jährlich eine Bußprozession nach Heilig-Kreuz durchzuführen.⁵¹

Im Vergleich zu den Erzählungen der „Erwachten Steine“ tritt die Geschichte der Stadt aber im Roman gegenüber der Lebensgeschichte Judiths deutlich in den Hintergrund.

Der ungerechte Heller

Ein historischer Roman aus Dörflers engerer Heimat, der im ländlichen Milieu im Lechtal südlich von Landsberg in der Mitte des 19. Jahrhunderts spielt, ist „Der ungerechte Heller“ von 1922.⁵²

Im Mittelpunkt steht eine Mühle in Lechmühlen gegenüber von Mundraching, auf deren Besitzern seit Generationen ein Fluch liegt, weil ein Vorfahr Unrecht getan hat. Der Titel des Romans bezieht sich auf dieses Motiv.

Der Leser lernt eine Vielzahl lebendig und lebensnah gezeichneter Personen aus dem Umkreis dieser Familie kennen. Die verschiedenen Handlungsstränge sind durch die verwandtschaftlichen Beziehungen der Personen miteinander verbunden. Die wichtigsten sind die Geschichte der Mühle mit dem Versuch, durch einen Neubau die wirtschaftlichen Probleme zu lösen, der in einer Katastrophe endet, der grauenhafte Mord, den die Wasenmeisterin an ihrem brutalen Mann begeht, und schließlich die Liebesgeschichte zwischen der Müllerstochter Fränze und dem begabten, armen Bauernsohn Ägid, die Dörfler glücklich enden lässt.



Peter Dörfler bei seiner Schwester (ganz links) in Oberdießen

Die kleine Welt des Lechtales ist also keine heile Welt, sie ist gefährdet durch Unrecht und Gewalt, aber – und das zieht sich durch das ganze Buch – auch durch die kritiklose Übernahme des Vernunftdenkens der Aufklärung, ein im ganzen Werk Dörflers zentrales Thema. Ägid ist durch seine Liebe zu Büchern ein Außenseiter. Seine Mutter warnt ihn: *Das Studieren ist wie eine weite und gefährliche Reis‘ ins Welschland oder gar ins Teufelsland. Mancher ist heimgekommen, fremd und welsch an Leib und Seel.*⁵³

Als er die Bücher des gescheiterten Studenten bekommt, auf den das Unrecht in der Mühle zurückgeht, verändert er sich, verachtet alle Überlieferungen und meint sogar, die alte Kirche auf dem Jörgenberg bei Obergermaringen sollte man abreißen, weil sie überflüssig sei. Erst als er begreift, dass diese Einstellung zerstörerisch wirkt, dass man Altes lieber weglehnen als wegwerfen⁵⁴ soll, wendet sich sein Schicksal zum Guten. Sein Freund, der Student Johannes Schrott aus Seestall⁵⁵, sagt zu ihm: *Wie den Hunnen hat ihnen [den Aufklärern] die Ehrfurcht vor der Kultur der Vorfahren gefehlt!*⁵⁶

Ägid sagt am Ende des Romans zu seiner Frau, von der er die Bücher hatte: *Wie wenig konntest du ahnen, daß du mir Gift schenkest [durch die Bücher] und daß all die Gärung, die ihr an mir tadeltet, aus jenem Gifte floß! O ich bin ein so hoffärtiger, unerträglicher Siebengescheit gewesen, daß ich mich wundere, wie du noch an mich denken hast können. Aber die gute Heimat ist voll Gegengifte!*⁵⁷

47 S. 141

48 S. 43

49 Diese Geschichte wird erstmals 1840 überliefert. Sie bezieht sich auf den Bauernaltar. Es kann sich aber nicht um das heutige Altarblatt, das erst 1805 angebracht wurde, handeln. Siehe: Dietrich Dagmar, Landsberg am Lech Band 2. Die Sakralbauten der Altstadt. München Berlin 1997, S. 143

50 S. 53

51 Vermutlich ist das Gelübde anlässlich einer Fieberseuche in der Stadt im Jahr 1701 gemeint. Siehe Dietrich, Dagmar, Der Hl. Franz Xaver – verehrt als Landsberger Schutzpatron. LG 1998/99 S. 51

52 Zitate aus: Peter Dörfler, Der ungerechte Heller, München 1922. Lechmühlen und ein Müller sind auch Thema der Erzählung „Marianus“ in der Sammlung von Erzählungen „Des Vaters Hände“, München 1941

53 S. 41

54 S. 71

55 Johannes Schrott (1824-1900), Priester, Schriftsteller und Kunsthistoriker, Kanonikus am Hofkollegiatstift in München. Über ihn schrieb Dörfler im Hochland 1924 und in den Landsberger Geschichtsblättern 1925.

56 S. 223

57 S. 304

Das Zitat ist auch ein Beleg für Dörfners Verständnis von Heimat im Sinn der Heimatkunstabewegung als Gegenbegriff zu den Gefahren der Rationalität und des Verlustes von Traditionen.⁵⁸

Die Heimat als die von ihm geliebte kleine Welt, aus der er stammte und die er kannte, findet sich im Roman auf vielfältige Weise.

Anschaulich beschreibt er das Lechtal als Grenze zwischen Bayern und Schwaben:

Das Lechtal und Lechmühlen

Sie waren jetzt an die vorgeschichtlichen Lechufer gekommen, die Stufe um Stufe, Terrasse um Terrasse [...] endlich zu der tiefen Rinne, in der heute der grünäugige Fluß strömt, und an die Wände gekommen, die er, immer mehr nach Osten drängend, heute benagt. Da drüben über den Wänden saßen die Bayern. Schöne Kirchtürme blickten herab. Hier begann für Ägid die Fremde. Denn jenseits des Flusses sprachen sie eine andere Mundart, trugen eine andere Tracht und schauten feindselig auf die Fuchstaler, die Schwaben. Spott- und Trutzlieder flogen hinüber und herüber. Während in den westlichen Tälern der Verkehr nur von Dorf zu Dorf ging und von weither nur Kramer, Besenbinder, Schlawaken mit Mausfallen und hie und da ein Auswanderer Kunde brachten, fuhren auf der großen Landstraße am Lech hin gewaltige Blachenwagen mit Waren von Augsburg ins Gebirge und vom Tirol nach Augsburg. Der Fluß selbst war eine Straße, die bis zum Meer lief, ein kleiner Zweig des Ozeans, wie der Dot [Pate] erklärte. Da fuhren die Flößer bis zur Donau, und die Donau fällt ja ins Meer. Vom Fluß herauf klang das Pochen eines Eisenhammers, da kreischten die Sägmühlen, da rauchten die Hütten der Kalkbrenner und die Kohlenmeiler. Er lag wie in einem Abgrund und wand sich in den wunderlichsten Schleifen dahin, als wollte er sich immer umdrehen und in den Schwanz beißen. Die Ufer jenseits waren düster von Fichten. Auf der Straße wankte ein Trupp heimkehrender Flößer daher. Sie gingen in Wasserstiefeln, die über die Knie hinaufreichten, trugen einen Sack, Wieden [Seile aus gedrehten Weiden oder jungen Fichten zum Binden der Flöße] und Keile, im Arm die Axt und qualmten mächtig aus kurzer Pfeife.⁵⁹

Der Ort Lechmühlen:

Sie stiegen auf steilem Pfad zu den Lechmühlen hinab. Die Rinde der Erde schien hier irgendeinmal zersprungen zu sein. Überall rann das Wasser hervor. An der Berglehne hin, unter Wurzeln hervor, floß ein Bach, und in ihn strömte aus hundert Poren kristallhelles Wasser; wo es tiefer wurde, war es blau wie der Himmel. An anderen Stellen quoll es gleich armdick hervor und trieb schon wenige Schritte weiter eine Mühle. Wo immer ein Haus war, rauschte ein Bach, strömte ein Wasserfall, und waren Mühlgänge, Räder, Sägen und Hämmer. Forellen spielten in den Wassern, ungeheure Eschen wölbten ihre Wipfel. Mühlglocken klingelten, und ferne brauste der Lech, der noch tiefer lag. Die Häuser waren alle mit Bildern geschmückt wie die Wände und Decken einer Kirche. Der Ingenieur erklärte dem Vorsteher: „Das kommt von dem Hanns Bader, genannt der lustige Lechhansel, mit meinem Ähne hat er noch manches Fäßchen Wein verzecht.“⁶⁰

Zwischen Lechmühlen und Mundraching befand sich früher eine Fähre:

Von Zeit zu Zeit ging die Glocke. Langsam machte sich der Führer los, stieg über die Kiesbänke und Brettersteige und stieß seinen schwerfälligen Kasten ab, um Männlein und Weiblein überzuführen, manchmal auch ein ganzes Fuhrwerk mit Mann und Roß und Ladung.⁶¹

Eine schöne Beschreibung der Lechauen, die es heute so nur noch in spärlichen Resten gibt, und gleichzeitig ein Beispiel für Dörfners Naturschilderungen, in denen er häufig Metaphern aus dem Bereich des menschlichen Lebens verwendet; hier „die Quelle plaudert“, „der Leib der Quelle“:

Die Auen waren dürre Wieslein, von Haselstauden und Wacholder umsäumt, oder Heiden, auf denen weder Gras noch Tannen recht fortkommen konnten. Wilde Reben und Dornschlehen bildeten bisweilen an den Hängen hin ganze Dämme und Verschanzungen, hinter denen ein Feld mit Blutnelken und Wundklee gleich einem teppichbelegten Estrich in unberührter, kaum von Wild oder Vögeln besuchter Pracht, in märchenhafter Verborgenheit prangte. Machmal fiel der kiesüberwucherte Grund in sanfter Neigung dem Flusse zu, eine Quelle plauderte sich in kindlicher Arglosigkeit zu seinem Rachen hinab, einen saftiggrünen Mantel um den hellblitzenden Leib, meist aber war der Absturz jäh, und turmhoch fiel der Blick auf die Straßen und bläulichen Kiesablagerungen des reißenden Wassers, das wie flüssiger Edelstein in kühnen Schwingungen dahinzog. Jenseits hingender Wälder nieder, dicht und schwarz.⁶²

Dramatische Naturereignisse im Roman sind ein Hochwasser des Lechs und ein Schneesturm im Sachsenrieder Forst mit geradezu mythischen Bildern.

Auch das Alltagsleben des 19. Jahrhunderts wird lebendig: das Geschrei der groben Flößer im Gasthaus Römerkessel, Bräuche wie die Klopferstage oder die Schlenkeltage der Dienstboten an Lichtmess, die Arbeit und die Sorgen der Bauernfamilien, die abergläubische Furcht vor Geistern, die Leichtgläubigkeit gegenüber zweifelhaften Heilern und schließlich, ein Lieblingsmotiv von Dörfner, die Wallfahrt zum gezeißelten Heiland in der Wies als Hilfe in ausweglosen Situationen. Die Wasenmeisterin erzählt:

Aber wie ich die Tür aufmach', da kehrt sich die ganze Welt um [...] Ich mein wirklich, ich hab ein Wunder erlebt [...] Ich hab' mich ganz verloren und alles Gift und alle Kälte dazu [...] Und jetzt hat gar noch die Orgel gespielt, und am Altar sind die Kerzen angegangen und haben auf das goldene Blumenwerk gefunktelt [...] da und dort hängt ein Tropfen Licht, eine Traube Funken, meinst, die andere Welt ist vor dir aufgebrochen.⁶³

Eine besonders eindrucksvolle Szene ist die Floßfahrt auf dem Lech von Lechmühlen bis Augsburg.⁶⁴ Sie ist gleichzeitig eine Quelle für dieses untergegangene Gewerbe. Die Floßfahrt war im Winter verboten, deshalb ist die Floßgasse in Landsberg gesperrt und sie müssen über das Wehr fahren. Einige Ausschnitte:

Floßfahrt auf dem Lech

[Ägid] mußte gleich darauf über die verschneiten Kiesfelder und über das Glatteis der Tümpel, durch Nacht und Nebel, geschüttelt vom Frost, dem Fluß entgegen, von dem ein beißender Wind herwehte. Der Meister zog eine Laterne aus seinem Mantel, und in ihrem Schein fanden sie mit Mühe das mit den Wellen zankende Floß. Als sie es erstiegen hatten, zogen sie die Floßerstiefel an, und es war nicht anders, als ob sie mit beiden Füßen in den Schnee gefahren wären. Der Meister wärmte sich mit einem starken Schluck Kirschwasser, dann hängte er die Ruder an die Kipfen, zog noch einmal die Wieden an, stellte Ägid an seinen Platz am hinteren Bretterriegel und belehrte ihn, was er zu tun habe. Wären sie nicht durch das Rauschen der Flut und das Wiegen des Floßes an den Fluß gemahnt worden, so hätten sie nichts von ihm gemerkt. Nur die Laterne riß in die dichten Nebel einen kleinen Durchguck. [...] „Glück muß man haben, der Floßer ist aufs Glück angewiesen!“ ermunterte

⁵⁸ Hans Pörnbacher setzt über seinen Artikel in der „Schwäbischen Literaturgeschichte“ über Dörfner als Zitat: „Die Heimat ist voller Gegengift“. Siehe Anm. 12

⁵⁹ S. 79

⁶⁰ S. 82

⁶¹ S. 157

⁶² S. 218

⁶³ S. 13

⁶⁴ Über Floßfahrten auf dem Lech erzählt Dörfner auch in der heimatkundlichen Broschüre „Lechrain“, siehe Anm. 5, Nr. 6, und in dem Roman „Die Wessobrunner“, München 1941

der Meister, „der Lech ist den Weg oft genug gegangen und findet ihn auch bei Nebel. Wir schlüpfen mit ihm an Kiesbänken und Tuffelsen vorbei. Siehst du das Seil, vergiß nicht, wenn ich in Landsberg unterhalb der Brücke schreie, reiße du das Ruder vom Kipf, springst an das Seil, hebst dich an, hältst das Maul tapfer zu und machst dich auf ein Bad gefaßt! [...] So, und jetzt zieh' den Hut, wenn ein Floßer das ganze Jahr lang flucht, bevor er abfährt, betet er ein Vater unser und dann schwimmt er in Gottsnamen!“

Ägid betete wie ein Kind beim Gewitter, er schrieb eben das Kreuz auf die Stirn, da löste der Meister das Seil vom Pflock, und sachte wie ein Schlitten regte sich das schwimmende Bretterwerk unter den Füßen. Ägid hatte nur ein paarmal auf einem Floß gerudert, aber die Hantierungen waren so einfach, daß es ihm nicht schwer fiel, den Zurufen des Meisters zu folgen. Er stemmte sich, dabei stolz das gewaltige Lederwerk an seinen Füßen betrachtend, an den Sprauß und riß zurückgelehnt das Ruder an sich, wie man einen starken Baumast niederbeugt. Bald glitt das Fuhrwerk von selbst durch die Nebel. [...] Am Klang der Morgenglocken vermochten sie allein die zurückgelegten Strecken festzustellen. „Sankt Gangolf“, rief der Meister, „hörst du, links – der Flößerpatron. Er soll eine dicke Kerze haben, wenn es glückt [...]“

Der Himmel über ihnen zeigte jetzt manchmal einen Stern. [...] Auf einmal stieß der Meister einen Schreckensruf aus [...] „Schau, der Kirchturm von Pitzling und da hinten überm Berg hoch oben die Malteserturm von Landsberg.“ [...]

In kurzer Zeit lag der Fluß breit und frei um sie her, die Wellen hoben sich wie starke Sehnenstränge aus ihm, das Ufer stieg auf der Stadtseite schroff und felsig in die Höhe, und wo es sich senkte, zog die Stadtmauer, von Türmen überragt, eine kühne Schleife vom Fluß zur Höhe. Eine Brücke aus schweren Baumstämmen lief zum schwäbischen Ufer hinüber, das vorne platt, weiter abwärts wie ein weiter Kessel vom Wasser abwich. Ein Stampfen wie von vielen Fuhrwerken klang heran. Aber bald wurde dieser Lärm als das nahe Tosen der über das Wehr schäumenden Flut deutlich. Zugleich stieß das Floß in wildem Ruck voran, einem Fuhrwerk gleich, an dem die Gäule wild geworden. Der nahe Schlund saugte das Wasser in heißhungriger Gier an sich. Einen Augenblick erfaßte Ägid ein Schwindel, so daß er sich an dem Ruder festhielt, statt es zu regieren. Er kannte das Wehr, in breitem Fall, eine einzige Gischtwelle, weißschäumend, donnernd und kalte Schleier weithin wehend, so schossen die Wasser über die Stufen. Und nun sollte er mitten in diesen schäumenden Tod hinein. Eine heiße Angst jagte seine Pulse [...]

Auch der Meister war aufgeregt. Aber auf der Brücke liefen lärmend und mit heftigen Bewegungen zeigend Menschen zusammen. Fuhrleute hielten die Pferde an und wiesen mit den Geißeln über das Geländer nach dem Floß. [...] „Denen wollen wir etwas zum Schwätzen geben!“ rief [der Meister]. [...] Alles kam darauf an, daß sie nicht schiefe in die Flußrinne getrieben wurden. Der Meister schnaubte: „Zieh! Bist du denn ein Schneider, zieh!“ Und schon schossen sie mit der Strömung wie ein Pfeil in der Rinne der Armbrust. Unterdessen hatte der Meister in die Mitte des Floßes einen Spannbaum gebunden, der die Nase des Vorderriegels hochhob. „So, und jetzt beiß mir unten nicht in den Sand!“ schrie er und sprang wieder an das Vorderruder. „Darnach das Seil packen, und wenn es nicht anders hilft, auch noch mit den Zähnen! Ein paar Minuten wird es wohl ungeschnauft gehen!“ Ägid drückte den Hut auf den Kopf. Denn der Luftzug wehte wie ein Sturm und kältete ihm das Gesicht, indes die Kleider an den schwitzenden Gliedern klebten. Die Uferbüsche rasten wie flüchtiges Wild vor ihnen weg, auch die Mauern, Fenster, Türme und Straßenzeilen, die ganze Welt schien zu fliehen. Ein Mann in Polizeiuniform [...] schrie mit

geballten Fäusten: „Im Namen des Gesetzes, lände an!“ [...] Die Flut war hier glatt wie ein Spiegel, und jetzt flatterte vor ihnen das Spitzengefälte des stäubenden Gischt in die Höhe: „Ruder los! Ans Seil!“ brüllte der Meister, und das seine krachte schon auf den Brettern.

Er sprang rückwärts auf den zweiten Riegel nahe zu Ägid, der sich auch noch mit den Ellbogen an das Seil drückte. Ihm war, als wäre das ganze Floß vor ihm voll brüllender, schimpfender Speiteufel. Sie fuhren jäh abwärts wie von einem Hausdach, in milchigen Gischt, in die wogende Flut hinab, aber zunächst empfand Ägid nur eine Hölle voll Lärm, voll aufgesperrter, brüllender Mäuler. Dann plötzlich waren die tausend Mäuler mit ihm in den Gischt getaucht, und um sich her vernahm er nur noch Gurgeln und Pusten, ein ersticktes Keuchen und weinerliches Stöhnen. Es wurde ihm eisig kalt, die Wasser preßten. [...] das Floß hatte sich noch innerhalb der Brandung festgerannt und wurde von den sich stauenden Wassern wahrhaft wütend übersprudelt. [...] Der Meister sprang empor, packte irgendwo in dem siedenden Gischtessel zu, riß mit wilder Gewalt etwas heraus, und das Floß schaukelte aus der Brandung. Das eine Ruder konnte eingesetzt [...] werden. Kaum war die Richtung gewonnen, so rief der Meister Ägid zu sich: „Nimm das Ruder, ich muß nageln. Der Riegelbaum ist ab! Bub, jetzt bist zum Floßer getauft, und im Lechtal ist keiner, der uns dies Stücklein nachmacht!“⁶⁵

Die Wessobrunner

Fast zwei Jahrzehnte nach dem Roman „Der ungerechte Heller“, im Jahr 1941, erschien in Berlin der Roman „Die Wessobrunner – Roman um ein deutsches Künstlerdorf“.⁶⁶ Dazwischen liegen unter anderem die beiden großen Trilogien, die Apollonia-Trilogie und die Allgäu-Trilogie.

Anders als bei den Büchern aus dem Ersten Weltkrieg findet man in „Die Wessobrunner“ keinen Zeitbezug. Man hat den Eindruck, dass sich Dörfler bewusst von der Gegenwart abwendet und den Leser in eine untergegangene Welt führt. Der Roman umfasst einen langen Zeitraum, das ganze 18. Jahrhundert. Er setzt ein 1701 mit dem Tod Johann Schmuzers, des Erbauers der Wallfahrtskirche Vilgertshofen, erzählt über die Generationen von Künstlern aus Wessobrunn nach ihm und endet nach der Säkularisation 1803.

Dörfler hat für alle seine historischen Romane sorgfältig recherchiert.⁶⁷ Für „Die Wessobrunner“ konnte er sich auf die Arbeiten von Georg Hager und Hugo Schnell stützen. Letzterer schrieb eigens für Dörfler und den geplanten Roman ein Lebensbild von Dominikus Zimmermann.⁶⁸

Im Roman mischen sich also historische Realität – nach heutigem Stand der Kunstgeschichte nicht immer ganz zutreffend⁶⁹ – und Fiktion zu einem lebendigen Bild des Künstlerdorfes und seiner Bewohner. Dazu gehören die Künstler, die meist nur im Winter in der Heimat sind, und ihre Familien, die Mönche des Klosters, die Kleinbauern und Holzfäller und auch die in einer Hütte im Eibenwald bei Paterzell versteckt wohnenden Räuber mit ihren hexenhaft verführerischen Töchtern.

Der Leser begegnet den bekannten Meistern, so wie sie sich Dörfler vorgestellt hat, darunter den Brüdern Dominikus und Johann Baptist Zimmermann, Johann, Joseph und Franz Schmuzer, dem Maler Matthäus Günther und dem leichtsin-

65 S. 142 ff

66 Zitate nach der Ausgabe München 1957

67 Pfarrer Karl Schilcher aus Kinsau, Dörflers Freund und der Autor von „Das Dorf am Lech“, berichtet, dass Dörfler zu Vorarbeiten für Romane monatelang in der Staatsbibliothek gearbeitet habe. Siehe Almanach von 1928, Anm. 3, S. 38

68 Zu den Quellen Dörflers und zum Roman siehe: Pörnbacher Hans, Zum 100. Geburtstag von Peter Dörfler. In: Die Schöner Heimat 67 (1978)

69 Informationen dazu verdanke ich Dr. Alois Eppele, Türkheim



Peter Dörfler in seinem Arbeitszimmer (1948)

nigen, immer fröhlichen „Lechhansl“ Johann Baader aus Lechmühlen. Auch die Münchener Künstler, zum Beispiel der Hofbaumeister François Cuvillies oder Cosmas Damian Asam, haben ihre Auftritte.

Daneben gibt es eine Reihe erfundener Gestalten, unter denen Sybille Baaderin, ihre schöne Tochter Diemut und deren Nachkommen eine herausgehobene Rolle spielen. Sybille, die Kleinbäuerin und Frau eines Stukkators, die kraftvoll und selbstlos die Last des Alltags und die Sorgen für die Familie trägt, ist eine der großen, realistisch und liebevoll gezeichneten Frauengestalten Dörflers. Sie und ihre Nachkommen sind für Dörfler die Klammer, die die Handlung des Romans, die vielen Personen, die Schauplätze und den langen Zeitraum zusammenhalten.

Schauplätze des Romans sind neben dem Kloster Wessobrunn, dem Dorf und der Umgebung vor allem München und der kurfürstliche Hof. Das Künstlerdorf und die Residenzstadt sind verknüpft durch die Künstler, die in München Aufträge haben und dort die Kunst Italiens und Frankreichs kennenlernen, und durch die heimliche Ehe Diemuts mit einem Mitglied der Hofgesellschaft. Ihr Enkel ist sogar ein illegitimer Sohn des Kurfürsten.

Die beiden Bereiche kontrastiert Dörfler, indem er die Leichtfertigkeit der Hofgesellschaft im Vergleich zum schweren Leben der Familien in Wessobrunn herausstellt. Auch die Kunst ist für die Hofgesellschaft nur eine Kulisse für ihre Feste, sagt Johann Baptist Zimmermann.⁷⁰ Für seinen Bruder Dominikus hat die Kunst eine ganz andere, tiefere, eine religiöse Bedeutung. Sie ist für ihn eine Erinnerung an das Paradies, mit jedem Werk will er dieses neu schaffen. Er sagt: *Wir [Künstler] sind doch alle verbannte Kinder Evae, und da sinnieren wir der Heimat nach. [...] So ungenügsam bin ich, unmäßig in meiner Sehnsucht, daß ich immer ... mit jeder neuen Arbeit ungeduldiger, den neuen Himmel beschwören will.*⁷¹

Diese Kunstauffassung, die Dörfler Dominikus Zimmermann in den Mund legt, ist eindringlich gestaltet bei der Deutung der Wieskirche am Ende des Romans:

*Ein Palast Gottes von irgendwoher aus einem Himmel in diese Wildnis verweht. [...] Ein Jammerbild steht an eine Säule gekettet da, zu dem man denken muß geschwungene Geißeln keuchender, knirschender Henkersknechte, denn sein Leib ist voller Wunden. Aber er ist der Herr dieser Herrlichkeit. So ist also all dieses Strahlende als der Triumph und die Glorie des Geißelten gemeint [...] als ein Trost und eine Hoffnung für alle, auf deren Herzen und Rücken die Streiche des Schicksals niedergehen! [...] Ohne den Mann der Schmerzen wäre [der lichtdurchflutete Raum] ein Abbild des Himmels. So aber - ein Abbild dieser Welt und ein machtvolles Ja, daß es sich lohnt, für das Hohe zu streiten und zu sterben.*⁷²

Ähnlich denkt Joseph Schmuzer, als er sich an die „Mutter der schönen Liebe“ wendet, weil die Gemeinde Wessobrunn sich gegen den Neubau des Münsters wehrt:

*Schöne Mutter, ist es denn ein Unrecht, daß wir die Ehre deines Sohnes in der Pracht seines Hauses suchen? Hat der Schöpfer nicht auch unsere Welt, unsere Länder in Schönheit gekleidet und uns Menschen nicht bloß den Pflug geschenkt, die Erde zu bebauen, sondern auch den Meißel und den Pinsel, damit sie zum Nutzen die Schönheit schaffen? [...] ich kann daran nicht irre werden, daß wir ein rechtes Werk tun, wenn wir mitten in der argen Welt Abbilder der Himmelsehnsucht aufrichten.*⁷³

Auch Naturbilder dienen Dörfler immer wieder dazu, sein religiös geprägtes Welt- und Menschenbild darzustellen, am eindrucksvollsten in der Beschreibung der Wanderung des

70 S. 178

71 S. 192

72 S. 380

73 S. 163

von seinem langen Weg von Landsberg her erschöpften Dominikus Zimmermann durch das Moor zum Ort des Wieswunders, wo er die Kirche bauen wird.

Der Weg zur Wies

In der vorausgegangenen Nacht hatten sich die Heidekraut- und Rauschbeerbüschlein mit Reif geflockt, und die Pfützen trugen dünne Eisspiegel. Diese lösten sich nun in der Sonne auf, und es schwappte und klirrte unter den Schritten des Pilgers. Ja, er sank manchmal bis an die Knöchel ein. Nach einer Weile blieb er stehen und zauderte, ob er sich ins Moor wagen sollte. Er wischte sich die Stirn und fühlte sich erschöpft und verzagt. Es kam ihm auf einmal der Gedanke, er gleiche einer verlassenen armen Seele, die kein Zeichen habe, ob am Ende ihres Weges Verdammung oder Seligkeit warte.

[...] Das Moor hat schwarze, blinde Augen. All die Tümpel und Lachen starrten wie im Sterben brechend. [...] Ein kalter Hauch hob sich aus dem grau-schwarz bebarteten, diesem alten, kranken Moor. Und der Weg schwappte; der Wanderer mußte weite Sprünge machen, um nicht in eines der toten Augen zu treten und tief einzusinken. Er bekam schließlich Angst, der Nebel dieser späten Jahreszeit möchte ihm sogar das Moor verhüllen und den Pfad verhexten.

[...] Domenik suchte wieder, wie er es sich vorgenommen hatte, nichts zu schauen und nichts zu denken als Gottes Angesicht. Er war ein furchtloser und starker Mann – immer noch.

[...] Der Nebel kam wie Rauch heran und hüllte ihn ein, umschleierte ihn und gab ihn wieder frei, kam zurück und hielt ihn aufs neue umfangen. Er trat fehl und sank tief in den zähen schwarzen Brodem. Trotz der beißenden Kühle überrann ihn der Schweiß. Mit aller Macht suchte er aber seine Seele hinauszuhoben über Dunkelheit und Angst und sie zu trösten mit dem in Schmach Gebundenen an der Säule, dessen tapferer Mitkämpfer er sein wollte. [...] „Geißelter“, stöhnte er, „durch deine eigene Hinfälligkeit und Not ...!“ und er nickte vor Schwäche im Stehen ein. Schließlich sank er auf den halb aufgerissenen Wurzelstock und lag, sich seiner kaum noch bewußt, vom Geäst gestützt, in den Knien.

Auf einmal durchzuckte es ihn. Er hob sich auf und lauschte. Er glaubte einen fernen Gesang gehört zu haben und hörte ihn nun wirklich und mit großer Deutlichkeit. [...] Es war wieder Kraft und Frische in ihm, er fühlte sich befreit vom Bann der toten Augen [...] In sehnsüchtiger Eile drängte er voran, kam auf ein Knüppelbrückchen und schon bald auf einen Moorweg mit Radspuren, [...] und auf einmal war ihm, als stiege er aus einer Höhle ans Licht. [...] Er stand auf einmal unter blauem Himmel, in der Sonne, in der Pracht und Herrlichkeit der Berge. Und da vorn, da oben, auf der sachte aufgewölbten Wiese, um das winzige Kapellchen, [...] auf diesem freien, besonnten Platz sangen die Pilger und waren ein einziger Jubel.⁷⁴

Im „Roman um ein Künstlerdorf“ sind die Werke der Stuckatoren, der Baumeister und Maler aus Wessobrunn natürlich ein zentrales Thema. Es geht um die Bauten der Meister, neben der Wies zum Beispiel um den Neubau oder Umbau der Klosterkirche in Wessobrunn und um den Wiederaufbau der Kirche in Ettal durch Joseph Schmuzer. Die Stiländerungen im Stuck vom Barock zum Rokoko werden von den Künstlern diskutiert und die Technik der Herstellung von Stuckmarmor wird – aus heutiger Sicht unzutreffend – als großes Geheimnis dargestellt:

Es handelte sich dann wirklich um die schwierigste und feinste Stuckarbeit, die je erfunden worden war. Es handelte sich darum, Gips so zu veredeln, daß er wie Marmor hart wurde und in allen Farben erglänzte. Mehr noch, statt des bloßen Geäders erschien auf der glatten polierten Fläche in strenger Zeichnung Rankenwerk, ja Figuren, Menschen und Tiere, heilige Szenen, allerlei Architekturwerk, jedoch ohne



Peter Dörfler in Pfronten 1940 oder 1941.
Stephan Andres schrieb ihm zu seinem 70. Geburtstag 1948
„Freundlich gelobte Schöpfung lächelte freundlich zurück“

Naht und Fuge, anders wie bei eingelegten Arbeiten. Eine Hexerei, so konnte es dem erscheinen, der erst die aufgetragene trocknende Masse und dann unter den Steinen der polierenden Hand die Gestalten hervortreten sah. Ja, eine Hexerei, aber eine, die geradezu besessene Geduld verlangte und Augen und Finger, denen eine Begnadung innewohnte.⁷⁵

Historische Ereignisse des 18. Jahrhunderts wie der Österreichische Erbfolgekrieg mit den plündernden Panduren sind in die Handlung ebenso einbezogen wie die Entstehung der Wallfahrt zum geißelten Heiland in der Wies und die der Wallfahrt zur „Mutter der schönen Liebe“ in Wessobrunn.

Die Beschreibung des berühmten Gnadenbildes, das sich heute in der Pfarrkirche befindet:

Wie staunte Sibylle, als sie in dieser Baumnische, von Moos umrahmt, ein leuchtendes Gemälde entdeckte, das Bildnis eines bekränzten jungen Mädchens. Das schöne Gemälde konnte vielleicht die Muttergottes meinen oder doch nur ein vornehmes Fräulein, das sein Haupt wohlgefällig und verschämt neigte. Das Kleid unter dem Halsausschnitt war mit Perlen und Edelsteinen übersponnen. Auch fehlte dem Bild ein Heiligenschein; einen Kranz von großen Blumen trug es im Haar.⁷⁶

Am Ende des Romans, als das Kloster untergegangen und das Dorf wieder zum armseligen Bauerndorf wie andere geworden ist, betrachten der uralt gewordene Urenkel Sybilles, der Sohn des Kurfürsten, und seine Enkelin die Überreste der großen Zeit.

Das Mädchen fragt: *Warum gibst du dir so viel Mühe, dein Herz von Erinnerungen quälen zu lassen?* Er antwortet: *Die ganze Geschichte eines Volkes ist ja auch Erinnerung – wehmütige gewiß auch, aber doch, wenn es kein untergehendes Volk ist, ein Stolz, ein Feuer, eine ewige Mutter sogar, der Born seiner männlichsten Lieder. Erinnerungen! Nein, liebes Kind – ich gebrauche ein Wort deiner Urahne Diemut:*

74 S. 294. Dieser Auszug ist auch aufgenommen in: Pörnbacher, Karl (Hg.), Bayerische Bibliothek, Band 5, München 1981, S. 652

75 S. 76

76 S. 107

nicht wegwerfen, vielleicht zu Zeiten nur einmal weglehnen!
... Man muß sich seiner Vergangenheit stellen, muß sich auch vergangener Schuld stellen.⁷⁷

Der letzte Satz des Buches ist: *Wo hat es je eine Geschlechterfolge von Bauern gegeben, die in einer so langen und stolzen Reihe von Palästen und Schlössern, von Tempeln und holden Zierlichkeiten der Kunst weiterlebt wie wir, die Wesobrunner!*⁷⁸

Das Zitat zeigt Dörfers Einstellung zur Geschichte, die auch in diesem Roman verbunden ist mit seiner überhöhten Wertung von Heimat als einem Ort, der den Menschen Lebenskraft und Sicherheit gibt und der sie festhält. Der „Alte Herzog“, der romanische Glockenturm, ist im Roman ein Bild dafür als „Pfahl der Heimat“, an den die Künstler, die „Wandersleute“, gebunden sind.⁷⁹

Der Sohn des Malefizschenk

In der frühen Nachkriegszeit, 1947, erschien der Roman „Der Sohn des Malefizschenk“.⁸⁰ Er spielt in der Zeit des Umbruchs nach der französischen Revolution, Hauptschauplatz ist die Herrschaft Waal mit Schloss und Dorf Waal, Dörfers Heimatdorf Waalhaupten und Schloss Unterdißingen. Im Mittelpunkt steht der junge Graf Kasimir, der diese Herrschaft geerbt hat. Er ist der Sohn von Franz Ludwig Graf Schenk von Castell, des Herrn von Oberdischingen in der Nähe von Ulm, der im Auftrag schwäbischer Herren das fahrende Volk, die „Jauner“, die Wilddiebe und die Räuberbanden verfolgt, einsperrt und hinrichtet und deshalb der „Malefizschenk“ genannt wurde.⁸¹

Hauptinhalte der Handlung sind der Gegensatz zwischen dem sensiblen, schüchternen, schwachen Sohn und dem harten, übermächtigen Vater und seine von der Lektüre von Goethes Werther geprägte Liebe zu Gabriele von Waldkirch. Die Hochzeit scheitert daran, dass es Kasimir nicht gelingt, die verschuldete Herrschaft Waal zu halten. Neben den Genannten ist eine Hauptfigur der winzige und geschwätzige Klausner Thaddä, eine „Karikatur des Sokrates“⁸², der im Turm der Michaelskirche bei Waalhaupten lebt, umgeben von einer idyllischen Landschaft. Die Jauner besuchen ihn und Kasimir führt mit ihm viele Gespräche.

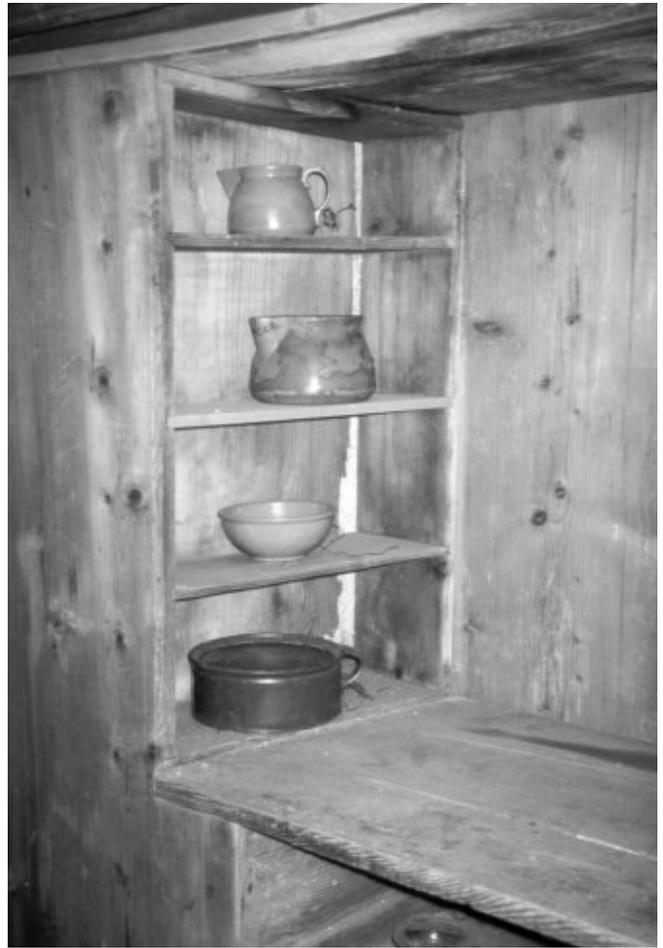
Der Roman bietet ein vielfältiges Bild der Zeit des Zusammenbruchs der alten Herrschaftstrukturen, besonders der kleinen Adels Herrschaften, durch die Auswirkungen der Revolution in Frankreich, durch die Mediatisierung und die Einbeziehung in den neuen bayerischen Staat.

Anschaulich wird geschildert, wie sich dies auf das Volk auswirkt: Die Bauern wollen die alten Rechte der Herren nicht mehr anerkennen: *Herkommen, Gesetz, Rechte heißen es die Herren, aber es [...] ist nichts als Gewalt, die man uns antut. Es war von Anfang an bloß Gewalt [...] und Gewalt ist Unrecht,*⁸³ sagt der Wirt von Waalhaupten. Sogar die Jauner berufen sich auf die Ideen der Revolution. Der Klausner erzählt: *[Die Jauner] kommen in der Welt herum, [...] reden eine Weltsprache, und die heißt Haß gegen alles, was sich Ordnung nennt, was Schlagbaum und Riegel ist, [...] und das Hauptwort dieser Sprache heißt Freiheit. Das andere Gleichheit – Gleichheit, Herr Graf – die Jauner sagen, es kommen alle gleich auf die Welt, nackt und bloß. [...] Das andere, die Titel, die Würden, die Vorrechte, die Gewalt über kleine, arme Menschen, [...] das habe nicht Gott gemacht, sondern der Teufel. [...] Und weil die Pfaffen diese Gewalten und Untertänigkeit lehren und predigen, darum seien sie nicht Gottes Diener, sondern Teufelsknechte. [...] Erlaucht, es ist vorgekommen, daß ich ihnen innerlich ganz recht geben mußte.*⁸⁴

77 S. 373; ähnlich in „Der ungerechte Heller“, S. 71

78 S. 382

79 S. 360, S. 373



Die Klausen im Turm der Michaelskirche

Im Roman wird auch das Alltagsleben im Umkreis von Schloss Waal lebendig: Kasimir erlebt eine große Bauernhochzeit mit, das Fastnachtstreiben wird geschildert, das Passionsspiel wird durch die neue bayerische Regierung verboten, der Schreinermeister Herkomer, der Vater des Künstlers Hubert Herkomer, hat eine kleine Rolle. Auf humorvolle Weise stellt Dörfers die unhaltbar gewordenen Zustände des untergehenden alten deutschen Reiches dar: Bei einem lächerlichen Streit um das Erbe des Pfarrers von Waal, auf dessen Versiegelung der Schlossverwalter und der Pfarrdekan Anspruch erheben und sich dabei mehrmals gegenseitig die Siegel herunterreißen, berufen sich beide auf uraltes Recht. Aber es würde nicht zu Dörfers konservativer Einstellung passen, wenn er die alte Zeit nur kritisch sehen würde. Durch den Mund des Klausners beklagt er auch den Untergang der alten Welt: *Unsere Zeit kann keine Einsiedler mehr brauchen. Wir sind nimmer wie ehemals Heilquellen, zu denen die Müden und Kranken kommen. Man geht jetzt zum Doktor Vernunft; wir sind die Unvernunft.*⁸⁵ Und der Klausner widerspricht den Jaunern und setzt gegen die Ideen der Aufklärung und der Revolution die christliche Botschaft der Brüderlichkeit: *Arm auf Erden, reich im Himmel. Ist dies vielleicht keine rechte Lehre der Brüderlichkeit? [...] Jener am Kreuz, - hat er ein anderes Blut vergossen als das seine, und wem hat er Gewalt angetan? [...] Brüderlichkeit, das kann sein. Gleichheit nicht. Wir haben*

80 Zitate nach der Ausgabe von 1947, München und Kempten

81 „Malefiz“ bedeutet Verbrechen, Strafgericht. Als Quelle verwendete Dörfers wohl: Arnold, Ernst, Oberdischingen, der Malefizschenk und seine Jauner, 1911. Ein Nachdruck, erweitert um die Oberdischinger Diebsliste von 1799, wurde 1993 von der Gemeinde Oberdischingen herausgegeben.

82 S. 149

84 S. 57 ff

83 S. 83

85 S. 47

*schon nicht die gleichen Nasen. Freiheit vielleicht nicht; wir sind ja alle gebunden an die Notdurft des Lebens, an unser Ackerland, an den Webstuhl. Und Freiheit – sie kann nicht ohne Gewalt kommen, und kommt sie mit Gewalt, dann gibt es wieder Gewalt, also Unfreiheit.*⁸⁶

Die Haupthandlung, die Liebesgeschichte, in der es wie oft bei Dörfler um Verzicht geht, endet tröstlich. Im Bild einer Bergwiese, die nur kurz, aber so schön *wie nichts auf Erden blüht*⁸⁷, finden die Liebenden Trost: *Jedes Glück auf Erden ist kurz, tausend Jahre Glück wären kurz. Wir wollen nicht ängstlich sorgen, sondern an die Bergwiese denken*,⁸⁸ sagt Gabriele zu Kasimir.

Die Bergwiese ist wie das Moor in „Die Wessobrunner“ oder der Sturm im Sachsenrieder Forst in „Der ungerechte Heller“ ein Naturbild für den Seelenzustand, ein von Dörfler häufig verwendetes konventionelles literarisches Mittel.

Dörfler und die Heimatkunstbewegung

In neueren Literaturgeschichten wird Dörfler, wenn überhaupt, meist nur noch beiläufig im Zusammenhang mit der sogenannten „Heimatkunstbewegung“ und der „neueren Regionalliteratur“ genannt.

Die Heimatkunstbewegung geht auf den Elsässer Friedrich Lienhard (1865-1925) zurück, der sich in der von ihm 1910 gegründeten Zeitschrift „Die Heimat“ gegen die damals vorherrschenden Richtungen des Naturalismus, des Impressionismus und der Neuromantik wandte und eine Rückkehr zu einer im Volk und in der Landschaft wurzelnden Dichtung propagierte.⁸⁹ Solche Forderungen nach Volksverbundenheit fanden sich auch in einem breiten kulturphilosophischen Schrifttum, das zum Teil zu den Vorläufern der sogenannten „Blut- und Boden“-Ideologie des Nationalsozialismus gehört.

Diese Bestrebungen führten zu einer großen Zahl von literarischen Werken, vor allem Romanen, mit regionalen und historischen Themen, vielfach in der Tradition der historischen Romane des 19. Jahrhunderts und beeinflusst von der skandinavischen Literatur, zum Beispiel durch Knut Hamsun (1859-1952), der für den Roman „Segen der Erde“ 1920 den Nobelpreis erhalten hatte.

Geschichtsromane der Zeit ohne regionale Beschränkung sind zum Beispiel Werke der großen Schriftstellerin Ricarda Huch (1864-1947), während die Romane der österreichisch-katholischen Autorin Enrica von Handel-Mazetti (1871-1955) regionale Themen und religiöse Botschaft verbinden ähnlich wie bei dem gleichaltrigen Peter Dörfler.

Das Grundanliegen der Regionalliteratur formulierte schon 1882 Gottfried Keller in einem Brief: „Gerade in Zeiten fortschreitender Unifikation kann es nur erfrischend wirken, wenn die landschaftlichen Elemente nicht untergehen und die eigentlichen Heimatgenossen noch ihre spezielle Freude aneinander haben. Leuten, die nie ein Land, ein Tal ihrer Kindheit, ihrer Väter besaßen, geht gewiß auch als Staatsbürger etwas ab.“⁹⁰

Häufige Themen waren, wie auch bei Dörfler, die Auseinandersetzung mit der die überkommene Welt auf dem Land gefährdenden Industrialisierung und Technik und daraus entstehende soziale Probleme. Die den Werken zugrunde liegende Einstellung ist wie bei Dörfler in der Regel konservativ, auf die Bewahrung der alten Werte und Verhältnisse gerichtet.

86 S. 62 f

87 S. 189

88 S. 188

89 Martini, Fritz, Deutsche Literaturgeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart, 1960, S.486. Urbanek, wie Anm. 6, S. 262 ff

90 Zitat aus Urbanek, wie Anm. 6, S. 263

91 S. Anm. 3, S. 70, Heinrich Federer, Dörfler, Dorf, Welt!

Beispiele für die neue Regionalliteratur gab es in vielen Landschaften: In der Schweiz Heinrich Federer (1866-1928), einen Freund Dörflers,⁹¹ der im Anschluss an Gottfried Keller und Jeremias Gotthelf wie Dörfler die Natur und das bäuerliche Leben zum Thema seiner Werke machte, in Norddeutschland ähnlich Hermann Löns (1866-1914), in Süddeutschland Ludwig Ganghofer (1855-1920), der mit seiner „unechten romantisierenden Heimat-Unterhaltungsliteratur“⁹² außerordentlich erfolgreich war. In der realistisch-naturalistischen Weise Ludwig Thomas (1867-1921) schrieb Oskar Maria Graf aus Berg am Starnberger See (1894-1967). Beide gehören durch die Inhalte ihrer Werke zur Regionalliteratur und sind gleichzeitig ein Beispiel für deren Vielfalt. Wir finden unter der Überschrift „Regionalliteratur“ Werke, die die Vergangenheit der jeweiligen Heimat als heile Gegenwart zur Gegenwart, besonders zur als menschenfeindlich gesehenen Welt der Großstädte darstellen, wir finden die Blut-und-Boden-Mystik der völkischen Bewegung, wir finden aber auch die Sozialkritik Thomas und die revolutionäre Einstellung Grafs.

Die größten Erfolge hatte die Heimatkunstbewegung in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg, als das Kriegserlebnis „die Flucht zu den beharrenden Mächten eines zeitabgewandten Lebens verstärkt [hatte], die ein Dauerndes im Zeitlichen zu retten schienen“,⁹³ wie der Literaturhistoriker Fritz Martini schreibt. Er nennt in diesem Zusammenhang neben Peter Dörflers Allgäutrilogie⁹⁴ die Schwarzwaldtrilogie von Hermann Eris Busse. Schriftsteller, die wie Dörfler religiöse Themen behandelten, aber nicht alle der Regionalliteratur zugeordnet werden können, waren Karl Heinrich Waggerl, Gertrud von le Fort, Werner Bergengruen, Konrad Weiß, Stefan Andres und Ruth Schauman. Letztere war mit Dörfler befreundet,⁹⁵ sie schuf auch den Brunnen an seinem Grab.⁹⁶

Auf die katholischen Dichter wirkte die Forderung des Publizisten Karl Muth, der in seiner Zeitschrift Hochland „eine umfassende Synthese von christlichem Glauben und moderner Kultur [erstrebte] und [...] Zeitnähe und künstlerische Hochwertigkeit in der religiösen Dichtung forderte anstelle der noch immer üblichen Erbauungsliteratur“⁹⁷. Auf Dörflers Zugehörigkeit zum Kreis um Karl Muth wurde schon hingewiesen.

Der Überblick zeigt, dass die Heimatkunstbewegung und die Regionalliteratur keine Einheit waren und dass die von der NS-Kulturpolitik zur allein gültigen Literatur erklärte Blut-und-Boden-Dichtung nicht verallgemeinernd mit ihr gleichgesetzt werden darf.

Peter Dörfler – erfolgreich und vergessen

Die Zeit von Dörflers großen Erfolgen war, wie bei der Regionalliteratur insgesamt, vor allem die Zeit zwischen den Weltkriegen, aber auch in der Kriegszeit und danach bis in die 50-er Jahre fand er viele Leser. Auf Lesereisen stellte er seine Bücher einem großen Publikum vor, die Presse besprach lobend seine Werke.⁹⁸ Einige wurden übersetzt. Bei Dörflers Tod waren seine Bücher in über einer Million Exemplaren verbreitet.⁹⁹

Bald nach seinem Tod verlor sich seine Lesergemeinde, nur noch einige seiner Romane wurden nochmals aufgelegt,

92 Urbanek, wie Anm. 6, S. 265

93 Martini, wie Anm. 89, S. 577

94 Martini, wie Anm. 89, S. 577

95 Siehe Almanach Anm. 3, S. 99, Ruth Schaumann, Rigiklösterli

96 Braig, wie Anm. 4

97 Zitat aus Urbanek, wie Anm. 6, S. 261

98 Beispiele dazu siehe: Peter Dörfler und sein Werk im Verlag Kösel & Pustet, München 1928

99 Frühwald wie Anm. 8, S. 446



Peter Dörfler als Prälat (1948)

zum Beispiel „Die Wessobrunner“ und zuletzt die Allgäu-Trilogie. Heute (2003) ist als einziges seiner vielen Werke nur noch der erste Band dieser Trilogie, „Der Notwender“, im Buchhandel erhältlich, alles andere ist vergriffen und wohl auch weitgehend vergessen.

Wie sind der erstaunliche Erfolg von Dörflers Werken, wie das Vergehen des Leserinteresses zu erklären?

Zu seinen Lebzeiten gehörte das Werk Dörflers zu einer erfolgreichen literarischen Strömung, wie ausgeführt wurde, die in der Nachkriegszeit, auch wegen ihrer Nähe zur „Blut- und Boden-Literatur“ der NS-Zeit, weitgehend abgelehnt wurde und durch neue Richtungen verdrängt wurde, deren Anliegen vor allem die Auseinandersetzung mit der jüngsten Vergangenheit war.

Dörfler hatte sein großes Lesepublikum vor allem im katholischen Milieu der Dörfer und Kleinstädte gefunden. Die Leser suchten in den Werken des verehrten Schriftstellers und Priesters Bestätigung ihrer eigenen Lebenseinstellung und auch Hilfe in den Problemen der Zeit. Dörflers Verklärung der Vergangenheit, seine Idealisierung der Heimat und der bäuerlichen Welt, seine konservative Haltung gegenüber dem alles verändernden Fortschritt, seine Helden, mit denen sich der Leser identifizieren konnte, das alles machte ihn zum Volksschriftsteller. Die Werke boten durch ihre Negierung der Gegenwart – alle Romane spielen in der Vergangenheit – die Möglichkeit, beim Lesen der als bedrohlich empfundenen Wirklichkeit zu entkommen. Allerdings ist, wie gezeigt wurde, die Vergangenheit bei Dörfler nicht wie in der Trivialliteratur eine heile Welt.

Dies alles war den meisten Lesern der späteren Nachkriegszeit kein Anliegen mehr. Die Literatur ging völlig andere

100 Zum Beispiel schreibt Johannes Mumbauer, er habe Dörfler vor „allzu hastiger Produktion“ gewarnt. Er sieht auch im „unbekümmerten heimatkünstlerischen Drauflosfabulieren eine Gefahr“. Siehe Almanach von 1928. Anm. 3, S. 10

101 Zwei Beispiele dazu aus „Der ungerechte Heller“: Ägid entschließt sich zweimal, zur Wasenmeisterin ins Gefängnis zu gehen, tut es aber nicht, ohne dass auf den Grund eingegangen wird. Die Mörderin wird aus dem Gefängnis entlassen, ohne dass dies begründet wird – im 19. Jahrhundert ganz undenkbar.

Wege, nicht Festhalten am Überkommenen war gefragt, nicht Ablehnung der Aufklärung, sondern Gesellschaftskritik und Provokation des Lesers.

Auch das geschlossene katholische Milieu, in dem Dörfler vor allem seine Leser gefunden hatte, löste sich in den kulturellen und gesellschaftlichen Umbrüchen, in der Modernisierung der Gesellschaft ab den 60-er Jahren des 20. Jahrhunderts mehr und mehr auf.

Wenn man heute die Bücher Dörflers liest, fallen auch manche Schwächen deutlicher auf, die schon zu seinen Lebzeiten von Kritikern bemerkt wurden:¹⁰⁰ Die manchmal nicht überzeugende Handlungsstruktur¹⁰¹, die oft langatmigen und psychologisch nicht immer schlüssigen Dialoge und inneren Vorgänge, die künstlich historisierende, nicht selten gespreizt wirkende Sprache mit ihrem Pathos und ihrer Häufung traditioneller Bilder und Metaphern, besonders auffällig in „Judith Finsterwalderin“.

Aus all dem ergibt sich, dass mit einer Wiederentdeckung Dörflers in größerem Umfang wohl nicht zu rechnen sein wird.

Trotz allem lohnt es sich, Dörflers Werke auch heute noch zu lesen. Die vorgestellten Beispiele zeigen, dass in ihnen die Vergangenheit auf vielfältige Weise lebendig wird und dass der Leser interessanten und auch heute noch anrührenden Menschen begegnen kann, historischen und erfundenen. Schließlich könnte der idealisierende Heimatbegriff Dörflers zum Nachdenken darüber veranlassen, was uns heute, in einer Zeit schneller Veränderungen, Heimat bedeuten kann.



Das Grab Peter Dörflers: „Wer auf den Geist sät, der wird vom Geist ewiges Leben ernten.“



Peter Dörfler

Treffpunkt Torwache

Lebenswege im zeitgeschichtlichen Schatten des Landsberger Gefängnisses

Von Werner Hemmrich

Der ehemalige Sanitätsgefreite und Kriegsneurotiker-Krankenwärter Franz Hemmrich besuchte bei seinem beruflichen Neuanfang ab Januar 1921 die Fortbildungsschule für Strafanstaltsaufseher bei der Landsberger Gefangenenanstalt¹. Die strenge Anweisung des Gefängnisdirektors Otto Leybold für den Strafvollzug lautete: „Sühne – Abschreckung – Besserung“. Der Leitspruch für die Beamten war: „Ruhe – Ernst und Festigkeit“. Wie mein Vater später in seinen Erinnerungen² dokumentierte, führte er in der ab 1920 eingerichteten Festungshaftabteilung – der „Festung“ – die Oberaufsicht über die politischen, zu „ehrenhafter“ Festungshaft verurteilten Häftlinge.



Wachtmeister vom Dienst Franz Hemmrich am Eingang der Haftanstalt in den 20er Jahren.



Der Festungshäftling Anton Graf Arco (1897-1945) arbeitete im Landsberger Klostergut unter Anleitung von Verwalter Xaver Kees. (Foto von 1921)

Eisner-Attentäter, Hitler-Putschisten und Kommunisten

Der erste Gefangene im Festungsbau war der zu lebenslanger Festungshaft verurteilte Jura-Student Anton Graf von Arco-Valley. Am 21. Februar 1919 hatte der königstreue Leutnant den ersten bayerischen Ministerpräsidenten Kurt Eisner von hinten erschossen und wurde dabei selbst von dessen Begleitung durch Schüsse schwer verletzt. Professor Ferdinand Sauerbruch besuchte seinen Patienten mehrmals in Landsberg. Fast täglich begleitete mein Vater in Zivil – verdeckt bewaffnet – den immer mit Lederhose bekleideten Grafen durch die Stadt zum Klostergut an seinen Arbeitsplatz als landwirtschaftlicher Praktikant. Bei Gesprächen unterwegs schimpfte der adelige Ehrenhäftling über Hitler und sprach seine Morddrohungen gegen den „Malergesellen“ offen aus. Doch in den Festungsräumen gab es keinerlei Konfrontation zwischen den Gesinnungsgegnern. Nach über vier Jahren Festungshaft wurde Graf Arco am 13. April 1924 „vorläufig“ entlassen.

In der Nacht des 11. November 1923, zwei Tage nach seinem „Marsch zur Feldherrnhalle“, wurde der in Uffing festgenommene Putschist Adolf Hitler von Polizeioberleutnant Rudolf Belleville in die Landsberger Gefangenenanstalt eingeliefert. Wachtmeister Franz Hemmrich, der damals noch im Gefängnis wohnte, brachte den verletzten Schutzhaftgefangenen in einen Festungshaftraum: Visitieren – Hilfe beim Auskleiden – ein Glas Wasser – sicherer Einschluss und Reichswehr-Bewachung! Mein Vater versuchte, Hitler zur

1 Die noch von der bayerischen Königszeit stammende Bezeichnung Gefangenenanstalt (von „gefangen“) wurde später geändert in Gefangenenanstalt bzw. Gefangenen- und Festungshaftanstalt.

2 Institut für Zeitgeschichte, München, Archiv-Signatur ED 153: Franz Hemmrich, Die Festung Landsberg am Lech 1920 bis 1945. Erinnerungen eines Gefängnisbeamten.

Aufgabe seines Hungerstreiks zu bewegen, führte akribisch sein Ausgabenbuch, vermerkte jede Flasche Bier, jede Briefmarke. Er ließ Hitler in sein Dienstzimmer kommen und beschwerte sich bei ihm, wenn sich die inhaftierten Angehörigen seines „Stoßtrupp Hitler“ nicht an die Festungshaftordnung hielten: „Herr Hitler, so geht das nicht weiter!“

Beamte holten die vielen Häftlingsbesucher an der Torwache ab, führten sie auf dem „Hitler-Pfad“ zum ersten „Braunen Haus“: Generalmajor Erich Ludendorff, der beinahe selbst Häftling geworden wäre, schritt würdevoll durch die Festungsräume, begleitet von ehemaligen Offizieren oder seiner Frau Mathilde. Achtmal kam der Geopolitiker Professor Karl Haushofer zum Festungshäftling Rudolf Heß. Als

Gebühren:	M	S
1/2 l Bier	0,18	26,4
1 Kaffee	0,20	28,8
100 Briefmarkten = 10,-	10,50	142,8
1 Glas Bieröffner	4,90	65,4
100 Briefmarkten = 10,-	10,50	142,8
1/2 l Bier	0,18	26,4
1 Schillingpost. Linden Straß.	2,60	34,8
10 Briefmarkten	2,90	38,4
10 Briefmarkten	3,25	42,8
1/2 l Bier	0,18	26,4
1 Pfefferminze	2,50	33,0
5 Stk. Pfefferminze	2,60	34,8
Chokolade von Landlberg	0,50	6,6
1/2 l Bier	0,18	26,4
1/2 l Bier	0,18	26,4
Zusammen 20. bis 26. 4. 24	40,35	530,4

Adolf Hitler

Einträge von Oberaufseher Hemmrich zwischen 20. und 26. April 1924 in Hitlers Ausgabenbuch (Ausschnitt) mit der bestätigenden Unterschrift von Adolf Hitler.

Hauptmann Ernst Röhm meinem Vater eine Zigarre aufdrängen wollte und er diese ablehnte, schrie der SA-Führer: „Was sind Sie denn für ein Mensch? Das ist doch keine Bestechung!“

In einem von Direktor Leybold angeforderten Bericht bezeichnete der Oberaufseher Franz Hemmrich den Festungsgefangenen Adolf Hitler u.a. als „ruhig, anständig und zurückhaltend“. Diese Führungsanalyse aus der Erfahrung des täglichen Miteinander ergänzte die umfangreichen Strafakten Hitlers, der am 20. Dezember 1924 vorzeitig (5 Jahre Festungshaft!) auf Bewährung die Haftanstalt verlassen konnte.

Nach den Hitler-Putschisten belegten ab ca. 1926 zahlreiche zu Festungshaft verurteilte fanatische Kommunisten die Haftstuben. Ihren Sprecher und Mittelsmann, Franz Feuchtwanger aus München, bezeichnete mein Vater als „Edel-Kommunisten“. Am 14. August 1930 fungierte Feuchtwanger als Trauzeuge bei der standesamtlichen Trauung eines Festungshäftlings und dessen Braut im Gefängnis. Die erhebende Zeremonie fand im so genannten Richterzimmer statt, das Oberregierungsrat von Dreer (1928 Nachfolger von Direktor Leybold) mit Lorbeerbäumen schmücken ließ. Vor dem Landsberger Standesbeamten, der im feierlichen

Gehrock erschienen war, gab sich das vereinte und doch getrennte Paar das Ja-Wort.

Pflichtgemäß lag der verwöhnte, von Aufseher Hemmrich beschaffte rote Kommunisten-Kater auf der Lauer, um den lästigen und hungrigen Festungsmäusen nachzustellen. Rot leuchtete die Sichel-und-Hammer-Fahne, die an einem 1. Mai für kurze Zeit an einer langen Stange aus einem Festungsfenster hing. Eine Häftlingsfreundin hatte das rote Tuch eingeschmuggelt. Die Lenin-Anhänger hielten sich im Festungsgarten fit durch Sport und Selbstverteidigungs-Training. Die Hitler-Justiz machte sofort Schluss mit der Freiheit im Gefängnis und befahl „Einschluss in Haftstuben“. Doch bald folgte für viele der „Politischen“ der Abtransport ins Konzentrationslager Dachau, dessen erste Schutzhäftlinge auch aus dem Landsberger Gefängnis kamen!

„Führer-Zelle“ für Besucher freigegeben

Im späten Frühjahr 1933 waren die Festungsstuben unbewohnt und ungenutzt, die Türen des verlassen-stillen Festungsgebäudes verschlossen – doch nicht lange! Mit der Machtergreifung Hitlers begann seine unaufhaltsam wuchernde Glorifizierung und führte viele seiner Anhänger zur „Hitler-Zelle“, die offiziell zur Besichtigung freigegeben wurde.

*



Die Gefangenen Adolf Hitler (mit Hut) und Emil Maurice im Sommer 1924 beim Spaziergang im abgegrenzten Festungsgarten. (Foto aus dem Buch von Hans Kallenbach: Mit Adolf Hitler auf Festung Landsberg, München 1939)

Nach drei beruflich schweren Jahren (1934 bis 1937) als Verwalter im Zuchthaus Ebrach, einem säkularisierten Zisterzienser-Kloster, kehrte mein Vater mit seiner Familie in die vertraute und lieb gewordene Wahlheimat Landsberg am Lech zurück. Nur wenige Schritte von der fast vier Meter hohen Gefängnismauer entfernt verbrachte ich in der Dienstwohnung Hindenburgring Hs.-Nr. 16 bis nach dem Ende des Krieges 1945 geborgene Kinder- und Jugendjahre. So nachbarschaftlich nahe und gegenwärtig wie diese kurze Distanz zwischen Freiheit und Unfreiheit sind mir als „Aufseher-Bua“ heute noch viele Eindrücke und Erlebnisse.³

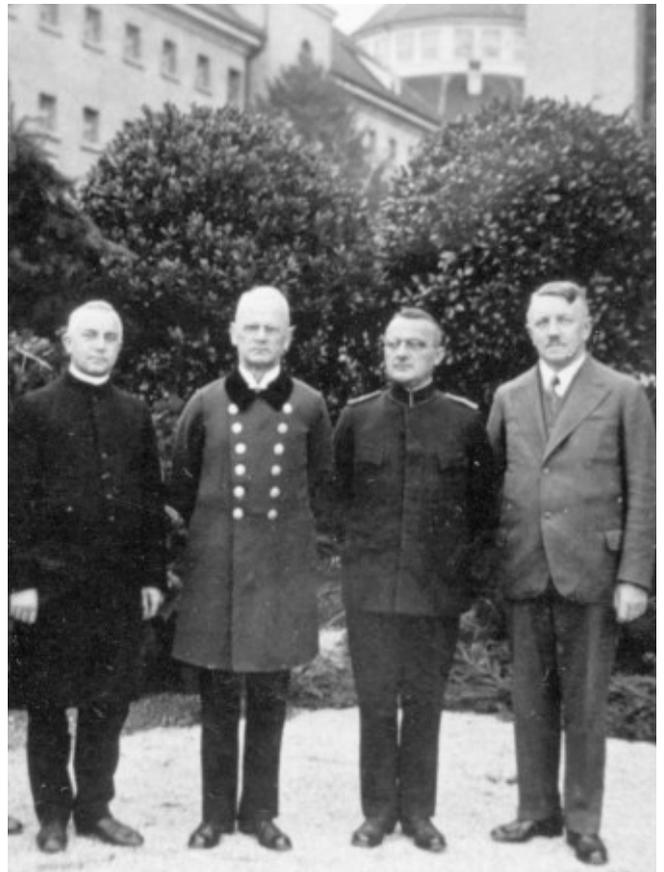
Fahnen und Fanfaren im Festungshof

Am 1. Februar 1937 meldete sich Franz Hemmrich in der Gefangenen- und Festungshaftanstalt Landsberg bei Direktor Wilhelm von Dreer zum Dienst. Als Erster Hauptwachtmeister war er nun zuständig für die politischen und kriminellen Häftlinge in den vier Zellenbauten.

Durch die NS-Propaganda-Trommeln entwickelte sich Landsberg mit der ehemaligen Haftstube Hitlers – der „Hitler-Zelle“ – in der Festungshaftanstalt zum „Wallfahrtsort der Hitler-Jugend“. Die Stadt Landsberg erhielt 1937 den „Ehrentitel“ der Nationalsozialisten: „Stadt der Jugend“. Nach den Reichsparteitagen in Nürnberg führte der Bekenntnismarsch der Hitler-Jugend mit ihren Bannfahnen nach Landsberg am Lech.

Nationalsozialistische Höhepunkte: Die „Weihestunde“ im Festungsbereich und die Großkundgebung am Hauptplatz.

³ Herzlichen Dank Frau Elke Kiefer vom Stadtarchiv Landsberg für ihre Unterstützung und allen Bekannten vom Hindenburgring für ihre Informationen, Dokumente und privaten Fotografien.



Vor dem Zellenbau in den 30er Jahren (von links): Anstaltspfarrer Karl Morgenschweis, Gefängnisdirektor Oberregierungsrat Wilhelm von Dreer, Regierungsrat Markus Schlager, Medizinalrat Dr. Hermann Dusch.



Der Aufenthaltsraum im „Feldherrnflügel“ der „Festung“. Links der Eingang zu Hitlers ehemaligem Haftraum.

Bei beiden Veranstaltungen sprach Reichsjugendführer Baldur von Schirach: „... Wir werden weiter marschieren, bis der Führer ‚Halt‘ befiehlt.“ Die Marschkolonnen schwenkten vom Hindenburgring in das Rondell vor der mit Fahnen geschmückten Torwache, vorbei an Spalier stehender Hitler-Jugend. Viele mit Hakenkreuz-Fähnchen winkende Zuschauer säumten die Straßen und Wege.

Im Innenhof des Gefängnisses vor dem Festungshaftgebäude: HJ-Bannfahnen – Kommandos – Ansprachen – Marschmusik – Marschtritt! Jeder HJ-Teilnehmer am „Adolf-Hitler-Marsch“ bekam in der Festung das Mach(t)werk „Mein Kampf“, dessen ersten Teil Hitler während seiner Festungszeit geschrieben hatte. Hitlers Ehren-Knast war zur „NS-Kultstätte“ geworden – mit Dauerbeflaggung an der Außenfassade des Festungshaftgebäudes. Unter den Fenstern der Hitler-Zelle stand auf einer Tafel: „Hier war Hitlers Hafräum“.

Hitler-Marschierer übernachteten in der Turnhalle und in den Sälen der Landsberger Gasthöfe. Einige Jugendliche wohnten bei Beamtenfamilien am Hindenburgring. Auch wir hatten zwei lustige Frankenbuben im Quartier. Meine Eltern behandelten zunächst fachmännisch die wundgelauften Fersen der beiden Jungen.

Tausende von Besuchern kamen mit der Eisenbahn, viele zu Fuß aus der Umgebung oder per Fahrrad, um die Hitler-Zelle zu besichtigen. Große Omnibusse brachten NS-Frauensschaften aus ganz Deutschland. Alle Besucher wurden durch das Gefängnis- und Festungsgelände geschleust. Mitgebrachte Blumensträuße mussten versorgt und entsorgt werden. Für die vielen auswärtigen Menschen wurden neben dem Torgebäude Toiletten geschaffen.

Die immer gut gefüllte Geldkassette neben dem Eingang zur Hitler-Zelle wurde von Beamten entleert, das Geld gezählt und nach Berlin zur Reichskanzlei weitergeleitet. Gefängnis-aufseher – auch mein Vater – führten die Besucher in die

Festungsräume. Unter ihnen waren hohe NS-Partei- und Regierungsmitglieder, Wehrmachts- und SS-Offiziere, der Blutrichter Roland Freisler und der Reichsführer-SS Heinrich Himmler.

Damals im Gespräch: Westlich der Stadt sollte ein gigantisches NS-Aufmarschgelände errichtet werden. Doch die Geschichte beließ es – Gott sei Dank – bei einem Reliefmodell! Es kursierten Überlegungen zum Bau eines eigenen Festungszugangs und eines Kiosk oder Pavillon im Bereich der Torwache. Hier sollten nach Ende des „siegreichen“ Krieges Hitler- und Festungspostkarten, „Mein Kampf“-Bücher und sonstige NS-Embleme als Andenken verkauft werden.

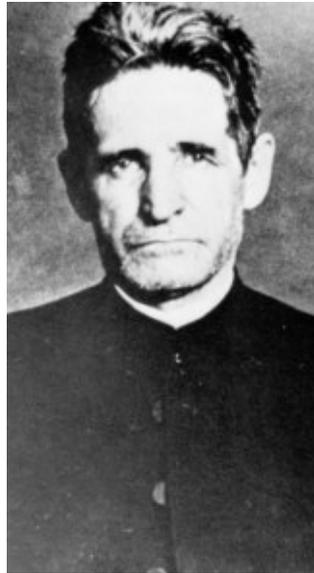
Begegnungen hinter Gittern

Aus den verschiedensten Berufsständen waren Hitler-Gegner als politische Gefangene in der Anstalt inhaftiert. Unter ihnen auch der glaubensstarke Priester mit der Häftlingsnummer 9469: Pater Rupert Mayer. Sein mutiges Credo „Ich schweige nicht!“ führte den standhaften Prediger wider den Ungeist des Nationalsozialismus zur Strafverbüßung am 17. Januar 1938 ins Landsberger Gefängnis. In seiner kleinen Zelle 272 bemühte er sich nach Kräften, die vorgeschriebene Anzahl Apotheker-Tüten zu falten und zu kleben. Zu seiner Hafterleichterung wurde er schon bald in das Spitalgebäude verlegt und in einer Zelle der Invalidenabteilung untergebracht. Mein Vater sprach bei seinen Kontrollgängen öfters mit dem schwer kriegsbeschädigten ehemaligen Divisionsgeistlichen und bezeichnete ihn damals schon als heiligmäßigen Mann!

Hauptwachtmeister Franz Hemmrich führte am 29. März 1938 Kardinal Michael von Faulhaber ins Büro des Anstaltsgeistlichen Karl Morgenschweis und überwachte die Besucher-Sprechzeit mit dem dankbar-erfreuten Häftling Rupert



„Magischer NS-Mythos“: Festungsstube Nr. 7 – die von Tausenden besuchte „Hitler-Zelle“.



Pater Rupert Mayer (1876-1945) als politischer Gefangener in der Landsberger Haftanstalt. (Fotos des Erkennungsdienstes vom Januar 1938)

Mayer. Bei seiner Entlassung am 3. Mai 1938 aufgrund der „Österreich-Amnestie“ empfing ihn u.a. sein Rechtsanwalt Dr. Warmuth an der Torwache. In der Wohnung von Pfarrer Morgenschweis (Hindenburgring 14) begrüßte Pater Mayer seine Mutter und eine seiner Schwestern und trank die erste Tasse Kaffee in Freiheit.

Überraschend kam Hitler am 18. November 1938 wieder einmal zu einem kurzen Aufenthalt nach Landsberg an den Hindenburgring.⁴ Der Konvoi fuhr erstmals über die im Frühjahr 1937 fertig gestellte Trasse der Neuen Bergstraße. Schnell zusammengelaufene Anwohner säumten die Grünanlagen vor dem Torgebäude und konnten Hitler und sein zahlreiches Gefolge aus nächster Nähe beobachten. Die acht großen Personenkraftwagen mit ihren breiten Trittbrettern und riesigen Scheinwerfern füllten die gesamte Gefängnis-einfahrt. Der „Führer“ ging durch die Festungsräume, stand neben der umkränzten Gedenktafel mit seinen Haftdaten und betrat seine ehemalige Zelle.

Über seine Begegnung mit Hitler an diesem Tag – nach 14 Jahren! – schrieb mein Vater in seinen Aufzeichnungen: „Ich hatte Dienst in der Zentrale des Zellenbaues und erhielt von der Torwache die telefonische Mitteilung, dass soeben Hitler angekommen sei und sich auf dem Wege zur Festung befindet. Als ich in den Festungsgarten kam, sah ich einen langen Zug Uniformierter, unter denen die hünenhaften Gestalten des SS-Begleitkommandos besonders auffielen. Einer von ihnen fragte mich sofort misstrauisch, obwohl ich die Uniform der Gefängnisbeamten trug, ob ich zur Gefangenenanstalt gehöre und ob ich schon zu Führers Zeiten dagewesen sei. Auf mein ‚Ja‘ wollten sie mich unbedingt sofort zu Hitler bringen. Aber ich lehnte entschieden ab mit der Bemerkung, wenn mich der Führer sehen wolle, werde er mich bestimmt rufen lassen. Und so war es auch! Kaum hatte ich den Festungsbau betreten – Hitler hatte unterdessen seine ehemalige Haftstube Nr. 7 besichtigt –, da hörte ich seine rauhe Stimme: ‚Ist Hemmrich noch da?‘ Auf die bejahende Antwort des Gefängnisdirektors sagte Hitler fast im Befehlstone: ‚Hemmrich soll kommen!‘ Wie auf Kommando bildete die SS eine Gasse. Ich stieg die Treppe hinauf und trat im Vorplatz der Besuchszimmer vor Adolf Hitler, der hier

4 Einen Tag vorher sprach Hitler in Düsseldorf beim Staatsbegräbnis des am 7. November in Paris erschossenen deutschen Botschaftssekretärs Ernst vom Rath. Das Attentat des 17-jährigen Herschel Grynszpan war Auslöser der „Reichspogromnacht“ vom 9. zum 10. November 1938.

unbeweglich inmitten seiner Paladine stand. Ich gestehe, dass mich in diesem Augenblick seltsame Gefühle umfingen! Ich dachte an die Zeit, als Hitler in jener Nacht des 11. November 1923 nackt und unbeholfen vor mir stand und ich ihm in seiner körperlichen und seelischen Not beistand. – Doch zu langen Überlegungen war jetzt keine Zeit. Ich nahm militärische Haltung an und streckte den Arm zum Gruß. Es herrschte atemlose Stille. Hitler schaute mich lange und durchdringend an, winkelte den rechten Arm zum Gruß nach hinten – und ich war entlassen. Ich war tief enttäuscht! Ich hatte erwartet, dass er mich wenigstens fragen würde, wie es mir geht. Nichts von alledem. Kurz vor Weihnachten erhielt ich einen dicken versiegelten Brief aus der Reichskanzlei in Berlin. Sein Inhalt: eine große Karte mit Weihnachtswünschen und – 1000 Reichsmark. Die Karte war von Hitler eigenhändig unterschrieben.“

HJ-Appelle und Geländespiele

Im Hitlerjugendheim an der Lechstraße fanden regelmäßig gemeinsame Treffen der verschiedenen HJ-Gruppierungen statt. Da meistens am Sonntag ein HJ-Appell am Kleinen Exerzierplatz neben der alten Turnhalle angesetzt war, entschied mein Vater: Abwechselnd an einem Sonntag zum Gottesdienst in die Kirche, an einem Sonntag zum Appell. Diese Entscheidung und die zeitweise Abwesenheit an hohen kirchlichen Feiertagen brachte keine Nachteile oder Beschwerden von der HJ-Führung oder Kreisleitung!

Meine Brüder trugen die paramilitärischen Uniformen der Hitler-Jugend und gehörten zum Bann 325 Landsberg, Gebiet 19 Süd-Hochland: Walter war als Maschinenschlosser-Lehrling bei der Motorschar (Motorsportgefolgschaft), Günther bei den Sanitätern (Feldscher). Meine HJ-Teilnahme beschränkte sich als Jungvolk-Pimpf auf einige befehlstrengere Appelle und fast schon wehrertüchtigende Geländespiele in der Pössinger Au. Eine Jugendfilmstunde im Olympia-Kino mit kriegsheroischer Wochenschau musste wegen Fliegeralarm abgebrochen werden.

Für die Landsberger Hitler-Jugend war die Festung am Hindenburgring ein bevorzugter Versammlungsort. Noch im August 1944 erließ der Standortführer folgenden Befehl: „Zu der am kommenden Sonntag, den 13. August stattfindenden Wehrkundgebung tritt die Gefolgschaft 1 und 2. Fähnlein und 1 und 2. Spielmannszug und Fanfarenzug in tadelloser Uniform um 12.30 Uhr am Haupteingang der Festungsanstalt Landsberg an. Es spricht zu uns der Gebietsführer und ein Offizier der Wehrmacht.“⁵

Die Torwache war unser Treffpunkt

Neben dem Gefängnis-Torgebäude wartete ich öfters auf meinen Vater, der seit 1940 als Verwaltungsinspektor und Aufsichtsdienstleiter für die Sicherheit verantwortlich war. In der kleinen Türöffnung des großen Tores erschien ein Uniformierter mit borstig-schwarzem Schnauzbart. Er bemerkte, dass ich ungeduldig hin und her hupfte und rief mir zu: „Der Vater kommt gleich!“ Stefan Schuster war der freundliche und diensteifrige Beamte, der immer auf seinem Posten stand. Ein zuverlässiger Kollege meines Vaters schon seit der „Hitler-Zeit“ in den zwanziger Jahren.

Die Torwache – von Fremden auch als „Pforte“ bezeichnet – war der Treffpunkt von uns gleichaltrigen „Aufseher- oder Anstalts-Buam“. Neben dem Toreingang stand früher eine Bank für wartende Besucher: Hier war unser Stammplatz! Die Melde- und Sicherheitseinrichtungen entsprachen – im Vergleich zu heutigen, mit Computern gespickten Alarmsystemen – dem normalen Standard einer Haus- oder Wohnungstüre. An der Toreingangswölbung links befand sich ein

5 Landsberger Zeitung vom 11. August 1944.



Die frühere in Landsberg geläufige Gefängnis-Bezeichnung „Festung“ inspirierte den Ehrenhäftling Anton Graf Arco bereits im Mai 1920 zu dem doppel-sinnigen Reim: „Festung? fragt erstaunt ein Fremder. Ja und Nein! Ein Schutz der Länder ist es nicht! Nur Schutz vor einem Bösewicht!“

einfacher Klingelknopf, in Tormitte ein eiserner Türklopfer. Die Torwächter wussten: Fremde Besucher oder Neuzugänge benutzten die Klingel, „Einheimische“ den Türklopfer. Vor dem Öffnen der Türe informierte sich der Dienst habende Beamte sicherheitshalber mit einem Blick durch den kleinen „Spion“, wer in die Anstalt wollte.

Neuigkeiten von der Torwache wussten wir Buben oft schon vor unseren Vätern, denn der Dienstweg war auch damals schon länger! Die meisten Beamten und auch viele Gefangene kannten uns. Betreten durften wir das Torgebäude nur, um die volle Milchkanne, bestelltes Gemüse oder die reparierten Schuhe abzuholen. In einem Nebenraum links vom Eingang waren diese Dienstleistungen der Anstalt, versehen mit Namensschildern, zum Abholen bereitgestellt.

Als unsere Schulklasse in der Festung die Hitler-Zelle besichtigte, waren wir Aufseher-Buam selbstverständlich begeisterte „Mitläufer“, denn hier am Hindenburgring und an der Torwache fühlten wir uns schon ein bisschen als „Hausherren“.

„Knast“-Szenen vor historisierender Kulisse

Wuchernde Reben umrankten mit ihren großen Blättern die historisierende Fassade des Torgebäudes. Vor dieser theaterreifen Kulisse wechselten heitere und dramatisch-ernste Szenen, bei denen auch wir manchmal Mitspieler und Zuschauer waren:

– Ein Trupp Gefangener kam im Gleichschritt und in Zweierreihen von der Arbeit. Es war Hochsommer. Braun gebrannte, aber müde Gesichter, schleppende Füße in schweren Arbeitsschuhen, feucht-dunkle Schwitzflecken auf den Hemden. Im gleichen Schrittrhythmus folgten die Aufseher, die Mützen tief im Gesicht – doch die Sträflinge im

sicheren Blick. Kurze Kommandos: „Marsch!“ – „Links um!“ – „Rechts um!“ – „Halt!“

– Ein dunkler Personenwagen hielt direkt vor dem Torbogen. Zwei bewaffnete Polizisten brachten einen Zivilisten in Handschellen und verschwanden in der Torwache.

– Wieder öffnete sich die Tür. Der Wachhabende begleitete einen jüngeren Mann vor das Tor: bleiches Gesicht, kurze Haare, abgetragene Kleidung. Er blieb kurz stehen, stellte einen verschnürten Karton auf den Boden, atmete tief durch: „Frei!“ Er fragte mich leise: „Wo ist denn da die nächste Wirtschaft?“ Ich zeigte ihm die Richtung. „Da drüb'n ist der Waitzinger Bräu!“

– Tief tuckernd bog ein Lastwagen langsam vom Hindenburgring ab, hielt vor dem Tor. Gefangene sprangen von der Ladefläche. Aufseher sicherten den Transport: Ein Außenkommando rückte ein!

– Mit gleichmäßigen und gleichgültigen Bewegungen kehrte ein Häftling, „bewaffnet“ mit einem langen Besen, den weiten Platz vor der Wache.

– Der robust gebaute Oberwerkführer des Kesselhauses stapfte nach Hause, die volle Milchkanne in der Hand und freute sich auf seinen gepflegten Garten.

– Eine junge Häftlings-Besucherin schlürfte scheu aus dem Zwielicht des Wachraumes, wischte ihre Tränen und ging langsam über den Vorplatz.

– Hoch oben am Dach des Torgebäudes begoss die Frau des Oberwachtmeisters Josef Mayer – „Tor-Mayer“ – den bunten Blumenschmuck vor den Mansardenfenstern ihrer Wohnung.

– Klipp, klapp! Ein hoher Kastenwagen der Post hielt vor der Wache – vorgespannt: eine Pferdestärke! Der gutmütige scheckige Schimmel liebte Streicheleinheiten und kannte seine Tour. Die vollbusige uniformierte Postbotin brachte Briefe und Päckchen, leerte den Briefkasten neben dem Tor.



An der Straße nach Süden: Die alte Rottstation Spötting mit gotischem Ballenhaus, Ulrichs-Kirchlein, Aussichtsterrasse, verglastem Sommerhaus und Taverne. Der letzte Gastwirt – bis 1917 – war Johann Kastl.

Die Postkutschlerin kannte uns als hintere „Trittbrettfahrer“ und verjagte uns manchmal aus Spaß mit ihrer langen Peitsche.

– Ein Aufseher in heller, zivil-legerer Leinenjacke, die Pfeife im Mund, spazierte mit seiner Frau und den Kindern Richtung Eisenbahnsteg.

– In den sorgfältig gepflegten Grünanlagen plätscherte die Fontäne des runden Springbrunnens. Eine wütend flatternde Hakenkreuz-Fahne verdeckte zum Teil den Blick nach Osten zum malerischen Altstadt-Panorama.

– Nächtlicher Fliegeralarm! Dunkle Gestalten huschten schemenhaft durch die „verdunkelte“ Torwache. Der schmale Lichtstreifen einer Taschenlampe tastete die Gefangenen ab. Schlüssel klimperten, Türschlösser knackten! Im „Luft-raum“ brummt bedrohlich viele Flugzeuge.

Spielplatz Spötting

Spötting: neben Sandau und dem Schlossberg der älteste besiedelte Boden in Landsberg. Über 1000 Jahre gründen hier die Wurzeln der Christianisierung und der Urkirche: „villa spettinga“ – Urmeierhof – Kirche und eigenständige Pfarrei. Aufschlussreiche Befunde konnten in den siebziger Jahren von Landsberger Archäologen im Gartenfeld der Justizvollzugsanstalt hinter Spötting geborgen werden: Alamannen-Skelette aus der Merowingerzeit des 7. Jahrhunderts, unter den Grabbeigaben zwei Goldblatt-Kreuze. Jahrhunderte vergingen, bis die Stadt Landsberg an der östlichen Lechterrasse im Werden und Wachsen war. Die Oase Spötting wurde zu einem wichtigen Bindeglied des Warentransfers. Geschäftigkeit gehörte auch damals schon zum „Management“ der PS-Fuhrpark-Rottler und ihrer Haltestationen an der alten Handelsstraße, die „Venedigs Macht und Augsburgs Pracht“ verband.

Das Rott-Recht Augsburg-Landsberg-Schongau besaßen die Schongauer Fuhrleute. Die Landsberger kutschierten auf der Strecke München-Landsberg-Memmingen. Die Rott- und Poststraße verlief entlang der Dörfer; erst nach 1800 entstand die Reichsstraße über Kloster-Lechfeld.

Ich stand vor dem ockerrötlichen Ballenhaus mit dem hohen gotischen Giebel. In meiner Fantasie formten sich verschwommene Bilder: Ich sah in feines Tuch gekleidete Kaufleute, reiche Gewürzhändler – „Pfeffersäcke“ – und kräftig-derbe Pferdeknechte. Schwere Fuhrwerke mit Ballen, Kisten, Fässern wurden abgeladen, aufgeladen, umgeladen. Sorgfältig aufgeäumte Rossgespanne zogen großrädrige Wagen, beladen mit exotischen Kostbarkeiten. Hörte ich da nicht von der Straße laute Rufe und Flüche?

Die schmale und steile Alte Bergstraße könnte von gefährlichen Transporten – bergauf und vor allem bergab – und Pferde-Schindereien erzählen, bei denen die Rösser trotz Radschuh im Linksverkehr „durchgingen“.

Deftiges Essen und italienischer Wein brachte den Wirten der Spöttinger Taverne zufriedene Gäste – und klimpernde Kreuzer und Gulden! Südländische Kaufleute tauschten den Weinbecher gegen volle bayerische Bierhumpen und schlürften in tiefen Zügen das „Geprauchte“ – nach dem Reinheitsgebot des Bayernherzogs Wilhelm IV. von 1516: „... allain Gersten, Hopffen un Wasser genomen un geprauchet sölle werdn.“

Auch in den friedlichen Anfangsjahren des 20. Jahrhunderts war Spötting mit seiner Aussichtsterrasse und dem Sommerhaus für Spaziergänger und fröhliche Zecher ein beliebtes Ausflugsziel. Lustig ging's zu auf der „Spöttinger Kirchweih“. Aus der Kegelbahn neben der Straße war dumpfes Rollen zu hören: „Alle Neune!“ Schmissig spielte die Militärkapelle – bis der Erste Weltkrieg zum „Großen Zapfenstreich“ blies!

Beim Spielen rund um die Gefängnismauern „gehörte“ uns Buben auch Spötting mit seiner breiten Verbindungstreppe

zwischen Hindenburgring und Spöttinger Straße, mit der ehemaligen Tavernen-Galerie und der ungenutzten Kegelbahn.

Schwitzend drehte Betriebsleiter Franz Xaver Höbel in der Garagenhalle die Anlasserkurbel des Lanz-Bulldogs. Hallender Lärm erfüllte den großen Raum. Schwarz-blauer Rauch schoss aus dem hohen Auspuffrohr zur Decke. Das ganze Fahrzeug bebte! Jeder Bub durfte einmal auf den stark federnden Schwungsitz und das Lenkrad in die Hände nehmen – pfundig! „Mogscht mitfahr'n?“ fragte mich der Oberwerkführer Johann Buchner und zeigte auf den Beifahrersitz des Lastwagens. Und schon war ich eingestiegen. Der Fahrer setzte alle Hebel in Bewegung, drehte kreisend das große Lenkrad. Wie von Geisterhand sprang beim Richtungswechsel der rote Winker aus seinem kleinen länglichen Außengehäuse: einmal linker, einmal rechter Winker! Auf der Ladefläche saßen einige Gefangene, bewacht von einem Aufseher.

„Ich bin heute in einem Auto gefahren!“ Für uns Buben damals eine Sensation – ein traumhaftes Erlebnis! Doch auch auf dem Wiesbaum eines Erntewagens der Anstalt war



Oberwachtmeister Johann Hitzler auf der geschmückten Spöttinger Kutsche, die mit ihrem prächtigen Pferdegespann immer wieder bestaunt wurde.

das Mitfahren immer lustig. Mit Hingabe pflegten die Spöttinger Beamten früher „ihre“ Pferde, ließen sie von Gefangenen striegeln, das Zaumzeug „in Schuss halten“, die Hufe beschlagen und den Stall ausmisten. Im Bereich des heutigen Schulzentrums fraßen sich damals noch gehörnte staatliche Anstalts-Kühe durch saftig-grüne Weiden. Die Tiere hatten nichts dagegen, dass sie von inhaftierten Straftätern gemolken wurden, deren Hände noch nicht von Schuld rein gewaschen waren.



Die „Leybold-Anlagen“ bei Spötting mit der kleinen „Hitler-Eiche“, gepflanzt am 20. April 1933 anlässlich „Führers“ Geburtstag! (Foto von 1933)

Nicht wegen der Hitler-Eiche, die seit 1933 in der Rondell-Anlage zwischen Holzhauser Straße und Großer Reibe langsam höher und breiter wuchs, war hier einer unserer Tummelplätze. Nein, der Hitler-Heister interessierte uns nicht! Doch der Hecken-Irrgarten eignete sich ideal für stundenlanges Fangerles und Versteckerles.

Morsche Bretter einer vernagelten Türe waren für uns kein Hindernis. Durch eine schmale Öffnung schlüpfen wir ins Innere der alten, schon seit vielen Jahren stillgelegten Spöttinger Kegelbahn: Verstaubtes Holzgerümpel, Baumaterial, grau-schwarze Spinnengewebe in den Ecken – schummrige Dunkelheit. Das ideale Tuskulum für unsere „Kinderweihnacht“ mit rußigen Kerzenstummeln aus dem alten Landsberger Friedhof, Zündhölzern aus Vaters Tabakdose, Tannenzweigen von der nahen Fichtenhecke, duftenden Plätzchen aus den großen blechernen Schatullen unserer Mütter.

Wir wärmten unsere klamm-kalten Finger über den flammenden Kerzen. Gespenstisch verzerrte Schatten huschten um uns herum. Lachend tauschten und probierten wir die mitgebrachten Weihnachts-Kostbarkeiten. Doppelstöckige Guatsla trugen sogar unseren gemeinsamen Namen: „Spitzbuben“. – Draußen wurde es langsam dunkel. „I' muass hoam! Geh'n ma!“ Kerzen aus! Bretter wieder vor die Tür! Verräterisch rauchiger Kerzenduft hing in unseren Winterjacken, durch die jetzt die Kälte drang. Doch es war „himmlisch“.



Anstalts-Kühe auf den ausgedehnten westlichen Weiden beim Spöttinger Gutshof.

Strafanstalt wurde zur „Schlafanstalt“

Schon seit Kriegsbeginn 1939 war die normale Belegungs-kapazität der Strafanstalt mit 500 Gefangenen in den 480 Einzelzellen und mehreren Gemeinschafts-Hafträumen bei weitem überschritten. Hochbetrieb herrschte an der Torwache und vor allem in der Zentrale – dem Zentrum der Zellenbauten –, in der alle menschlichen Schicksalsfäden zusammenliefen und auch sichtbar waren: Politische Gefangene trugen als Kennzeichen gelbe Streifen an ihrer Anstaltskleidung. Laufend kamen Neuzugänge, zum Teil zu Fuß vom Bahnhof – „geschlossen“ (gefesselt), bewacht von Landespolizei: Hitler-Kritiker, die in vertrauter Biertischrunde oder in aller Öffentlichkeit „laut gedacht“ hatten und denunziert wurden; Regime-Gegner und Widerstandskämpfer aus den von Deutschen besetzten Ländern Belgien, Frankreich, Polen, Griechenland, Tschechoslowakei. Die Sowjets durchkreuzten im Verlauf des Zweiten Weltkrieges Hitlers geplante Lebensraumerweiterung nach Osten, erkämpften den Rückzug der deutschen Truppen: „Heim ins Reich!“ Gefängnisse mussten geräumt werden. Deutsche und vor allem ausländische Häftlinge – politische und kriminelle – kamen im „Verschub“-Verfahren auch in die Landsberger Haftanstalt. Bis ca. 1800 Gefangene aus 14 Nationen steigerte sich die schwankende Zahl der Insassen!

Die NS-Kriegswirtschaft mobilisierte alle verfügbaren Kräfte zur Unterstützung des „totalen Krieges“. Zum Teil mussten Häftlinge in drei Schichten zu je acht Stunden in verschiedenen Betrieben arbeiten. Durch diesen Rhythmus waren die Schlafstellen in den Zellen ohne Unterbrechung permanent belegt: Die Strafanstalt wurde zur „Schlafanstalt“ und zum „Arbeitshaus“.

Die katastrophalen Zustände bereiteten nicht nur meinem Vater als Aufsichtsdienstleiter schlaflose Nächte. Auch die Aufseher waren gezwungen, sich diesem Schicht-Dienstplan anzupassen. Vom Kriegsdienst befreite Hilfsaufseher bekamen die Chance, durch Beitritt in die NSDAP zum Justizbeamten befördert zu werden. Äußerst fähige Beamte wurden als Dienststellenleiter an Gefängnisse in besetzten Ländern wie Polen und Norwegen abkommandiert. Der Mangel an Aufsehern zwang meinen Vater, zuverlässige Häftlings-Kalfaktoren für sichere Innenbereiche des Gefängnisses mit Schlüsseln auszustatten. Den entsetzten Einspruch des im Herbst 1944 aus Weimar in den Süden versetzten neuen Vorstandes, Generalstaatsanwalt i.R. Janssen, konterte Inspektor Hemmrich markig-bayrisch: „Das hab'n wir von den Preiss'n g'lernt!“

Um sich mit den französischen Gefangenen besser verständigen zu können, frischte mein Vater seine Französisch-Kenntnisse aus seiner schweizer Wanderburschenzeit (um 1910) wieder auf. Dadurch war es ihm möglich, zusammen mit dem katholischen Gefängnissegeistlichen Karl Morgenschweis die Gnadengesuche und sonstige Korrespondenz der ca. 200 inhaftierten Franzosen zu übersetzen.

Das Reichsjustizministerium kontrollierte die Gefängnisse und den Arbeitseinsatz der Sträflinge mit strengen Augen. Ein Generalstaatsanwalt bemängelte, dass es im Landsberger Gefängnis „zu viele Kirchen und zu wenig Hitler-Bilder gäbe!“

Nachstehende Landsberger Versorgungsbetriebe beschäftigten Häftlinge der Gefangenenanstalt: eine Metzgerei am Hinteranger, eine Bäckerei am Vorderanger, eine Gärtnerei an der Schwaighofstraße, eine Holz- und Kohlenhandlung an der Spöttinger Straße, ein landwirtschaftliches Lagerhaus

beim Bahnhof. Beamte brachten die Arbeitskräfte zu den jeweiligen Einsatzstellen, holten die Männer nach Arbeitschluss wieder ab und führten die Kolonne zurück ins Gefängnis. Die Strafanstalts-Arbeitsverwaltung unterstützte während des Krieges auch das Landsberger Klostersgut durch Bereitstellung von Arbeitskräften. Größere Häftlingskommandos arbeiteten unter Bewachung in einem Holzbearbeitungswerk an der Museumstraße und im Fliegerhorst Penzing.

In einer Gerberei an der Alten Bergstraße (Betrieb später oberhalb Sandau) arbeiteten neben deutschen Anstaltshäftlingen auch Franzosen, Serben und Tschechoslowaken. Der Betriebsleiter erklärte nach dem Krieg: „Die Gefangenen erhielten von mir täglich einen Liter Bier, bei heißem Wetter noch mehr, dazu die Schwerarbeiterzulage und weitere zusätzliche Verpflegung, die zu beschaffen mir oft große Sorgen machte.“

Mehrmals durfte ich meinen Vater bei Kontrollfahrten im Anstalts-Dienstwagen mit Chauffeur begleiten. Einmal besuchten wir das Außenlager Buchloe, in dem französische Häftlinge beim Eisenbahnbau eingesetzt waren. Bei einem Nachkriegsbesuch bestätigten sie ihrem ehemaligen Kommandoführer Franz W.: „Chef streng, aber gerecht und gut gewesen!“ Bei einer Dienstfahrt zur DAG (Dynamit-Aktien-Gesellschaft) kontrollierte bewaffnete SS am Schlagbaum der Hauptwache die Personalpapiere und den Fahrauftrag. Während mein Vater das Barackenlager „Waldheim“ der polnischen Gefangenen inspizierte und Rapport⁷ abhielt, durfte ich den Wagen nicht verlassen.

Das mit ca. 50 bis 60 Häftlingen belegte Polenlager innerhalb des umzäunten, gesperrten und streng bewachten DAG-Geländes war ein Außenkommando des Landsberger Strafgefängnisses. Es unterstand verwaltungsmäßig und strafrechtlich der Justiz – nicht der SS, nicht der OT (Organisation Todt) oder einer KZ-Verwaltung!

Der Abteilungsleiter eines in der DAG beschäftigten Betriebes bestätigte: „Dienstlich konnte ich bei Inanspruchnahme von Gefangenen feststellen, dass die Arbeitsverwaltung der



Auf einem Landsberger Firmengelände während des Krieges: Nur an den Kragenspiegeln und Schulterklappen war der Gefängnisaufseher erkennbar, denn er trug Wehrmachts-Uniform!

6 René Mengus, Delegierter der französischen Zivilgefangenen, gab am 19. Mai 1945 u.a. zu Protokoll: „Ich bestätige, dass Inspektor Hemmrich sich immer in sehr korrekter Weise gegenüber den französischen Internierten aufgeführt hat. Ich halte es für meine Pflicht zu betonen, dass dieser Beamte selbst Briefe für dieselben weitergegeben hat, obwohl es durch die Verordnungen des Gefängnisses verboten war.“

7 H. Szemberg, der Vertreter der polnischen Häftlinge, erklärte am 25. Mai 1945: „Es sind Fälle vorgekommen, dass der eine oder andere polnische Gefangene sich während seiner Haftzeit in der Anstalt oder im Polenlager DAG gegen Vorschriften mehr oder minder grüßlich verfehlt hat und bestraft wurde.“

Anstalt immer bemüht war, für diese den höchsten Verpflegungssatz und erträgliche Arbeitsbedingungen zu erzielen; eine Tatsache, die auch von anderen Vertragspartnern der Strafanstalt bestätigt wurde.“

Der Arbeitsinspektor des Gefängnisses bescheinigte einem Bauleiter in der DAG: „Nicht unerwähnt möchte ich lassen, dass sich Herr W. sehr für die von der Strafanstalt entlassenen Gefangenen verwendete, um diese bei der DAG zu beschäftigen, da diese, falls es sich um Ausländer handelte, in KZs überstellt werden mussten, und zwar direkt aus dem Strafgefängnis! Den Bemühungen des Herrn W. war es zu verdanken, dass ein großer Teil, insbesondere der polnischen Gefangenen, vor diesem Schicksal bewahrt werden konnte. Er war auch mit der Leitung des Gefängnisses bemüht, die Verpflegung durch den Bezug von zusätzlichem Gemüse, von Kartoffeln und Freibank-Fleisch zu verbessern.“

Kein Strafkommando in der Pflugfabrik

Mehrmals im Tageslauf rückten größere Arbeitskommandos der Strafanstalt in die nahe Pflugfabrik zur Schichtarbeit aus. Hinter den Kolonnen gingen einige Aufseher. Die Rüstungsinspektion für Bewaffung und Munition beim Oberkommando des Heeres verlangte „Leistungssteigerung!“. Immer wieder waren unter den deutschen und ausländischen Häftlingen einige „Rebellen“, die nach dem Krieg aufgrund ihres Schicksals von dem „berühmten Strafkommando in der Bayerischen Pflugfabrik Landsberg“ sprachen. Doch diese Behauptung wurde in mehreren Bescheinigungen und eidesstattlichen Erklärungen von Anstaltsbeamten widerlegt.

– Verwaltungsinspektor Franz Hemmrich: „Ich war in den Jahren 1940 bis 1945 Aufsichtsdienstleiter am Strafgefängnis Landsberg am Lech. Während dieser Zeit – und meines Wissens auch früher – gab es beim Strafgefängnis Landsberg keine Strafabteilung. Dies trifft auch für die bei der Pflugfabrik Landsberg eingesetzt gewesene Außenabteilung zu. Es gab Strafgefangene, die sich zu dieser Abteilung freiwillig meldeten, weil es dort Zusatzverpflegung gab.“

– Aussage von Obermedizinalrat Dr. Hermann Dusch: „Als langjähriger Gefängnisarzt am Strafgefängnis Landsberg/Lech kannte ich die Verhältnisse dort sehr genau. Ich hatte mich bei jedem Zugang über die Arbeitsfähigkeit zu äußern, und wenn der Gefangene aus gesundheitlichen Gründen Arbeitswechsel beantragte, so wurde er mir zur Begutachtung vorgestellt. Ich hatte daher mit dem Arbeitsinspektor viel dienstliche Berührung. Daher kann ich aussagen:

1. Der Arbeitseinsatz in der Pflugfabrik galt nicht als Strafkommando. Es wären sonst viel mehr Gefangene zu mir gekommen, um sich unter der Angabe körperlicher Beschwerden von diesem Einsatz zu drücken. Ausgewählt wurden vor allem Facharbeiter und auch sonst kräftige, gewandte, zum Schlosserhandwerk geeignete Leute.

2. Der Arbeitsinspektor betrachtete es immer als seine erste Aufgabe, beim Einsatz von Gefangenen in fremden Betrieben für entsprechende Zusatzverpflegung zu sorgen. In der Pflugfabrik hatten die Gefangenen meines Wissens Schwerarbeiterzulage. Wiederholt traf ich den Inspektor in ganz ereifertem Zustand, wenn er eben von den Arbeitsstätten der Gefangenen kam und sich um anständige Verköstigung derselben bemüht hatte.“

– Frau F., von 1944 bis 1946 in der Arbeitsverwaltung des Strafgefängnisses Landsberg am Lech beschäftigt, äußerte sich ebenfalls zum Vorwurf „Strafabteilung“: „Ich war bei sämtlichen Arbeitseinteilungen von Gefangenen anwesend, da ich mit Frl. W. die Arbeitskartei zu führen hatte. Die Pflugfabrik galt im Strafgefängnis nicht als Strafabteilung!“



*In der Zentrale gaben früher Glocke und Gong den Ton an und bestimmten den Tages-Rhythmus:
Aufstehen – Aufstellen zur Arbeit – Hofgang – Essensempfang usw.*

GLOCKE UND GONG

Stolz wie ein Schloss ragt in des Himmels Blau,
Euch allen wohl bekannt, unser Zellenbau.
Und in der Mitte – Ihr wisst es alle –
Liegt sein Herz: die Zentrale!

An ihrem Tisch ein elektrisch Kunterbunt
Von Glocken und Lichtern, weiß-rot und bunt.
Läutet das Zeug und schrillt das Telefon,
Läuft vor Schreck der Teufel selbst davon!

Auf des Geländers Rand, fest angebracht,
Die Schiffsglocke hängt – zu steter Wacht!
Bescheiden ruht zwischen der Brüstung Streben
Ein messingner Gong friedlich daneben.

Dreimal des Tages ruft sein eherner Klang
Die Mannen vom Dienst auf Brücke und Gang.
Der volle Ton – ein Messer der Zeit –
Kündet großzügig: Vergangenheit!⁸

⁸ Aus dem Gedicht „Glocke und Gong“, verfasst von Franz Hemmrich im Jahre 1928 anlässlich der Pensionierung eines Aufsichtsbeamten.

„Gefangener geflohen!“ ...

... rief eine aufgeregte Stimme laut ins Telefon, das mein Vater erst nach mehrmaligem Klingeln abhob, da wir gerade beim abendlichen Vesperbrot um den Küchentisch saßen. Der Häftling konnte anscheinend dem Freiheitsdrang nicht widerstehen, nutzte eine unbeaufsichtigte Gelegenheit und flüchtete bei Außenarbeiten in Spötting – wahrscheinlich Richtung Iglinger Wald. Mein Vater musste jetzt sofort mit mehreren Beamten zu Fuß oder per Fahrrad die Verfolgung aufnehmen und die nähere Umgebung nach dem Geflüchteten absuchen. Auch die Gendarmerie wurde informiert!

Mein Vater ging nicht in Uniform, sondern kleidete sich angemessen in „Räuberzivil“: wetterfeste Jacke, alte Diensthose, verblichener Hut, Stiefel. In die Taschen stopfte er einige wichtige Utensilien: Pfeife, Tabakspäckchen, Zündhölzer, eine dicke Scheibe Schwarzbrot, Feldstecher, Taschenuhr, Taschenlampe, Handschellen, Browning-Pistole. Um im Dienst beweglicher zu sein hatte der Herr Inspektor, verantwortlich für die Sicherheit im Gefängnis, noch mit über vierzig Jahren Rad fahren gelernt.

Geflohene Gefangene waren ja meistens ohne genaue Ortskenntnisse, orientierten sich nach Straßen und Eisenbahnlinien, um unbemerkt mit einem Lastkraftwagen oder Güterzug das Weite zu suchen. Vielleicht versteckte sich der „Lump“ in einem nahen Heuschober, suchte in einem Haus nach Lebensmitteln oder Kleidern, um seine verräterische Häftlingsmontur zu wechseln. Jahreszeit und Tageszeit stellte an die suchenden Aufseher unterschiedliche Anforderungen. In einer kalten Winternacht verriet frische Spuren im Neuschnee einen Geflohenen, der sich in die mit Stroh gefüllte Ecke eines alten Stadels verkrochen hatte.

Meinen Vater interessierten auch die menschlichen Hintergründe des geflüchteten Gefangenen: sein Lebenslauf, sein Vergehen, seine Verurteilung. So fragte er einmal einen erwischten Häftling auf dem „Heimweg“ zum Gefängnis: „Warum sind Sie denn geflohen? Soviel ich weiß, haben Sie doch gar nicht mehr lange zu sitzen!“ – „Ich hab’ die Enge einfach nicht mehr ausgehalten“ war die Antwort des Sträflings. Mein Vater befragte aber auch die Aufsicht führenden Beamten, wie und warum der Ausbruch und die Flucht möglich war. Eventuell mussten Sicherheitslücken geschlossen, Beamte auf ihre Wachsamkeit erneut hingewiesen werden.

Auch einigen inhaftierten Schwerverbrechern war die Flucht aus der Anstalt gelungen. Erste Suchaktionen der Beamten blieben ergebnislos. Doch die Entflohenen befanden sich noch in der Nähe des Anstaltsbereiches und versteckten sich im Keller der Mayer-Tankstelle an der Buchloer Straße. Vor ihrer geplanten Flucht in die neutrale Schweiz stärkten sie sich aus den Vorratsregalen und „spachtelten“ Marmelade! Doch die Freiheit der Kriminellen war nur von kurzer Dauer, denn sie wurden überraschend von Hausbewohnern entdeckt und festgehalten. Inspektor Hemmrich kam mit einigen Beamten und holte die Ausreißer zurück. Die Häftlinge bekamen strafverschärften Sonderarrest in kahlen Kellerzellen, denn sie hatten erneut etwas „ausgefressen“ – nicht nur die Marmeladegläser!

Ein Ausbruch konnte für den Häftling während des Krieges ungeahnte Folgen haben. Sicherheitsorgane und NS-Justizbehörden reagierten äußerst streng und gnadenlos. Zwischen November 1943 und Juni 1944 waren mehrere polnische Häftlinge aus dem Außenlager „Waldheim“ in der DAG ausgebrochen. Immer wieder brachte die Gendarmerie einige der im weiten Umkreis aufgegriffenen Sträflinge zurück ins Landsberger Gefängnis. Die Gestapo-Leitstelle in München erwirkte beim Reichssicherheitshauptamt in Berlin die „Sonderbehandlung“ dieser Häftlinge – das bedeutete: Todesstrafe!

Bei der ersten Hinrichtung am 3. November 1944 wurden sechs Gefangene unweit des Außenkommando-Lagers in



An der Spöttinger Friedhofsmauer: Eines der Gräber mit hingerichteten polnischen Gefangenen. (Aufnahme vom November 2000)

der DAG an einem Galgen erhängt. Eine zweite Strafvollstreckung durch Erhängen von vier Häftlingen erfolgte am Nachmittag des 18. Januar 1945 im Gärtneriehof der Gefangenenanstalt. Bei beiden Exekutionen waren anwesend: Polizeibeamte, ein Kriminalrat, der die Hinrichtungen leitete und ein Arzt aus Landsberg. Als Henker fungierte ein junger SD-Mann (Sicherheitsdienst des Reichsführer-SS). Auch alle anderen polnischen Gefangenen mussten anwesend sein, gesichert von Aufsehern. Mein Vater war als Augenzeuge der Exekutionen tief erschüttert!⁹

Gestorben im Gefängnis¹⁰

Im Zeitraum von 1933 bis 1941 starb im Durchschnitt jährlich ein Häftling, davon mehrere durch Suizid. Vier Gefangene starben 1942; im Jahre 1943 bereits neun Deutsche, drei Polen, ein Franzose. Bedingt durch Transport-Strapazen, Entkräftung, Krankheiten, unzureichende Verpflegung und hygienische Verhältnisse stieg die Zahl der Verstorbenen rapide an: 1944 insgesamt 78, einschließlich sechs auf der Flucht erschossener Sträflinge. Vom 1. Januar 1945 bis 17. Mai 1945 verstarben 91 Gefangene. Todesursachen waren u.a.: Mangelerscheinungen, Herzmuskelschwäche, Lungentuberkulose – Typhusverdacht! Unter den 1944 und 1945 im Landsberger Gefängnis verstorbenen Häftlingen aus mehreren Nationen waren auch zwei Griechen, vor allem aber Deutsche, Polen, Tschechen und Italiener.

Versteckt hinter der niederen Spöttinger Friedhofsmauer und einem Holunderbusch beobachteten wir Buben einmal die Bestattung eines in Haft Verstorbenen. In den letzten Kriegsjahren arbeitete ein politischer „Freigänger“ im Friedhof. Noch im Jahre 2002 erinnerten Kreuze mit Namensschildern an die Ruhestätten ehemaliger Gefangener der Strafanstalt.

⁹ Staatsarchiv Augsburg: Protokolle aus den Akten der Staatsanwaltschaft Augsburg, Reg.-Zeichen 7 Js 9/1966.

¹⁰ Stadtarchiv Landsberg am Lech: Leichenschaujournal der Gefangenenanstalt Landsberg.

¹¹ Den Gottesacker umschloss die Friedhofsmauer mit ihren breiten Blendbögen und kleinen Lichtnischen damals auch hinter der Kirche. Jenseits dieser mannshohen Mauer befanden sich die Gartenanlagen der in Spötting wohnenden Beamtenfamilien.

Artilleristen und Infanteristen: Weggetreten!

Von den Eltern, in der Stadt, auch in der Schule hörte ich immer öfters: „Die Front rückt immer näher! Jetzt muss der Krieg doch bald zu Ende sein!“ NS-Anhänger glaubten ja noch immer an Wunder-Waffen, Wunder-Flugzeuge und an den End-Sieg. Doch die meisten Menschen, auch meine Eltern, sprachen leise vom „verlorenen Krieg“.

Jetzt hieß es für uns: Abrüstung und Entmilitarisierung! Vaters kleine historische Waffensammlung – Reitersäbel, Trommelrevolver, Hirschfänger – verbuddelten wir Buben am Ende der Pfettenstraße in einer kleinen Grube. Das in den Gefängniswerkstätten gefertigte Holzspielzeug, ein Panzer mit drehbarem Geschützturm und ein Gewehr mit ratterndem Holz-Zahnrad, zerschlug und zerhackte ich zu Brennholz.

In einer Ecke des Kleiderschranks lehnte Vaters langer Säbel mit dem protzigen Portepee, der zu seiner Aufseheruniform gehörte. Auch dieses „Gala-Schwert“ mit dem eingravierten Schwur „In Treue fest“ verschwand unter der Gartenerde. Die Treue zum totalitären Staat war ja nicht soo fest, denn auch am Hindenburgring hinterließ der Krieg in mehreren Familien tiefe Wunden!

Originalgetreu nachgeformte und bemalte Kunststoff-Soldaten und „Pappkameraden“ der deutschen Wehrmacht „marschierten“ ohne Gleichschritt in eine Abfalltonne: Infanteristen, Kavalleristen, Artilleristen; dazu Pferdegespanne, Geschütze auf Lafetten – und eine komplette Kompanie blitzender Blei-Soldaten. Nur ein kleiner brauner Sanitäts-Schäferhund mit Rotkreuz-Bauchbinde durfte „überleben“. Für uns Kinder war das „Soldaten-Spielen“ – vorerst – zu Ende!

Schüsse auf das Torgebäude

Freitag, 27. April 1945, Landsberg am Lech, Hindenburg-ring. – Die Heimat war kurze Zeit Front: Alle Hausbewohner saßen angstvoll in den Kellerräumen. Nur wenige Meter entfernt knallte es immer wieder ohrenbetäubend: Amerikanische Kampfpanzer schossen in die Stadt. Der Boden bebte! US-Soldaten mit schussbereiten Gewehren stürmten zur Tür herein. Ein GI fand eine Aufseheruniform: „Wo Officer?“ Am Abend befahl ein US-Quartiermacher: „Alle das Haus verlassen!“ Soldiers besetzten die Wohnräume, die nun für längere Zeit offen und zugänglich waren. Wir flüchteten mit Koffern und Taschen ins Nebenhaus und fanden Unterschlupf bei Dr. Dusch. Nächtliches Massenlager mit Nachbarn auf dem Fußboden. Nach diesem harten Tag kam mein Vater sehr spät von der Anstalt. Nachts kontrollierte eine US-Patrouille alle anwesenden Personen.

An diesem Freitag war mein Vater schon sehr früh zum Dienst gegangen und spürte sofort die große Unruhe bei den vielen Gefangenen. Die „Politischen“ waren froh gestimmt, fast ausgelassen, ungeduldig. Für sie war die Befreiung und die Freiheit sehr nahe. Kriminelle Inhaftierte sahen dem Tag mit gemischten Gefühlen entgegen. Doch alle dachten: Heute fällt die Entscheidung! Heute beginnt ein neuer Zeitabschnitt für jeden hinter diesen Mauern. Über eine Tatsache waren alle froh: Endlich kein Fliegeralarm mehr!

Nur mit großer Mühe konnten die Aufseher auf die immer lauter werdenden Gefangenen beruhigend einwirken, ohne zu provozieren. Den Vorschlag des Anstaltsvorstandes Ministerialrat Müller, die Beamten zu bewaffnen, lehnte mein Vater als zu gefährliche Panikaktion ab und verweigerte die Waffenausgabe.

Bei einem Rundgang durch den südwestlichen Zellenflügel sah mein Vater mit dem Fernglas aus einem Fenster: Langsam rollte eine lange Kolonne US-Panzer und gepanzerter Fahrzeuge von der Buchloer Straße Richtung Landsberg-

Hindenburgring. Nachrückende Infanterie-Kampftruppen zwangen deutsche Soldaten, ihre Waffen wegzuwerfen und sich mit erhobenen Händen zu ergeben. – Drei schwer verwundete deutsche Soldaten, die im Gefängnis-Spital ärztlich versorgt wurden, starben am 28. April 1945!

Inspektor Hemmrich begab sich durch die langen Gänge des Zellenbaues zur Torwache. In allen Abteilungen und vor allem im Torgebäude standen die Beamten auf ihren Posten. Trotzdem war die Situation sehr brisant! Inzwischen formierten sich auf dem Hindenburgring vor dem Gefängnisrondell amerikanische Panzerfahrzeuge und richteten ihre Kanonen und MGs drohend auf das Torgebäude. Das große Tor war geschlossen – wie es bei einem Gefängnis Vorschrift ist! Plötzlich bellte kurz ein Maschinengewehr. Mauerputz spritzte von der Fassade. „Schnell hinlegen! Die schieß'n uns des Tor z'sammen!“ schrie mein Vater und stürmte aus dem Wachraum. Die Beamten, fast alle kampferfahrene Teilnehmer des Ersten Weltkrieges, warfen sich sofort auf den Fußboden. Mein Vater organisierte aus einem oberen Zimmer des Torgebäudes ein Leintuch und hisste es oben am Dach als weiße Fahne¹². Die Waffen schwiegen!



Zwei Landsberger Anstaltsbeamte in der grün-grauen Uniform. Der lange Säbel wurde bei besonderen Anlässen über- oder untergeschlallt getragen.

¹² Dr. Klimsch, Obmann der tschechoslowakischen Gefangenen, bestätigte am 19. Juni 1945 schriftlich: „Es ist uns bekannt, dass Inspektor Hemmrich vor der amerikanischen Besetzung die Austeilung der Waffen an die Beamten dieser Anstalt verweigerte und in den kritischen Augenblicken die weiße Fahne auf dem Gefängnis hisste.“

Vor dem Gefängnis warteten die US-Kampftruppen auf das Öffnen des Tores. Inzwischen informierte mein Vater die Gefängnisleitung über die dramatische Situation an der Torwache. Ministerialrat Müller vom Reichsjustizministerium war sehr aufgebracht und drohte meinem Vater mit Todesstrafe. Selbstverständlich kannte Vorstand Müller den „Flaggenbefehl“ des Reichsführer-SS Heinrich Himmler, nach dem alle männlichen Bewohner eines Hauses, an dem zum Zeichen der Übergabe eine weiße Fahne gezeigt wird, auf der Stelle zu erschießen seien. Auch in Landsberg erließ die Kreisleitung der NSDAP bei Kriegsende diesen „Durchhalte-Appell“.

Doch jetzt war die Zeit der wahnsinnigen Befehle abgelaufen! Aufsichtsbeamte öffneten endlich langsam das Gefängnis, standen mit erhobenen Händen im Innenraum der Wache. Unbeschreibliches Geschrei empfing die ersten amerikanischen Sturmtruppen, die sich vorsichtig, Gewehre und MP's im Anschlag, durch die weitläufigen Zellenflügel pirschten und die Gefangenenanstalt „besetzten“. Alle vorhandenen Waffen – Karabiner, Pistolen, einschließlich Patronen – mussten den Amerikanern übergeben werden. Ferngläser, Handschellen und sonstige interessante German-Souvenirs wechselten die Besitzer.

Die Beamten erhielten die Anweisung, sofort ihre Uniformen auszuziehen, denn mit ihren geflochtenen Schulterklappen und hohen Dienstmützen sahen die Aufseher tatsächlich wie Wehrmachts-Offiziere aus. Dienst hinter Gittern nur mehr in Zivil, begleitet von US-Soldaten! Vor der Torwache des nach pennsylvanischem Sicherheits-



Inspektor Franz Hemmrich (1892-1970) und der Autor vor dem Dienstwohngebäude Hindenburgring 16. (Foto von 1944)

System erbauten Gefängnisses patrouillierten amerikanische Doppelposten. Trotzdem gelang mehreren hundert¹³ Häftlingen die Flucht über die hohen Mauern und durch offene „Hintertüren“.

Leidvolle Nachkriegstage

Ein SS-Brigadeführer (Generalmajor) mit Dienststelle in München wohnte wegen der zunehmenden Luftangriffe auf die „Hauptstadt der Bewegung“ mit seiner Frau und den sechs Kindern in Landsberg am Hindenburgring. Doch beim Näherrücken der Front war die Familie plötzlich verschwunden. Befreite KZ-Häftlinge aus den nahen Außenlagern besetzten diese Wohnung und zerrissen und verbrannten die zurückgelassenen Hitler-Bilder, Hakenkreuz-Embleme und die umfangreiche Hitler-Literatur.

Einige Aufseherfamilien, die bei der Besetzung durch US-Truppen aus ihren Wohnungen gewiesen wurden, bezogen Haftstuben im Festungsgebäude des Gefängnisses. Diese Räume waren trotz der Fenster-Vergitterung einigermaßen wohnlich. Mehrere Familien mussten sich mit den weitläufigen Gefängnis-Speichern als Aufenthaltsort begnügen. Aufgehängte Decken und dergleichen trennten die „Wohnbereiche“. Das Essen lieferte die Gefängnisküche.

Unter dem Schutz von US-Soldaten bezogen mehrere ehemalige KZ-Häftlinge – darunter schwer Typhusranke – eine Dienstwohnung. Ein „Off limits“-Schild an der Haustüre warnte und verwehrte den Zutritt. Die Beamtenfamilie musste ihre Wohnung verlassen und in den Keller ziehen. Die Hausfrau pflegte die Kranken, kochte für sie und versorgte sie mit frischer Wäsche. Ein jüdischer Arzt, der selbst die KZ-Hölle durchlebt hatte und im Haus wohnte, rettete durch seine Erfahrung und selbstlose Hilfe das Leben eines jungen deutschen Wehrmachtangehörigen, der abgemagert und hilflos aus amerikanischer Gefangenschaft nach Hause gekommen war.

Ein Beamter und sein Sohn infizierten sich, bekamen ebenfalls Typhus, mussten in die Isolierabteilung des Landsberger Krankenhauses eingeliefert werden – und überlebten! In einem der Räume lagen bis zu 20 Patienten. Von den überwiegend jüdischen Kranken konnten mehrere nicht mehr gerettet werden und verstarben. Unvergessen bleibt in Landsberg der aufopfernde Einsatz des Pflegepersonals und vor allem des Krankenhaus-Chefarztes Dr. Arthur Müller, der im Mai 1945 selbst an Typhus starb.

Holländischer Hauptmann war Direktor

Der US-Kommandant des Gefängnisses wollte nach Prüfung der Strafakten die Freilassung der politischen Häftlinge in Gruppen – getrennt nach Nationen – durchführen. Die kriminellen Gefangenen blieben zunächst in Haft, da sie nicht im Zuständigkeitsbereich der örtlichen Militärregierung waren. Bis zu ihrer lange ersehnten endgültigen Entlassung engagierten sich einige politische Häftlinge für ihre Leidensgenossen.

Der frühere kommunistische Reichstagsabgeordnete Heinrich Schmitt¹⁴ – später bayerischer Staatsminister für politische Befreiung (Entnazifizierung) – wurde 1937 vom Volksgerichtshof wegen Hochverrat zu 15 Jahren Zuchthaus verurteilt. Er verbrachte zehn Jahre in verschiedenen

13 Stadtarchiv Landsberg am Lech: Im Protokoll des vorläufigen Arbeitsausschusses der Stadt Landsberg vom 23. Mai 1945 ist vermerkt, dass sich von der Strafanstalt etwa 500 kriminelle Strafgefangene „entfernt“ hätten und sich in der Gegend herumtrieben. Vorkehrungen zum „Aufgreifen“ der Banden wurden eingeleitet.

14 Martin Schumacher: M.d.R. – Die Reichstagsabgeordneten der Weimarer Republik in der Zeit des Nationalsozialismus 1933-1945, Düsseldorf 1994.

Gefängnissen und kam am 7. Februar 1945 vom Zuchthaus Siegburg in die Gefangenenanstalt Landsberg. Schon kurz nach Kriegsende nahm Heinrich Schmitt als gewählter Sprecher der deutschen politischen Häftlinge an den Sitzungen des vorläufigen Arbeitsausschusses¹⁵ der Stadt Landsberg teil und berichtete dem Gremium über die chaotischen Ver-



Heinrich Schmitt (1895-1951), kommunistischer Reichstagsabgeordneter. (Abbildung aus dem Reichstags-Handbuch der IV. Wahlperiode 1928, Berlin 1928)

hältnisse in der Anstalt und die Forderungen der Mitgefangenen: u.a. ausreichendere Verpflegung und mehr Bewegungsfreiheit.

Den Landsberger Strafvollzug aus der Sicht eines langjährigen „Politischen“ hinter Gittern bewertete Heinrich Schmitt im Mai 1945 in einem persönlichen Schreiben an den verantwortlichen Aufsichtsdienstleiter:

„Wir deutschen politischen Gefangenen haben festgestellt, dass Sie, Herr Hemmrich, immer versucht haben, den Straf-

vollzug nicht nach den trockenen Buchstaben des Gesetzes zu betrachten, sondern ihm auch wirklich Inhalt zu geben. Ihr Verhalten uns gegenüber war stets gerecht und ohne jede Hintergründe“ (Textauszug).

Der politische Ex-Häftling van Rij, Hauptmann der 4. Holländischen Armee, war von den Gefangenen-Obmännern der verschiedenen Nationen zum neuen Gefängnisdirektor bestimmt worden. Nach einigen Wochen verabschiedete sich der Interims-Vorstand van Rij am 30. Mai 1945 von Inspektor Hemmrich und bedankte sich für die gute und enge Zusammenarbeit:

„Ich möchte Ihnen danken für die außerordentliche Hilfe, mit der Sie mir in der Zeit beigestanden haben, nachdem ich aus politischer Gefangenschaft frei wurde und als Direktor der Strafanstalt Landsberg tätig war. Ich glaube, Sie hatten die schwierigste Aufgabe, aber es war eine Genugtuung für mich und es kann es für Sie sein, dass kein Gefangener, selbst diejenigen, die von Ihnen bestraft wurden, niemals irgendwelche Klagen vorbrachten. Sie mussten erkennen, dass Sie gerecht und nie zu hart waren. Ich persönlich werde nie Ihre rückhaltlose Zusammenarbeit vergessen. Ich verlasse die Strafanstalt Landsberg mit der Überzeugung, dass – solange Sie dort als Polizeiinspektor wirken – dort mit Gerechtigkeit und Barmherzigkeit gehandelt wird und beide im rechten Maß aufrechterhalten werden.“

*

Nicht nur unser „Treffpunkt Torwache“ gehört zu den eingepprägten Erinnerungen, sondern auch die kleine Welt des damaligen Vorstadt- und Altstadtens. Davon möchte ich in der nächsten Ausgabe der „Landsberger Geschichtsblätter“ erzählen.

¹⁵ Stadtarchiv Landsberg am Lech: Sitzungsprotokolle des vorläufigen Arbeitsausschusses der Stadt Landsberg vom Mai 1945 und Rechenschaftsbericht von Bürgermeister Johann Pfannenstiel vom 31. Januar 1946.



Der „freie“ Blick von der Torwache hatte hier am Hindenburgring schon immer eine besondere Bedeutung! (Foto aus den 30er Jahren)

Ein Landsberger überlebte Stalingrad

Heimkehr nach 7 Jahren Gefangenschaft¹

von Raimund Neumeyer

Vor 60 Jahren, am 2. Februar 1943, kapitulierte die bereits arg dezimierte 6. Armee der deutschen Wehrmacht im Kessel von Stalingrad nach mehrmonatigem Kampf gegen übermächtige sowjetische Streitkräfte. Der Landsberger Sebastian Lutz war als Soldat in Stalingrad dabei. Der heute 86-Jährige berichtet über seine Erlebnisse.

Als Angriffsarmee im Sommer des Jahres 1942 zur Eroberung der Industriestadt an der Wolga aufgebrochen, wurde die 6. Armee in den Wochen vor dem Jahreswechsel 1942/43 von der Roten Armee eingeschlossen. Immer enger in die Zange genommen, abgeschnitten von jeglichen Einsatzkräften, vom Nachschub an Lebensmitteln, Munition und Kraftstoff, aufgerieben und demoralisiert, streckten die Deutschen unter Generalfeldmarschall Paulus die Waffen.

Die Zahl gefallener und verwundeter Soldaten hatte auf beiden Seiten fürchterliche Ausmaße. Unter den nahezu 100 000 deutschen und verbündeten Soldaten, die bei eisiger Kälte – bis zu minus 35 Grad Celsius – und ausgehungert den Leidensweg in die Kriegsgefangenschaft antraten, befand sich auch der heute 86-jährige Landsberger Sebastian Lutz. Erst sieben Jahre später, an Neujahr 1950, gab es für den späteren Lehrer und Pädagogen, der in Oberdießen geboren war, das ersehnte Wiedersehen mit der Heimat und seinen Angehörigen. Nur rund 6000 Männer überlebten von den bei Stalingrad kapitulierenden Soldaten die schweren Jahre in sowjetischen Lagern.

Der damals 20-jährige Junglehrer Sebastian Lutz – die erste Lehramtsprüfung war geschafft – hatte 1937 nach halbjährigem Arbeitsdienst seine Wehrpflicht bei der motorisierten Artillerie in der Landsberger Saarbürgkaserne angetreten. Doch statt Rückkehr ins Zivil- und Berufsleben

musste Lutz zwei Jahre später in den Krieg ziehen, nachdem deutsche Truppen im September 1939 in Polen eingedrungen waren.

Mit seiner Landsberger Artillerieeinheit erlebte er im Jahre 1940 den Frankreichfeldzug, im Frühjahr 1941 den Eroberungskrieg auf dem Balkan und im Sommer 1941 den Angriff auf die Sowjetunion. Mittlerweile Leutnant, war Lutz vorgeschobener Beobachter für seine Artillerieeinheit, die als sogenannte „Feuerwehr“ immer wieder zu Brennpunkten in der kriegerischen Auseinandersetzung befohlen wurde. Im August 1942 gab es für ihn erstmals Heimaturlaub von der Ostfront.

Nach Rückkehr in das Kriegsgeschehen fiel ihm bald auf, dass die in Richtung Stalingrad und Wolga vorrückende Heeresgruppe immer wieder ins Stocken geriet und der bis dahin gewohnte „Offensivdrang“ gebremst zu sein schien. „Die Zahl der eigenen Opfer und somit unserer Soldatengräber wuchs merklich an, fast jeder Truppenteil war erheblich betroffen“, erinnert sich Lutz. Auf beiden Seiten hatte der Materialeinsatz zugenommen. „Ich hatte immer mehr Mühe, als Beobachter die Einschläge der eigenen Artillerie zu erkennen, zumal auch Stukas ihre dröhnenden Einsätze flogen“. Dabei ging der Kampf um ein relativ kleines, wenn auch strategisch wichtiges Gebiet: um das Hafengelände Stalingrads, die Eisenbahn und deren dortigen Bereich, all dies zwischen der Wolga und dem großenteils zerstörten Stadtkern. „Doch Erfolgsmeldungen gab es bei unserer Truppe, zumal mit dem nahenden Winter, nicht mehr“, so Lutz. „Als Schutz vor tödlichen Einschlägen, ebenso gegen Kälte, Schnee und Eis, hatten die Soldaten begonnen, Erdunker auszugraben. Es gab keine Truppenteile mehr ohne große Verluste.“

¹ Erheblich erweiterte Fassung des Berichtes im „Landsberger Tagblatt“ vom 1. Februar 2003



Sebastian Lutz in Frankreich...



... und in Russland

Inzwischen von den Russen umzingelt, war nun auch eine für die Deutschen völlig ungewohnte Frontstellung gegen Westen entstanden. Hinter einem abgeschossenen sowjetischen Panzer fand Sebastian Lutz bei seiner Beobachtungstätigkeit etwas mehr Schutz gegen feindliche Geschosse. Doch die Russen hatten ihn „ausgemacht“ und versuchten mit steilem Granatwerferfeuer diesen Beobachter auszuschalten. Eine Granate explodierte, Splitter fügten ihm blutende Verletzungen im Gesicht und an den Armen bei. An seiner über die Ohren herabgezogenen Feldmütze – sie gab bei der großen Kälte etwas mehr Wärme als der Stahlhelm – wurde die Kokarde weggerissen. Sein Truppenkamerad und Mitkämpfer Oberleutnant Max Hoffmann, ebenfalls ein Landsberger, schickte den Verwundeten sofort zur ärztlichen Versorgung nach hinten und übernahm selbst den Beobachtungsposten von Lutz.

Überhaupt: In Gefahr für den anderen einzuspringen und diesem in Not oder Lebensgefahr zu helfen, das war Max Hoffmanns vorbildliche Kameradschaft, wie bereits im Sommer des Kriegsjahres 1941 bei der von deutschen Truppen geführten Kesselschlacht bei Uman: Den russischen Truppen war ein Ausbruch gelungen, wobei die Geschützstellung, der Sebastian Lutz zugeteilt war, von den Gegnern arg bedroht wurde. Über die Fernsprechleitung alarmierte Lutz die etwas weiter hinten befindliche deutsche Stellung, und sofort eilte Max Hoffmann mit seinem Freund Robert Täumer, ebenfalls einem Landsberger, mit weiteren Infanteristen zum Entsatz der bedrohten Einheit. Dabei legte ein Russe sein Gewehr auf Hoffmann an. Geistesgegenwärtig gab Täumer seinem Freund einen kräftigen Stoß, der ihn umwarf – doch dadurch entging er der tödlichen Kugel, wobei Täumer selbst von einem Streifschuss am Bein getroffen wurde. Wochen später fuhr Täumer als Fahrer seines Batteriechefs auf eine Mine. Die dabei erlittene schwere Verwundung war dann Grund genug, ihn in die Heimat zu entlassen.

Zu Weihnachten spendierte eine benachbarte bespannte Wehrmachtseinheit den Artilleristen gesottenes Pferdefleisch. Die Tiere hatten wegen Futtermangels damals ohnehin keine Lebenschance mehr.

Noch rund fünf Wochen sollte nach diesem traurigen Weihnachten die Schlacht vor und um Stalingrad toben. Viele Kellerruinen in der Stadt waren voll belegt mit schwerverwundeten Soldaten, ohne ärztliche Versorgung und Hilfe. Ein Teil der Artillerietruppe, der auch Lutz angehörte, wurde auf Befehl von oben als Infanterie eingesetzt, geführt von Max Hoffmann. Andere Artilleristen wiederum wurden fremden Infanterieeinheiten zugeteilt, wo sie aber gar nicht erwünscht waren, weil deren an sich schon knappe Verpflegung dadurch noch knapper wurde. Ebenso von „oben“ kam der Befehl, zurückgehende Deutsche aufzuhalten. Lutz: „Ich wurde mit zwei Wachtmeistern beauftragt, diese Aufgabe, das Aufhalten von Flüchtigen, zu übernehmen, allerdings ohne nähere Angabe, um welche Richtung es sich bei diesem ‚Zurückgehen‘ handeln würde“, war doch der Erdbunker, in dem Lutz und seine Mitkämpfer aushielten, vom Feind einzusehen. „Doch von zurückweichenden deutschen Soldaten war keine Spur“, so seine damalige Beobachtung. Noch vor der Kapitulation der 6. deutschen Armee am 2. Februar 1943 erlebten Lutz und seine Soldaten, dass schwerverwundete Kameraden schutzlos auf vereisten Lkw-Ladeflächen zurückgelassen werden mussten, ohne versorgt oder gar gerettet werden zu können. Es habe kein intaktes Fahrzeug mehr gegeben, das für einen Verwundetentransport zur Verfügung gestanden habe. Die Kämpfer selbst seien kräftemäßig gar nicht mehr fähig gewesen, ihre Verwundeten zu schultern.

Am Abend des 9. Januar 1943 wurde Sebastian Lutz bei seinem Dienst als vorgeschobener Artilleriebeobachter Ohrenzeuge eines allgemeinen Gröhlnens aus Richtung der

russischen Grabenstellungen. Die deutschen Einheiten wussten dadurch ziemlich genau, dass ein russischer Sturmangriff bevorsteht, war doch dieses Gröhlen Zeichen des übermäßigen Wodkagenusses als Aufputzmittel für den Großangriff, der dann am nächsten Tag, dem 10. Januar 1943, auch wirklich stattfand.

Sebastian Lutz und seine Soldaten, die schon seit Tagen in einem Erdbunker, in einen Abhang hineingegraben, ausgeharrt hatten, spürten, dass für sie das Ende der verzweifelten Kämpfe in und um Stalingrad nahte.

Am Tage ihrer Kapitulation vor den russischen Angreifern hatten sie schon zeitig aus ihrem Erdbunker heraus beobachten können, dass deutsche Soldaten, vereinzelt oder auch in kleinen Gruppen, von gegnerischen Soldaten gefangen genommen und abgeführt wurden. Da stand dann auch ein groß gewachsener Sowjetoffizier vor dem Zugang zu ihrem Erdbunker und befahl, die Waffen niederzulegen. „Wir hatten die Waffen schon abgelegt, bevor wir dazu aufgefordert wurden, wir wollten und konnten auch gar nicht mehr Widerstand leisten“, so Sebastian Lutz.

Sebastian Lutz hat heute noch für das menschlich korrekte Handeln dieses Offiziers viel Respekt übrig. So begann für den Landsberger und seine Kameraden der lange, leidvolle Marsch in die sowjetische Gefangenschaft, vorbei an unzählbaren toten Soldaten, sowohl in deutschen wie in russischen Uniformen. Mit gegenseitigem Zuspruch hielten sich die beiden Landsberger Sebastian Lutz und Max Hoffmann in den ersten Wochen der Gefangenschaft aufrecht. Hoffmann hatte seine letzten Tabakkrümel aus seinen zerschissenen Uniformtaschen gekramt, um bei einer gemeinsam gerauchten Zigarette neue Hoffnung zu finden. Begleiteten doch nicht nur Hunger, Kälte und völlige Ungewissheit über die Zukunft, sondern auch Krankheiten wie Fleckfieber, Ruhr und weitere Hungerödeme die Gefangenen durch die nächsten Monate, zuerst im Klosterlager Oranki bei Gorki [heute: Nishni Nowgorod], dann im Lager Jelabuga am Flusse Kama und nach Jahren in Lagern bei Moskau.

„Der Hunger war unser ständiger Begleiter, all die Jahre der Gefangenschaft hindurch“, so Lutz in seinen Erinnerungen an die russischen Lager. In einem der ersten Durchgangslager hatten sich die Brotholer für die Mitgefangenen gar mit Holzprügeln bewaffnet, um andere, die ihnen das Brot zu entreißen versuchten, von diesem schätzbaren Vorhaben abzuhalten. Hunger und in dessen Gefolge dann auch Krankheiten und bis dahin zumeist unbekannt körperliche Beeinträchtigungen und Schwächeerscheinungen waren ständige Begleiter die Jahre der harten Gefangenschaft hindurch. „Arbeitet, dann könnt ihr ein Feuer machen und Kartoffeln braten und essen!“, auch an solche aufputschenden Worte des russischen Bewachungspersonals an deutsche Arbeitskommandos auf Kolchosen erinnert sich noch Lutz. Mussten doch sogenannte „Kartoffelkommandos“ die personellen Lücken der russischen Landbevölkerung ausfüllen. „Wir begannen gleich, die Kartoffeln roh zu essen, bis unser größter Hunger gestillt war“. Auch frisch geerntete Krautköpfe waren für die Kriegsgefangenen willkommene „Rohkost“. Im Kampf um das „tägliche Brot“ mangelte es leider nicht an unkameradschaftlichem und straffälligem Verhalten. Immer wieder kam es zu Brotdiebstahl, zumeist nachts: wollte einer seine Brotration – aus welchem Grunde auch immer – für den nächsten Morgen unter seinem Strohsack aufbewahren, so gab es mitunter ein böses Erwachen, wenn das Brot weg war. Die Wut von Betroffenen steigerte sich derart, dass sie einem entlarvten Brotdieb die Hosen herunterrissen und mit Riemenschlägen eine Abfuhr erteilten. Solche Strafen dienten zugleich der Abschreckung für derartige Vergehen. Andere wiederum sparten ihre 100- bzw. 200-Gramm-Portionen von früh oder mittags bis zum Abend auf, um dann vor der Nachtruhe ein trügerisches Festessen zu zelebrieren – bis zum bescheidenen Sättigungs-



Der Landsberger Max Hoffmann, ein guter Kamerad

gefühl, was für einen tagsüber total ausgehungerten Magen und Körper auch schlimme Folgen haben konnte. Wer aber seine Brotration gegen Machorkatabak eintauschte, betäubte vielleicht mit Rauchen sein Hungergefühl, schadete aber seiner physischen Konstellation und Kondition.

Auch die damalige politische Situation und deren Entwicklung machte nicht vor den deutschen Kriegsgefangenen in den jeweiligen Lagern Halt. Stand auf einem Transparent über dem Eingangstor eines Durchgangslagers der Spruch: „Der Kommunismus ist allmächtig, weil er wahr ist“, so konnte diese traurige „Wahrheit“ von den einrückenden Gefangenen nur mit einem verzweifelten Lächeln quittiert werden. Dagegen war der politische Druck auf die deutschen Offiziere, sich zum (kommunistischen) „Bund deutscher Offiziere“ zu bekennen, schon spürbarer, ebenso wie der auf die unteren Wehrmachtsdienstgrade, dem „Nationalkomitee Freies Deutschland“ beizutreten. So trat im Klosterlager Oranki bei Gorki sogar der spätere SED-Generalsekretär und DDR-Staatschef Walter Ulbricht als Propagandaredner auf, wobei er nicht mit versteckten Drohungen gegenüber den Gefangenen sparte, damit sie sich offen zum Kommunismus bekennen sollten. Manche Gründe nun, einer dieser genannten „antifaschistischen Organisationen“ beizutreten, waren sogar verständlich: der eine oder andere deutsche Soldat oder Offizier war von Hitlers kriegsrischer Politik und deren totem Versagen tief enttäuscht, ein Großteil auch hatte wiederum Angst vor einer ungewissen Zukunft ihrer deutschen Heimat, zumal zu ihren Familienangehörigen in den ersten Jahren der Gefangenschaft keinerlei postalischer Kontakt bestand. Auch der ständige Hunger trug das Seine zum Eintritt in diese Organisationen bei, hegte man doch die unausgesprochene Hoffnung, dann vielleicht etwas erträglicher behandelt zu werden.

Die Strategie der Sowjets, aus der großen und politisch vielfältigen oder indifferenten Masse der Kriegsgefangenen verlässliche Kader für den Aufbau eines von ihnen erhofften kommunistischen Deutschland nach dem nun erreichbar gewordenen Sieg über Nazi-Deutschland zu gewinnen, war unverkennbar. Zweifellos konnten beitragswillige Soldaten mit irgendwelchen Vergünstigungen rechnen. Es kam dabei zu unversöhnlichen Rivalitäten in der Meinungsbildung unter den Gefangenen selbst. Lutz: „Leicht beeinflussbare Gefangene traten gegen ihre Mitgefangenen auf, das Spitzwesen blühte“. Religiöse Aktivitäten in den Gefangenenlagern erschöpften sich in persönlichen Gesprächen, falls Priester oder Pastoren unter den Kriegsgefangenen waren.

„Meine schwerste Arbeit war in der Lehmgrube einer Ziegelei“, meinte Lutz. Am allerschwersten hatten es wohl die deutschen Kriegsgefangenen, die in Bergwerken unter Tage arbeiten mussten, wie es ein anderer Landsberger, Johann Daschner, im berühmten Lager Workuta im Norden Russlands erduldet. Sein Gesundheitszustand war letztlich so

erbärmlich, dass die russische Lagerärztin – Tochter sogar eines Generals, wie Lutz erfahren hatte – Mitgefühl zeigte und Daschners Heimreise ermöglichte.

Die Entlassung von Sebastian Lutz aus der Gefangenschaft am Ende des Jahres 1949 ging anfänglich gar nicht so reibungslos vor sich, obwohl sein Lager aufgelöst wurde und alle Gefangenen zur Entlassung vorgemerkt waren. Denn zuvor fanden noch Vernehmungen durch sowjetische Offiziere und Politfunktionäre statt, um eventuelle Angehörige der Waffen-SS oder auch Wehrmachtsoffiziere, die sich irgendwelcher Verbrechen gegen sowjetische Soldaten oder die Bevölkerung schuldig gemacht haben sollten, zu identifizieren und zurückzubehalten. Auch Sebastian Lutz wurde von einer Russin verhört und aus ihm heute noch unerklärlichen Gründen von der Entlassung ausgeschlossen. Doch einige Tage später winkte ihm dann doch die Freiheit und er konnte zu seiner Familie nach Deutschland heimkehren, wo er zu Neujahr 1950 ein glückliches Wiedersehen feierte.

Nicht vergessen hat Lutz die Worte eines Hochschuldozenten aus Nürnberg, wenige Jahre nach der Entlassung aus sowjetischem Lager: „Die Gefangenschaft hat für den Einzelnen auch manches Positive gebracht“. Der Mensch sei reifer geworden, er unterscheide leichter das Wichtige vom Unwichtigen. „Ich habe die russische Bevölkerung, die mir einige Male geholfen hat, achten gelernt. Dass ich wieder heimgekommen bin, habe ich meinem Herrgott zu verdanken“.

Max Hoffmann, Geburtsjahrgang 1911, durfte ein Jahr früher als sein Kamerad Lutz seine Heimatstadt Landsberg wiedersehen. Er war dann viele Jahre Oberverwalter der BayWa in Landsberg. Im März 1977 starb Hoffmann im Alter von 66 Jahren.

Sebastian Lutz hat bis heute die Verse eines Gedichts aufbewahrt, die aus der Feder eines Stalingrad-Gefangenen im Lager Jelabuga stammen, in dem auch er – Lutz – selbst die ersten Jahre seiner Gefangenschaft zugebracht hatte. Otfried Preußler schrieb damals in Jelabuga:

Die Wissenden

*Die nie den Hunger „Du“ genannt,
was wissen die von Brot(.)
Die nie in dunkle Nacht verbannt,
was die vom Morgenrot(.)
Die nie in harter Fron geächtzt,
was die vom freien Gang.
Die dürstend nie darnach geächtzt,
was die vom frischen Trank(.)
Die nie der Willkür ausgespielt,
auf dampfendem Schafott,
von tausend Ängsten aufgewühlt,
den Satan im Genick gefühlt(.)
Was wissen die von Gott!*

Mutter - Feiner, eine Lehrer-Schüler-Beziehung

von Hartfrid Neunzert

Der Künstler und Kunstphilosoph Johann Mutter (1902 - 1974) sammelte im Laufe seines Lebens wertvolle Erfahrungen und Erkenntnisse. Im graphischen Bereich war er noch experimentierfreudiger als im malerischen. In Ermangelung einer gleichwertigen Persönlichkeit in seiner nächsten Nähe zum Austausch über philosophische Fragen kapselte sich der Künstler über die Jahrzehnte hinweg noch mehr ab, als dies von seiner wortkargen bäuerlichen Natur aus Grund gelegt war. 1967 suchte der damals 23-jährige Kunststudent und Künstler Hans-Joachim Feiner in Landsberg, seinem vorübergehenden Wohnort, eine Druckerpresse. Feiner wurde an Mutter verwiesen. Beim ersten Besuch war Mutter unumgänglich und wies den jungen Mann ab. Aber die Hartnäckigkeit des jungen Mannes, sein Wiederkommen und das Nachfragen nach drucktechnischen Einzelheiten verwandelten den Eigenbrötler Mutter zum aufgeschlossenen Wegbegleiter für Feiner.

Hans-Joachim Feiner wurde 1944 in Steinhöring geboren. Nach dem Abitur leistete er Dienst beim Bundesgrenzschutz. Nach seiner Ausbildung zum Lehrer übte Feiner diesen Beruf seit 1970 aus. Durch die Übersiedlung nach Prien war zwar die Häufigkeit des Austausches mit Johann Mutter geschwächt, nicht jedoch die Intensität. Feiner besuchte seinen Lehrer, Mentor, Ratgeber und Kollegen immer wieder. Man besprach gestalterische und drucktechnische Probleme und vergaß darüber nicht das leibliche Wohl bei einer deftigen Schweinshaxe, die in Pestenacker genossen wurde. Feiner selbst fühlte sich durch Mutter gefördert, motiviert und sogar geprägt. Landsbergansichten, die Feiner in Acrylfar-



Johann Mutter (um 1955)



Hans Joachim Feiner

ben auf Leinwand malte, gemahnen tatsächlich an Johann Mutter. Wir können nachempfinden, dass Mutter in diesen Bildern eine Art Weiterführung seiner selbst hätte erkennen können. Die Art und Weise, wie Feiner weniger starr am genauen Ortsbild von Landsberg festhielt, frei und ungebremst beim Malen vorging, die Farben dominieren ließ, das gefiel Johann Mutter. Unbeschwerter und nicht ständig von Existenzangst bedroht, konnte Feiner sich frei entfalten. (Abbildung).

Wie auf Postkarten der Jahre 1969 bis 1972 nachzulesen ist, suchte Mutter auch von sich aus den Kontakt mit dem 40 Jahre jüngeren Kollegen. Man wundert sich, dass Mutter sich Zeit zum Schreiben nahm, und liest die Anrede „Lieber Herr Feiner“. Dabei blieb es auch, ausgenommen, Feiner zeigte eine besonders gelungene Arbeit. Dann hieß es „Dös hast guat g'macht!“ Auch später hin, als Feiner mit seiner Frau bei Mutter erschien, blieb eine sich gegenseitig respektierende Distanz. Am 5. November 1968 überreichte Johann Mutter den beiden eine Lithographie mit den Worten: „Wenn man den Mann ehren will, macht man der Frau ein Geschenk.“ 1972 kündigt der im Krankenhaus liegende Mutter seinem Freund und Schüler Feiner an: „Sie bekommen im Todesfalle alle Maschinen, Geräte und Utensilien, welche Sie für Ihre Arbeit brauchen können“.

Durch die umfassende Ausstellung „Johann Mutter. Das malerische Werk“ 1992 im Neuen Stadtmuseum in Landsberg wurde der Kontakt zwischen Feiner und dem hiesigen Museumsleiter erneuert. Der damals erschienene Katalog ist bis heute das einzige nur diesem Künstler gewidmete Werk, durch das er kunstgeschichtlich dokumentiert bleibt.

Das Landsberger Tagblatt hat die Ausstellung mit einer Sonderbildseite am 18. Sept. 1992 gewürdigt. Weitere Ausstellungen, so z. Bsp. die des Historischen Vereins in der Säulenhalle im Jahr 2003 folgten. Ein glückliches Ergebnis der Ausstellungstätigkeit im Neuen Stadtmuseum ist die geschenkwise Überlassung vieler im Feinerschen Besitz befindlicher Objekte aus dem Atelier Johann Mutters. So wird die bereits unter Franz Huschka begonnene Sammlung „Johann Mutter“ ständig erweitert und erfährt durch die Geschenke Feiners, die auch eigene Gemälde enthalten, eine beachtliche Erweiterung.

1 Werke von Hans-Joachim Feiner:
Unteroffiziersheim-Ausgestaltung (1967),
Deggendorf
Schulbuchillustrationen (1970 - 1972)
Facharbeit über Drucktechniken (1971)
Festschrift Sozialwerk Stephanskirchen (1994)
2 Landsbergansichten (1993/1995), Neues Stadtmuseum Landsberg



Hans-Joachim Feiner, Landsbergansicht 1993

Miszellen:

Ein Kryptogramm von 1639 beim Mohrenwirt

von Klaus Münzer

Seit dem Sommer 2003 zierte den Eingang des Gasthauses „Zum Mohren“ ein seltsamer Inschriftstein. Unter dem Wirtsnamen „AVGVSTIN . KRAZ“ und über dessen Familienwappen und der Jahreszahl 1639 ist eine rätselhafte Inschrift zu lesen: Zwischen den Großbuchstaben A, O, E, S, I, Z, D und W finden sich ein griechisches Gamma, zwei liegende 8, ein russisches „Ja“ (spiegelverkehrtes R) und andere rätselhafte Zeichen. Nachdem Rückfragen, u.a. bei der Universität Augsburg, zu keinem Ergebnis führten (mit Geheimschriften kenne man sich nicht aus), grübelte ich etliche Tage herum, bis mir schließlich der Einfall kam, ob das griechische Gamma gar kein solches sein sollte, sondern einfach ein kopfstehendes L. Und nun las ich die liegende 8 als liegendes S, und es ergab sich das Wort ALSO, danach ein Doppelpunkt, der wohl der Worttrennung dienen sollte. Und nun gab alles einen Sinn. Der Buchstabensalat war wie folgt zu lesen: „ALSO:STETS:IN:DERE:WELT“



Wie stand es aber 1639 in dieser Welt? Die Schweden hatten in Landsberg fünf Jahre zuvor übel gehaust. Alles ein großes Chaos, Stadt und Land waren verwüstet und entvölkert durch Krieg und Pest, die Ordnung war umgestürzt, alles lag drunter und drüber. Da fiel mir ein Gedicht des großen schlesischen Barockdichters Andreas Gryphius aus dem Jahre 1636 ein:

Tränen des Vaterlandes

*Wir sind doch nunmehr ganz, ja mehr denn ganz verheeret!
Der frechen Völker¹ Schar, die rasende Posaun,
Das von Blut fette Schwert, die donnernde Karthaun²
Hat Aller Schweiß und Fleiß und Vorrat aufgezehret.*

*Die Türme stehn in Glut, die Kirch ist umgekehret,
Das Rathaus liegt im Graus, die Starken sind zerhaun,
Die Jungfrau sind geschändt, und wo wir hin nur schaun,
Ist Feuer, Pest und Tod, der Herz und Geist durchfähret.*

*Hier durch die Schanz und Stadt rinnt allzeit frisches Blut;
Dreimal sinds schon sechs Jahr³, als unsrer Ströme Flut,
Von Leichen fast verstopft, sich langsam fortgedrungen;*

*Doch schweig ich noch von dem, was ärger als der Tod,
was grimmer denn die Pest und Glut und Hungersnot:
Daß auch der Seelen Schatz so vielen abgezwungen.*

Nachzutragen wäre noch, dass Augustin Kraz Weinwirt („Kreuzwirt“) auf Haus 142 in der Salzgasse war. 1627 hatte er in das Haus eingeheiratet, indem er sich mit der Gastwirtswitwe Margaretha Preg vermählte. 1632 wurde er bereits in den Äußeren Rat der Stadt gewählt, vertrat dann von 1637 - 1644 als Gmainredner die Belange der Bürgerschaft im Inneren Rat, dem er bis zu seinem Tode am 17. Februar 1660 angehörte. Augustin Kraz war dreimal verheiratet. Die erste Ehe mit der Wirtswitwe Preg blieb kinderlos, aus der 2. Ehe (1640) mit Ursula Kempferin aus Mindelheim gingen 6 Kinder, aus der 3. Ehe mit der Witwe Regina Khnielingin aus Mittenwald (1650) 5 Kinder hervor, darunter sein Nachfolger als Kreuzwirt, Augustin Kraz der Jüngere, welcher der Stadtpfarrkirche für 1200 Gulden die neue Orgel stiftete und bei seinem Tode (er starb 1685 unverheiratet mit 35 Jahren) die Kirche als Universalerbin einsetzte.

Wie aber kam die Inschrifttafel des Kreuzwirtes an den Mohrenwirt? Nach Aussage von Herrn Kolbe befand sich die Tafel früher an einem Rückgebäude auf seinem Grundstück, das früher zu Haus 142, dem Kreuzwirt, gehört hatte.

Ein Schüler macht Schulgeschichte 1938 wurde aus der Realschule Landsberg die Oberrealschule

von Franz Link

Im folgenden Text⁴ erzählt ein ehemaliger Schüler der damals sechsklassigen Landsberger Realschule, wie es ihm durch eine Vorsprache im Kultusministerium gelang, dass die Schule 1938 zur achtklassigen Oberrealschule umgewandelt wurde. Dieses erstaunliche, bisher unbekanntes Kapitel der Landsberger Schulgeschichte ist als Quelle zur NS-Zeit in mehrfacher Hinsicht interessant. Der Berichtstatter Franz Link war damals Führer innerhalb der Landsberger Hitlerjugend. Dass er auf die Idee kam, im Auftrag der Mitschüler im Kultusministerium vorzusprechen, ohne die Schulleitung zu informieren, erklärt sich aus der Doppelfunktion von Emil Klein als Obergebietsführer der HJ und

1 Unter Völkern sind hier Kriegsvölker, Truppen zu verstehen

2 Kanone

3 Da der Dreißigjährige Krieg 1618 begann, trifft es auf das Jahr 1636

4 Der Text wurde erstmals veröffentlicht im Jahresbericht des Ignaz-Kögler-Gymnasiums 1998

als Stellvertreter von Kultusminister Adolf Wagner. Wagner war auch bayerischer Innenminister und Gauleiter der NSDAP in Oberbayern. Die Erzählung ist also eine Quelle für die Stellung der HJ innerhalb des NS-Systems und für deren Erziehungsziel, die Jugendlichen auch dadurch an den NS-Staat zu binden, dass ihnen eine gewisse Macht gegenüber den alten Autoritäten eingeräumt wurde.

Das Anliegen, die Landsberger Realschule zur Oberrealschule zu erweitern und damit in Landsberg das Abitur zu ermöglichen, war seit langem ein Wunsch der Schule wie auch der Stadt als Schulträger.

Dass durch die Initiative eines Schülers dieses Ziel erreicht wurde, ist ein Beispiel für die Auflösung staatlicher Instanzenwege und Zuständigkeiten im NS-Staat, für das Chaos bei den Entscheidungsprozessen in der Konkurrenz von Bürokratie und Partei.

Aus dem Text – geschrieben aus der Sicht der damaligen Situation – spricht einerseits der naive und verständliche Stolz des 16-Jährigen auf die Möglichkeiten, die ihm die HJ-Zugehörigkeit gab, andererseits aber auch die Einsicht, dass das NS-System seine Generation in Krieg und Tod führte.

Anton Lichtenstern

Als ich 1937 in die 6. Klasse (heute 10. Klasse) der Realschule Landsberg kam, machten sich meine Klassenkameraden und ich große Sorgen, wie es weitergehen sollte, wenn wir mit der Mittleren Reife abgeschlossen haben. Wenn wir das Abitur machen wollten, um studieren zu können, mussten wir ja von Landsberg weggehen. Oberrealschulen gab es damals nur in München und Rosenheim. Für unsere Eltern war das aber eine Geldfrage. Es gab ja damals kein Bafög, sondern wir mussten Schulgeld bezahlen, nach meiner Erinnerung 20 RM pro Monat. Wir machten auch keine Klassenreisen nach Paris oder Rom, sondern gingen nach Pitzling und Sandau, und wenn es ganz hoch herging, auf den Peißenberg.

Weil bei der Schulleitung nichts zu erfahren war, animierten mich meine Freunde, aus Landsberg der Frank Fritz, der Bauer Willi, der Preisinger Herbert, die Fahr Schüler aus Buchloe, die Freunde aus dem Schülerheim auf dem Schlossberg⁵, doch etwas zu unternehmen. Ich war damals natürlich bei der HJ und vorher beim Jungvolk und habe es sogar zum Stammführer gebracht. Aber es war immer noch so, dass wir am Sonntag eben in die Frühmesse gingen, wenn um 10 Uhr eine Morgenfeier der HJ im Kinosaal stattfand.

Irgendwo hatte ich erfahren, dass der Obergerichtsleiter der HJ, Emil Klein, ständiger Vertreter des Gauleiters Wagner in dessen Nebenamt als Kultusminister war. Es gab damals in Bayern nur zwei Minister, der eine war der Gauleiter Wagner (Kultusminister und Innenminister), der andere war der Ministerpräsident Siebert (Finanzminister und Wirtschaftsminister).

Ich kratzte also mein Taschengeld zusammen, erfand eine Ausrede wegen des Ausbleibens vom Unterricht und fuhr mit dem ersten Zug nach München. Angetan mit meiner schönen HJ-Uniform (der Uniform für Aufmärsche) und gestiefelt kam ich am frühen Morgen, es war noch nicht ganz hell, es fiel Schneeregen, am Starnberger Bahnhof an und fragte mich – ich war ja noch nie in München gewesen – von Schutzmann zu Schutzmann zum Salvatorplatz durch.

Der Portier gewährte mir huldvoll Einlass, als ich ihm sagte, dass ich zum Obergerichtsleiter bestellt sei. Ich ging die breite Treppe hinauf, dann voll Ehrfurcht durch die langen Gänge mit den Gemälden berühmter Leute an den Wänden und klopfte schließlich am Vorzimmer des Ministers an. Eine nicht unfreundliche, für meine damaligen Begriffe ältere Dame – ich tat ihr wahrscheinlich Leid – fragte mich nach

Namen und Herkommen, verschwand hinter einer gepolsterten Türe und meldete mich an.

Nach einiger Zeit kam sie wieder zurück und sagte, dass der Obergerichtsleiter zehn Minuten Zeit für mich habe. Ich memorierte mein Sprüchlein, nahm allen Mut zusammen und trat mit viel Herzklopfen in ein großes Zimmer. Hinter einem riesengroßen Schreibtisch sah ich einen kleinen Mann (Emil Klein war wirklich sehr klein und gar nicht „germanisch“) in einem dunkelblauen Anzug mit einer randlosen Brille und einem Parteiabzeichen am Revers. Er kam mir entgegen und sagte: „Dich muss ich doch schon einmal gesehen haben“ (aber das hätte er sicher jedem gesagt). „Jawoll!“, sagte ich so schneidig wie möglich, „sicher im Hochlandlager in Garmisch oder in der HJ-Führerschule in Weyarn“. Und dann fragte er nach meinem Begehren. Ich trug ihm mein und meiner Kameraden Anliegen vor und sagte schließlich, dass es doch nicht wahr sein könne, dass junge Leute in Landsberg, der „Stadt der Jugend“, nicht das Abitur machen könnten und dass es schließlich nur vom Einkommen der Eltern abhängt, ob einer von uns einmal studieren könne. Er notierte sich alles, dachte einige Zeit nach und sagte, dass es gut sei, dass ich zu ihm gekommen sei und dass ich innerhalb von zwei Wochen eine Antwort bekäme.

Von einer schweren Last befreit, suchte ich wieder den Weg zum Bahnhof, fuhr heim und berichtete meinen Spezln von meinem Erlebnis.

Nach meiner Erinnerung verging gut eine Woche, bis mir meine Mutter, als ich mittags von der Schule heimkam, einen schönen, weißen, langen Briefumschlag mit dem Absender „Staatsministerium für Unterricht und Kultus“ übergab. Mit Herzklopfen schnitt ich ihn vorsichtig auf, und da stand (ich glaube, dass ich das noch genau weiß):

Sehr geehrter Herr Link, unter Bezugnahme auf Ihre Vorgesprache im Kultusministerium am ... kann ich Ihnen mitteilen, dass die Realschule Landsberg mit Beginn des kommenden Schuljahres zur Oberrealschule aufgestockt wird und den Namen Adolf-Wagner-Oberrealschule führen wird. Heil Hitler! Emil Klein

Mein Vater schüttelte nur den Kopf und nahm nach dem Mittagessen den Brief mit, um ihn dem Bürgermeister zu zeigen. Kurze Zeit später erschien der Amtsbote und zitierte mich zum Bürgermeister. Dr. Linn empfing mich in seinem Amtszimmer im Schmalzbuckel, er war recht freundlich und ich musste ihm berichten, wie es zu dem Brief gekommen war. Und so erfuhr schließlich auch unser Schuldirektor Dr. Eder, dass er eine Oberrealschule erhält.

Und meine Spezln sagten: Franz, bist scho a Hund!

Die Namen der meisten, die dann mit mir in die Oberrealschule gingen, findet man allerdings jetzt an den Ehrentafeln der Gefallenen des letzten Krieges oder auf Grabsteinen. An die denke ich, wenn 1998 die Gymnasien in Landsberg 60 Jahre alt werden.

Landsberger Erinnerungen an General Franz Halder

von Anton Lichtenstern

Franz Halder (1884-1972) war von 1938 bis 1942 Generalstabschef des Heeres.⁶ Hier soll nicht auf seine historische Bedeutung im Zweiten Weltkrieg und als Gegner Hitlers eingegangen werden, die ihn nach dem 20. Juli 1944 in ein KZ und in Lebensgefahr brachte, sondern an seine Dienstzeit als Artillerieoffizier in Landsberg erinnert werden.⁷

Frau Sofia Burger, geb. Hiesinger, geb. 1909 in Pitzling, war mit einer der drei Töchter Halders befreundet. Sie erinnert sich, dass die Familie in der Ludwigstraße im Haus Nr. 157

5 Die Stadt unterhielt auf dem Schlossberg im Gebäude der heutigen Hauptschule ein Schülerheim.

6 Hartmann, Christian, Halder – Generalstabschef Hitlers, Paderborn 1991

7 Die Auskünfte stammen aus dem Jahr 1993.

wohnte. Die Töchter besuchten die Landsberger Realschule. Später (1931/32) lebte Frau Burger etwa ein Jahr bei der Familie ihrer Freundin in Berlin. Sie erinnert sich, dass sie damals auf Vermittlung eines Reichstagsabgeordneten des Bayerischen Bauernbundes aus der Landsberger Gegend mit ihrer Freundin den Reichstag besuchen konnte und dann darüber in Halders Familie erzählte. Auf ihr Urteil: „Am meisten Schwung haben die Nationalsozialisten!“ habe Halder erwidert: „Aber Sofie, du wirst doch auf die nicht hereinfallen!“ Über einen Besuch im Antikriegsmuseum in Berlin mit Halders Töchtern sei dieser sehr verärgert gewesen. Bei einer Einladung in der Wohnung Halders habe er anderen Offizieren gegenüber geäußert: „Für das Offizierskorps war es ein Glück, dass der Erste Weltkrieg verloren ging, sonst wären sie vor Hochmut geplatzt!“

Eine weitere Freundin der Töchter, Frau Philomena Meyding, erinnert sich an die Landsberger Zeit Halders. Er sei sehr sportlich gewesen. Zum Beispiel sei er mit dem Fahrrad zur Singold gefahren und habe dort geschwommen. Sie habe in der Wohnung an Hausmusikabenden teilgenommen. Die Lebensverhältnisse der Familie seien bescheiden gewesen,



Postkarte: St. Barbara als Patronin der Landsberger Artillerie

Frau Halder habe zum Beispiel selbst für die Töchter geschneidert.

Auf Initiative Halders und unter seiner Leitung habe seine Einheit am Kreuzeck bei Garmisch die heute noch bestehende Barbarahütte gebaut. Der Name verweist auf die Artillerie, die Barbara als Patronin betrachtet. [Abbildung!]

Der Neffe Halders, der evangelische Stadtpfarrer Eugen Halder, berichtete, dass Franz Halder in der Nachkriegszeit einmal seine ehemalige Kaserne, die Saarbürgkaserne, besucht habe und sich dabei mit einem Hinweis auf seine Dienstzeit in das Gästebuch eingetragen habe.

Glocken aus Landsberg

von Anton Lichtenstern

Das seltene Handwerk der Glockengießerei bestand früher auch in Landsberg. Karl Strasser, der Sohn des letzten Landsberger Glockengießers Karl Strasser sen., verwahrt noch ein Notizbuch „Glockenarbeiten“ seines Vaters, in dem alle zwischen 1921 und 1926 gegossenen Glocken mit Gussdatum, Auftraggeber, Gewicht und Preis verzeichnet sind, außerdem ein handgeschriebenes (!) großes und umfangreiches Handbuch der Glockengießerkunst.⁸

Der Glockenguss

Beim Glockenguss wird zuerst mit der „Rippe“, dem halben Glockenquerschnitt, die Form und damit Profil, Größe, Gewicht und Tonhöhe der Glocke festgelegt. Mit einer Holzschablone wird auf dem Kern aus ungebrannten Lehmsteinen die Lehmoberfläche entsprechend dem inneren Hohlraum der Glocke geformt. Auf diesen Kern wird, getrennt durch Asche oder Rindertalg, eine Modellglocke („falsche Glocke“) aus Lehm geformt. Die Form der Glockenkronen, Bilder und Schriften werden nach dem Wachsausschmelzverfahren gesondert vorbereitet und auf der „falschen Glocke“ angebracht. Nach dem Abtrocknen wird darüber der Glockenmantel aufgetragen. Nachdem dieser getrocknet ist, wird er nach oben abgehoben, die Modellglocke wird vom Kern abgeschlagen und der Glockenmantel wieder auf den Kern aufgesetzt. In den Hohlraum wird das flüssige Metall, die Glockenspeise, eingefüllt. Die klassische Legierung für den Glockenguss ist die Glockenbronze, eine Kupferlegierung mit 20-25% Zinn. Der Gussvorgang findet in einer mit Sand gefüllten Grube statt.

Die Glockengießer Spannagl und Strasser am Seelberg

Ein Glockengießer begegnet uns in Landsberg erstmals 1799, als Johann Baptist Spannagl (1763-1830) aus Vogach (Landkreis Fürstentfeldbruck) das Anwesen Herkomerstraße 87 am Seelberg erwarb.⁹ 1801 goss er eine Glocke für die Schlosskapelle in Pöring,¹⁰ 1813 eine für die Stadtpfarrkirche Mariae Himmelfahrt in Landsberg.¹¹ Sein Nachfolger war Kaspar Spannagl (+1875). Von ihm wurden Glocken für folgende Kirchen gegossen: Pöring (1833), Erpfting Eichkapelle (1836), Ummendorf (1841), dort von seinem Sohn eine weitere (1881), Sandau (1845), Obermühlhausen (1844), Landsberg Klosterkirche (1847), Reisch (1847), Pitzling (1862), Landsberg Heilig-Kreuz (1866). Alle diese Glocken mussten 1917 abgeliefert werden und wurden eingeschmolzen.¹²

8 [Handgeschriebenes] Theoretisch-practisches Handbuch für Glockengießer – Eine vollständige und leichtfaßliche, auf vieljährige Erfahrung gegründete Anleitung zum Guße harmonischer Glockengeläute, nebst der Darstellung aller wesentlichen Nebenbestandtheile der Glocken, so wie der bewährtesten Vorrichtungen zur Anfertigung von Formen, einer ausführlichen Beschreibung der Glockenschmelzöfen etc. etc. von Carl Gottfried Pucher; in drei Theilen mit sechs Tafelabbildungen; 393 S.

9 Dietrich, Dagmar, Landsberg am Lech, Band 3, Bürgerbauten der Altstadt. München Berlin 1996, S.337

10 Dietrich, Dagmar, Landsberg am Lech Band 4, Vorstadtbereiche und eingemeindete Dörfer, Berlin München 1999, S. 537

11 Schrauder, Ludwig, Die Glocken der Stadt und des Bezirkes Landsberg a. Lech in den Kriegsjahren 1917/18. In: Landsberger Geschichtsblätter 1927/1928/1929; 1927 S.94. Die Glocke wurde 1917 abgeliefert und eingeschmolzen.

12 Die Glocken in Stadt und Bezirk. In: Landsberger Geschichtsblätter 1918, S. 8 ff; dazu auch: Schrauder, Anm. 11

Auf Kaspar Spannagl folgten Carl Spannagl (+1894) und Kaspar Spannagl d. J.; letzterer erweiterte den Betrieb und goss auch Feuerlöschgeräte, Widder (Wasserpumpen) u. a. 1894 heiratete Joseph Strasser (1860-1923) aus Burghausen, der Sohn des Glockengießers Ludwig Strasser, Anna, die Tochter von Carl Spannagl, und übernahm den Betrieb. Er hatte sein Handwerk in Landshut gelernt. In der Leonhardikapelle zwischen Stadl und Pflugdorf hängt noch eine Glocke mit dem Bild des hl. Leonhard, die Joseph Strasser 1898 gegossen hat.



Glocke, gegossen von Joseph Strasser 1898, in der Leonhardikapelle zwischen Stadl und Pflugdorf

Neuanfang 1921

In einem Zeitungsartikel vom Mai 1921 steht unter der Überschrift „Eine neue Industrie in Landsberg“, nachdem auf die Glockengießerei Spannagl im 19. Jahrhundert hingewiesen wurde:

Kirchenglocken gingen von Landsberg nach allen Himmelsrichtungen. Wohl sind vor Jahrzehnten noch kleinere Glocken gegossen worden, aber dieser Industriezweig florierte nicht mehr recht und so ist er eingeschlafen. Herr Installateur Josef Straßer, ein erprobter Meister des Glockengusses, der in seinen früheren Stellungen diesen als eigentlichen Beruf ausübte, hat auf verschiedene Anregungen seiner Meisterkollegen hin diesen Industriezweig wieder aufgenommen und in seinen Betrieb eine moderne Gießanlage eingebaut. Bald wird der erste Guß von vier neuen Glocken beginnen, denn schon „Festgemauert in der Erde / steht die Form aus Lehm gebrannt.“ Wir wünschen Herrn Straßer Glück zu seinem neuen Unternehmen und gratulieren ihm zu seinem Vorhaben.

Auch über den ersten Glockenguss im Juni 1921 berichtete die Zeitung:

Nach 25-jähriger Unterbrechung war es am Samstagabend dem Herrn Glockengießmeister Straßer wieder vergönnt, sein schönes und interessantes Handwerk auszuüben. Nachdem der Flammenofen seit Samstagfrüh geheizt und ununterbrochen mit Holz vom Fichtenstamm gespeist worden war, war es abends gegen halb 7 Uhr soweit, daß zum Guß geschritten werden konnte. Vier Glocken hatte der Glocken-

gießermeister zu gießen. Das Gewicht derselben beträgt 15, 8 1/4, 6 und 2 1/2 Zentner. Drei Glocken sind für die Pfarrkirche in Erpfting, die letztere für die Pfarrkirche in Schöffelding bestimmt.

Der letzte Landsberger Glockengießerei war Karl Strasser sen. (1898-1965), der Sohn von Joseph Strasser.

Das Wohnhaus und die Werkstätte des Betriebes befanden sich am Seelberg (Herkomerstr. 87). Die ehemalige Gießerei wird heute als Lager verwendet. Unter dem Betonboden ist noch die Sandgrube erhalten, in der die Glocken gegossen wurden. Auch die Aufzugsgaube mit dem Aufzug zum Aufladen der Glocken ist noch vorhanden.

Glocken 1921-1926

Im Ersten Weltkrieg mussten, wie auch im Zweiten Weltkrieg, viele Glocken abgeliefert werden. Sie kamen in die Schmelzöfen und wurden zu Patronen und Granaten verarbeitet. Nach dem Krieg bemühten sich die Pfarreien, das Geläut der Kirchen wieder herzustellen. Das Notizbuch „Glockenarbeiten“ der Gießerei Strasser, angelegt 1921, ist ein Beispiel für die Konjunktur des Glockengießhandwerks durch die Verluste im Krieg.

Von 1921 bis 1926, dem Jahr des letzten Gusses, wurden in der Werkstatt am Seelberg bei insgesamt 16 Gussvorgängen im ganzen 66 Glocken gegossen, es wurden also in der Regel mehrere Glocken auf einmal angefertigt. Die Anzahl nahm mit einer Ausnahme von Jahr zu Jahr ab: 1921 waren es 21 Glocken, 1922 14, 1923 11, 1924 18, 1925 und 1926 nur noch je eine.

Die meisten Glocken (41 von 66) kamen auf Kirchtürme im Landkreis Landsberg, und zwar 1921 nach Schöffelding (1), Hurlach (2), Unterigling (3), Pürgen (2), Erpfting (2, 1942 abgeliefert)¹³, Oberigling (3), Reisch (1, nicht mehr vorhanden), Ellighofen (2, eine davon blieb erhalten)¹⁴, Kaltenberg (1, Stifter Commerzienrat Josef Schülein), Pitzling (1, abgeliefert im 2. Weltkrieg)¹⁵, Holzhausen (3); 1922 nach Obermeitingen (2), Stoffen (2), Unterwindach (2), Erpfting Kapelle (1, nicht mehr vorhanden); 1923 nach Lengenfeld (1), Oberdießen (2), Landsberg St. Katharina (1, erhalten; gegossen von Karl und Ludwig Strasser)¹⁶; 1924 nach Beuerbach (3), Landsberg St. Katharina (1, nicht erhalten), Untermühlhausen (2), Geretshausen (2); 1925 nach Ummendorf (1).

Die restlichen 25 Glocken wurden teilweise in die nähere Umgebung geliefert, zum Beispiel nach Kleinkitzighofen, Königsbrunn, Dünzelbach und Zankenhausen, aber auch in weiter entfernte Orte wie Bergkirchen bei Dachau, Kolbermoor, Kirchanschöring, Grabenstädt, Weildorf und Ramsau. Den Auftrag für die letztgenannten vier Orte führte die Firma Strasser 1923 und 1924 im Auftrag der Glockengießerei Hahn in Landshut durch, wo Joseph Strasser gelernt hatte.

Da während des Zweiten Weltkrieges nur ausnahmsweise neuere Glocken nicht abgeliefert werden mussten, haben sich wohl nur wenige der von Joseph und Karl Strasser gegossenen Glocken erhalten.

Im Inflationsjahr 1923 waren die Abrechnungen teilweise schwierig, wie die Einträge zeigen. Da die Pfarreien in Raten bezahlten, musste jede Rate neu berechnet werden. Zum Beispiel belief sich die Rate der Pfarrei St. Ulrich und Katharina in Landsberg am 20. 9. 1923 auf 26 Milliarden Mark. Königsbrunn beglich den Rechnungsbetrag teilweise statt in Geld in Eiern, wobei am 23. 7. 1923 für die 195 Eier

13 s. Anm. 10, S. 416

14 s. Anm. 10, S. 362

15 s. Anm. 10, S. 499

16 s. Anm. 10, S. 37



Das Strasseranwesen im Jahr 1900. Kolorierte Zeichnung des Künstlers Ernst Liebermann, der im Haus wohnte.

pro Stück 1500 Mark angesetzt wurden. Der Stadtpfarrer von St. Katharina bezahlte eine Rate in Weizen. Der Preis der Glocken wurde nach dem Gewicht berechnet, z. B. kostete 1921 das Kilogramm 41.50 M.; dazu kamen die Kosten für Buchstaben, Schwengel, Riemen u. a. Für den Guss wurden zum Teil alte Glocken eingeschmolzen. Die Glockenbronze bezog Strasser in Form von Kupfer- und Zinnbarren. Die Bilder und die Buchstaben wurden von einer Spezialfirma geliefert. An weiterem Material sind Holz, Holzkohlen, Lehm, Graphit, Unschlitt, Wachs und Hanf verzeichnet. Weitere Kosten waren der Fuhrlohn, die Weggebühr und der Lohn für das Aufziehen der Glocken.

Glocken für die Weltkriege

von Anton Lichtenstern

Die Ablieferung

In den beiden Weltkriegen musste der Großteil der Kirchenglocken als Material für die Herstellung von Kanonen, Granaten und Munition abgeliefert werden, in der Regel von jeder Kirche alle Glocken bis auf die größte im 1. Weltkrieg und bis auf die kleinste im 2. Weltkrieg.¹⁷

Im Amtsblatt der Diözese Augsburg wurde am 2. 4. 1940 die Verordnung über die „Ablieferung von Glocken aus Bronze und Gebäudeteilen aus Kupfer“ veröffentlicht. Darin wurden die Pfarreien verpflichtet, über die Glocken an die Diözese zu berichten, und zwar über Anzahl, Gießer und Gussjahr, Inschriften und Verzierungen, Größe und kunsthistorischen Wert. Mit diesen Angaben wollte die Diözese wohl Ausnahmen von der Ablieferungspflicht begründen, was aber nur selten gelang. Die Glocken wurden nach

Hamburg in die zentrale Sammelstelle gebracht. Viele wurden eingeschmolzen, andere wurden durch Bombenangriffe beschädigt.

Im Pfarrarchiv hat sich der Schriftwechsel des damaligen Stadtpfarrers Luitpold Kuhn Münch mit der Diözese Augsburg erhalten. In einem Schreiben vom 14.4.1940 weist er auf das Alter und den hohen künstlerischen Wert der 5 Glocken der Pfarrkirche hin. Deshalb hätten sie auch im 1. Weltkrieg bis auf eine nicht abgeliefert werden müssen.

Der Meldebogen vom 1.5.1940 listet die Glocken der Kirchen der Pfarrei mit Gewicht und Alter auf, fünf aus der Pfarrkirche, fünf aus der Heilig-Kreuz-Kirche und eine aus der Johanniskirche. Am 9. 12. 1941 teilt das Ordinariat mit, dass zwei Glocken der Pfarrkirche, darunter die große, und vier der Heilig-Kreuz-Kirche abgeliefert werden müssen.

Am 17.12.1941 wendete sich der Stadtpfarrer an das Landratsamt mit dem Gesuch, die große Glocke erst im Bedarfsfall abliefern zu müssen, weil sie für den Abtransport zerschlagen werden müsse. Das Schreiben hatte keinen Erfolg, die Glocke wurde aber vor der Abnahme nicht zerschlagen – das Argument war wohl nur ein Versuch gewesen, die Glocke behalten zu können.

Am 9.2.1942 legte der Stadtpfarrer dem Landratsamt eine Abschrift des Gutachtens der Glockengießerei Rudolf Oberascher, München, vor, in dem die Silberhaltigkeit der kleinen abzuliefernden Glocke der Pfarrkirche bestätigt wird, ebenso die einer der beiden Glocken der Friedhofskirche. Glocken aus Silberlegierungen mussten nicht abgeliefert werden.

Die Meldebogen für Sandau und für die Friedhofskirche wurden erst am 12.2.1942 abgeschickt mit der Begründung, man habe angenommen, bei der verlangten Erfassung gehe es nur um die Pfarr- und Filialkirchen.

Aus der Empfangsbestätigung der Kreishandwerkerschaft¹⁸ vom 1. 7. 1942 ergibt sich, dass die Bemühungen des Stadtpfarrers, möglichst viele Glocken zu retten, teilweise erfolgreich gewesen waren. Insgesamt wurden in der Pfarrei Mariae Himmelfahrt acht Glocken abgenommen und abgeliefert, und zwar je eine von der Pfarrkirche (die große), der Friedhofskirche, der Johanniskirche und von Sandau; aus der Heilig-Kreuz-Kirche wurden vier Glocken abgeliefert. Als Gesamtgewicht ist angegeben 2929 kg.

Auf Ersuchen des Stadtpfarrers erstellte die Firma Oberascher ein weiteres Gutachten, in dem diese am 27. 4. 1943 die Silberhaltigkeit der großen Glocke der Pfarrkirche und die von zwei Glocken der Heilig-Kreuz-Kirche (Glocken von 1586 und 1770) bestätigte. Das Gutachten wurde an das Landesamt für Denkmalpflege geschickt mit der Bitte um Unterstützung. Dieser letzte Versuch, einen Teil der abgelieferten Glocken zurückzuerhalten, hatte keinen Erfolg.

Als Obermeister der Zimmererinnung wurde Zimmermeister und Architekt Anton Lichtenstern, mein Vater, mit der Abnahme der Glocken im Landkreis Landsberg beauftragt. Er erzählte 1965, dass er gemeinsam mit Stadtarchivar

¹⁷ Zu den Glocken der Kirchen und Kapellen im Stadtgebiet und in den eingemeindeten Dörfern siehe Dietrich, Dagmar, Die Kunstdenkmäler von Bayern, Stadt Landsberg am Lech, Band 2, München Berlin 1997, Band 4, 1999

¹⁸ Die Kreishandwerkerschaften waren von der Reichsstelle für Metalle mit der Glockenablieferung beauftragt.

Maier die Bayertorglocke¹⁹ im Speicher des Zehentstadels der Landwirtschaftlichen Lehranstalten versteckt habe, um sie zu retten. Nach dem Krieg wurde sie feierlich wieder aufgezogen.

Als die Glocke im Schmalzturm abgenommen werden sollte, fertigte Lichtenstern eine Zeichnung des engen Zugangs zum Glockenstuhl an, mit der er beweisen wollte, dass man die Glocke nicht abnehmen könne. Daraufhin verlangte die Leitstelle in München, die Glocke an Ort und Stelle zu zerbohren. Erst die Behauptung, man könne dort oben unmöglich mit einem elektrischen Bohrer arbeiten, führte dazu, dass die Glocke erhalten blieb.

Das letzte Mittel zur Rettung war manchmal die Feststellung der Silberhaltigkeit, die der Sachverständige, dem es auch um die Glocken leid tat, manchmal nachträglich auf gutes Zureden hin vornahm, so in Vilgertshofen und auch in Landsberg. Er klagte angeblich, als er immer wieder darum gebeten wurde: „Ich kann doch nicht alle Glocken silberhaltig machen!“

Die Glocken wurden mit A, B, C und D nach ihrem Wert gekennzeichnet; D war die wertvollste Kategorie. Im Einverständnis mit Bürgermeister Dr. Linn wurden die D-Glocken, so die Erzählung meines Vaters, darunter die große aus der Pfarrkirche und der „Große Hundt“ aus Walleshäusen, zuerst nicht nach Hamburg abgeliefert, sondern etwa ein Jahr in Landsberg in der Viehhalle²⁰ eingelagert in der Hoffnung, dass sie vergessen werden würden. Vielleicht hat sie die Verzögerung des Transports vor dem Einschmelzen gerettet.

Die Rückkehr 1947

Nach dem Krieg wurden die erhalten gebliebenen Glocken den Pfarreien zurückgegeben.

Schon bald nach Kriegsende fuhren Stadtarchivar Maier und Stadtpfarrer Hörmann von der Pfarrei St. Ulrich und Katharina nach Hamburg, um die Landsberger Glocken zu suchen. Für Hörmann war die beschwerliche Reise eine große Enttäuschung, weil keine der vier Glocken von St. Katharina erhalten geblieben war. Die beiden alten Glocken in St. Ulrich in Spötting und die in der ehemaligen Leprosenkappelle St. Katharina mussten nicht abgeliefert werden.

Von den acht abgelieferten Glocken der Pfarrei Mariae Himmelfahrt kamen sechs zurück.²¹ Eine Glocke aus der

Heilig-Kreuz-Kirche war beschädigt, sie konnte aber repariert werden. Eingeschmolzen worden waren eine der beiden Glocken der Friedhofskirche²² und die Glocke von Sandau²³. Je eine wertvolle alte Glocke blieb erhalten in den Pfarrkirchen von Pitzling und Reisch, zwei in Pöring.²⁴

Schon am 8.7.1946 meldete sich der Beauftragte für die Glockenrückführung in Bayern, Dr. Ernst Ring, bei der Pfarrei. Eine Liste über die abgelieferten Glocken musste vorgelegt werden.

Von Juni 1947 bis Juli 1948 fand der Rücktransport der Glocken aus Hamburg statt.

Am Bahnhof Landsberg kamen die Glocken für das ganze Umland an, wie die erhaltenen Transportlisten zeigen. Sie wurden in Würzburg von Binnenschiffen auf Bahnwaggons umgeladen. Für das Umladen auf die Fahrzeuge der Pfarreien stellte der damalige Direktor der Pflugfabrik, Karl Schrem, auf Bitten von Stadtpfarrer Friedrich Niklas kostenlos den neuen Kran der Firma zur Verfügung. Die Waggons aus Hamburg wurden deshalb auf das Betriebsgleis der Pflugfabrik gebracht.

Die große Glocke wurde am 3.7.1947 vierspännig auf einem festlich geschmückten Fuhrwerk durch die Bauern Josef Arnhard aus der Pössinger Straße und Georg Lichtenstern, Doktorbauer, zur Kirche gebracht, vom Oberbürgermeister und vom Stadtrat empfangen und von den Zimmerleuten der Firma Lichtenstern aufgezogen. Zum Dank dafür versprach Stadtpfarrer Niklas, beim Tod der Beteiligten jeweils die große Glocke zu läuten, was auch, zuletzt beim Tod von Hans Freischle, geschah.

Im Landsberger Amtsblatt vom 5.7.1947 – eine Tageszeitung gab es erst wieder ab Oktober 1948 – wurde darüber unter der Überschrift „Glockenheimkehr“ berichtet: *Um 17.25 Uhr unterbrach der Stadtrat die Sitzung und begab sich geschlossen zur Stadtpfarrkirche Maria Himmelfahrt, um der Ankunft der großen Glocke beizuwohnen. Vor dem Südportal hatte sich die Geistlichkeit eingefunden, hunderte von Menschen waren auf den Glockenruf zusammengeströmt, um die große Glocke zu sehen. [...] Der Kirchenchor sang das Laudate Dominum. Stadtpfarrer Niklas hielt eine tief zu Herzen gehende Ansprache, der er die gegenwärtige Zeit der Heimkehr zu Grunde legte. Dann sprach Bürgermeister Überreiter Dank- und Gedenkworte, schließend mit den Worten Schillers: „Freude dieser Stadt bedeute, Friede sei ihr erst Geläute!“*

19 Zu den Glocken im Bayertor und im Schmalzturm siehe Dietrich, wie Anm. 17, Band 1 1995

20 Die Viehhalle stand etwa dort, wo heute der Eingang des Inselbades ist.

21 Als Gewicht wird angegeben 2704 kg, der Verlust betrug 225 kg.

22 Diese wurde 1949 ersetzt durch eine Glocke aus Lengsfeld, die von dort erworben werden konnte. Sie trägt die Inschrift: „St. Wendelin bewahr uns vor Schaden in Stall, Feld und Haus.“

23 Die Sandauer Glocke hatte die Firma Spannagl 1845 gegossen. Dietrich, wie Anm. 17, Band 4

24 siehe Anm. 17

Die große Glocke vor dem Aufziehen. Ganz links Stadtpfarrer Niklas, neben und hinter der Glocke die Zimmerleute, Glockengießermeister Strasser (mit Mütze) und Zimmermeister Lichtenstern (ganz rechts) (Pfarrarchiv Mariae Himmelfahrt)



125 Jahre Rathausfestsaal Festvortrag am 24.10.2003

Anton Lichtenstern

Vor 125 Jahren, im Jahr 1878, wurde dieser schöne Saal fertiggestellt. Fast 200 Jahre lang davor hatte die Stadt Landsberg keinen repräsentativen Raum für Feste der Bürgerschaft, für Ehrungen und für Empfänge von hohen Besuchern.

Man erinnerte sich an die großen Feste im alten Rathaus, das bis zu seinem Abbruch 1698 auf dem Hauptplatz gestanden hatte, zum Beispiel an den hier rechts vorne dargestellten Tanz des Herzogs Ernst mit den schönen Landsbergerinnen, und vermisste schmerzlich einen Festsaal im neuen, dem heutigen Rathaus. Dominikus Zimmermann hatte im Zusammenhang mit der Gestaltung der Fassade bereits 1717 einen neuen Saal vorgesehen und den Raum dafür durch die Erhöhung des Daches geschaffen, aber der Stadtgemeinde fehlte das Geld dafür, der Raum blieb trotz mancher Initiativen ein leerer Dachboden.

Erst als die Selbstverwaltung der Städte unter König Max II. aufgewertet wurde, begann auch in Landsberg eine Phase von Rathausrenovierungen, die durch den Staat gefördert wurden. 1860 bis 1863 wurde die Fassade restauriert und teilweise umgestaltet, auf dem Giebel wurde die Büste des Königs aufgestellt. Der vom Staat beauftragte Architekturprofessor Rudolf Wilhelm Gottgetreu – das Hotel Vierjahreszeiten in München ist eines seiner Werke - legte damals einen Entwurf für den Saalausbau vor, der eine neubarocke Gestaltung mit Stuck in Anlehnung an die Fassade vorsah, aber auch er konnte nicht verwirklicht werden.

Eine neue Situation ergab sich, als 1872 der Staat Mittel zur „Pflege und Förderung von Kunst“ bereitgestellt hatte. Gefördert werden sollte vor allem die Ausgestaltung von Rathäusern durch Werke der Historienmalerei. Der seit 1864 amtierende tatkräftige Bürgermeister Johann Georg **Arnold** erfuhr davon bei einem dienstlichen Termin in München, suchte sofort den Referenten im Ministerium auf und stellte als erster Bürgermeister Bayerns einen Antrag auf den Ausbau des Festsalles und die Ausgestaltung mit vier Monumentalfresken. Als er die städtischen Gremien über seinen Alleingang informierte, wurde er aber nicht gelobt, sondern es gab heftigen Widerstand. Man befürchtete – ich zitiere - *von Seiten der Gesamteinwohnerschaft den gerechten Vorwurf wegen der hohen Kosten*. Erst als, man kann vermuten, auf Anregung Arnolds, der Staat die Stadt aufgefordert hatte, über den Stand der Planungen zu berichten, kam es im Februar 1874 nach einer fünfstündigen Debatte zu folgendem Beschluss der beiden städtischen Gremien:

Die Stadtgemeinde Landsberg erklärt sich bereit, den vollständigen Ausbau und die Herstellung des architektonischen Teiles des großen Saales in dem oberen Stockwerke des Rathauses zu übernehmen, vorbehaltlich jedoch der vorhergehenden Verständigung und Vereinigung über die künstlerische Ausschmückung desselben mit dem Kgl. Staatsministerium für Kirchen- und Schulangelegenheiten.

Arnold gelang es daraufhin, den Löwenanteil von den vom Staat für ganz Bayern zur Verfügung gestellten 15 000 Gulden für Landsberg zu bekommen, nämlich 12 000 Gulden, 3000 für jedes Bild. Von solchen Zuschüssen träumt noch heute jeder Kämmerer. Die Stadt stellte 6000 Gulden für die Baumaßnahmen zur Verfügung. Bei der Endabrechnung waren die Ausgaben der Stadt allerdings fast auf das Doppelte gestiegen.

Mit der Leitung der Ausgestaltung des Saales wurde in Absprache mit dem Ministerium Professor Georg **Hauber-risser** beauftragt, der Erbauer des Münchener Rathauses.

Auch die Künstler für die Fresken wählte das Ministerium aus. Es waren zwei Maler, die vor allem für historische Darstellungen in öffentlichen Gebäuden bekannt geworden waren:

Ferdinand **Piloty**, geb. 1828, von dem die beiden Fresken auf der Südseite stammen, malte unter anderem historische Szenen im Bayerischen Nationalmuseum in München und in Neuschwanstein, Eduard **Schwoiser**, Schöpfer der Fresken auf der Nordseite, geb. 1826, war ebenfalls für Ludwig II. tätig, und zwar außer in Neuschwanstein auch in den Schlössern Linderhof und Herrenchiemsee.

Beide Maler gehörten zur damals in München herrschenden Stilrichtung der **Historienmalerei**, der der Historismus in der Architektur entsprach, zum Beispiel das neugotische Rathaus in München. In einer Zeit des wirtschaftlichen und sozialen Umbruchs, in der die neuen Fabriken die Städte und die Arbeitswelt verändert hatten, suchte man Zuflucht in der Vergangenheit oder, wie die Schlösser Ludwigs II. zeigen, in einer Traumwelt. Unser Festsaal ist also im Zusammenhang mit der Kunst Ludwigs II. und seiner romantischen, an den Opern Richard Wagners orientierten theatralischen Geschichtsauffassung zu sehen.

Piloty und Schwwoiser hatten auch persönlichen Kontakt mit dem sonst menschen-scheuen König, sie malten für seine Wohnräume in der Residenz. Ludwig II., dessen Porträts in der Regel nach Fotos gemalt werden mussten, saß Piloty sogar persönlich für ein repräsentatives großes Porträt im Krönungsornat.

Als die Finanzierung des Saales gesichert war, ging es an die Festlegung der **Themen** für die Fresken. Arnold hatte schon vor der Zustimmung des Magistrats zum Ausbau den geschichtskundigen Landsberger Notar Heinrich **Zintgraf** beauftragt, Vorschläge dafür zu machen.

Aus der Liste mit acht Themen wählte das Kultusministerium zwei aus, und zwar den „Tanz des Herzogs Ernst“ und „Die Erstürmung Landsbergs durch die Schweden 1633“. Die beiden anderen Bilder durften von der Stadt festgelegt werden.

Im Mittelpunkt der Fresken steht, und das ist typisch für die Kunst- und Kulturpolitik des damaligen monarchischen Staates, die Verherrlichung der Wittelbacher und ihrer Wohltaten für Landsberg. Das Kriegsbild sollte die Tapferkeit der Bürger darstellen. Die vom Staat geförderte Historienmalerei war also auch ein Mittel, um die Bürger an die Dynastie zu binden und das Geschichtsbewusstsein zu fördern.

Um Geld zu sparen, beschloss der Magistrat, die schöne barocke **Kassettendecke** von 1692/93 aus der Aula des ehemaligen Jesuitengymnasiums in den Saal zu übertragen. Diese Deckenübertragung verbindet den Ausbau des Rathausfestsalles mit zwei weiteren, für die Stadt wichtigen Ereignissen im Jahr 1878, mit der Errichtung der lang gewünschten Realschule und mit dem Bau eines Stadttheaters, dessen Jubiläum wir ja anschließend feiern werden. Im Theatersaal der Jesuiten war auch nach der Auflösung des Ordens weiter Theater gespielt worden, und zwar fast bis zum Ausbau der Decke. In den ehemaligen Saal wurde dann 1878 für die neue Schule eine Zwischendecke eingezogen, um weitere Unterrichtsräume zu gewinnen. Das neue Stadttheater ersetzte 1878 den alten Theatersaal.

Die Theateraula der Jesuiten war viel größer gewesen als der Rathaussaal, deshalb konnte nur etwa ein Drittel, ein Seitenstück der Längsseite, verwendet werden. Für die Aufhängung musste das Dachgebälk aufwändig verstärkt werden. Unter der Leitung Hauberrissers baute der Landsberger Schreinermeister Franz **Poll** 1875 die Decke aus und im folgenden Jahr im Rathaus ein, wozu auch Ergänzungen angefertigt werden mussten. Auch die an den Stil der Decke angeglichenen Wandverkleidungen und Freskenrahmungen schuf Poll nach dem Entwurf Hauberrissers. Dieser plante auch den neuen Treppenaufgang.

Arnold konnte die Fertigstellung des neuen Saales kaum erwarten. Schon im April 1877 fand im noch nicht ganz fertigen Saal der 1. Festakt statt, die Feier der neu gewährten Kreisfreiheit für die Stadt. 1878 war der Festsaal im wesentlichen fertiggestellt, nur die beiden **Prunköfen** fehlten noch. Man erinnerte sich an das alte Hafnerhandwerk in Landsberg und an die beiden schönen Öfen in den Fürstenzimmern des Augsburger Rathauses, die **Adam Vogt**, der bedeutendste Landsberger Hafner, 1621 geschaffen hatte. Hauberrisser schlug vor, diese abformen zu lassen, aber die Stadt Augsburg erlaubte das nicht – leider, muss man heute besonders deshalb sagen, weil sich sonst wenigstens die Kopien erhalten hätten, nachdem die Originale im Krieg zerstört wurden.

Nach längerem Hin und Her einigte man sich schließlich darauf, zwei Öfen von der Kunsthandlung C. W. Fleischmann München Nürnberg im sogenannten altdeutschen Stil zu erwerben. Sie wurden 1880 aufgestellt.

Um 1970 war die Statik des Saals so unsicher geworden, dass der damalige neue Oberbürgermeister **Hamberger** bei jeder Veranstaltung Angst vor einem guten Besuch haben musste. Er setzte eine grundlegende Renovierung trotz leerer Stadtkasse durch – die Situation erinnert an die Entstehungsgeschichte unter Bürgermeister Arnold. Unter der Holzbalkendecke wurden, das war eine schwierige Aktion, Stahlträger eingezogen, außerdem erhielt der Saal endlich eine Heizung. Die Fresken und die Decke wurden restauriert und die Einrichtung wurde erneuert und so wurde der Saal wieder zum vielseitig verwendbaren Festsaal, wie wir ihn heute kennen.

Schauen wir uns nun die **Fresken** genauer an, und zwar in der chronologischen Reihenfolge der dargestellten Ereignisse der Stadtgeschichte.

Auf dem Fresko links vorne von Eduard Schwoiser reitet Kaiser **Ludwig der Bayer** auf einem Schimmel in Landsberg ein, in weißblauem Gewand und mit rotem Mantel, um ihn sein berittenes Gefolge. Im Hintergrund erkennt man die Burg. Bewaffnete Landsberger jubeln ihm zu, einer ist verletzt, eine trauernde Witwe mit ihrem Kind kniet im Vordergrund. Mit zur Begrüßung weit ausgebreiteten Armen übergibt der bayerische Herzog und deutsche König dem sich vor ihm verneigenden Bürgermeister eine gerollte Pergamenturkunde, eine weitere hat dieser schon in seiner Hand. Worum geht es? Im Jahr 1315 wurde Landsberg in einem Krieg Ludwigs mit Friedrich dem Schönen von Österreich um die Königswürde teilweise zerstört. Nach dem Sieg belohnte Ludwig Landsberg für den Kampf auf seiner Seite mit Einnahmen zum Wiederaufbau, und zwar dem Ungeld, einer Art Mehrwertsteuer, und dem Wagenpfennig, einer Abgabe auf alle Transporte durch die Stadt. Außerdem verließ er der Stadt das Münchener Stadtrecht. Das Thema ist gut gewählt – diese Privilegien waren die Grundlage für den Aufstieg Landsbergs zu einer der reichsten Städte Bayerns im späten Mittelalter.

Dieser Reichtum war die Grundlage für die beiden von Ferdinand Piloty dargestellten Ereignisse. Reiche Landsberger stifteten so viel von ihrem Vermögen für die Bedürftigen, dass der Sohn Ludwigs des Bayern, Ludwig der Brandenburger, 1349 die Stiftung des **Heilig-Geist-Spitals** durch eine Urkunde bestätigte. Dies zeigt das Fresko rechts hinten. Unter einem großen Kruzifix sitzt der Herzog an einem Tisch, Repräsentanten der Stadt betrachten die bereits unterzeichnete Urkunde. Ludwig wendet sich einer Gruppe von Hilfsbedürftigen zu, die durch eine Tür in den Saal eintreten: Eine Witwe mit zwei kleinen Kindern kniet vor ihm, ein junger Mann führt seine leichenblasse kranke Frau herein, dahinter kommen Pilger in den Raum, kenntlich an ihrem langen Gewand und den Hüten mit der Jakobsmuschel. Die reiche Heilig-Geist-Spital-Stiftung, entstanden in einer Zeit, als die soziale Fürsorge noch nicht Aufgabe des Staates oder

der Gemeinden war, sondern in christlichem Sinn von Stiftern freiwillig geleistet wurde, ist bis heute ein wichtiges Instrument der Stadt für soziale Zwecke.

Der Reichtum Landsbergs ist auf eine ganz andere Weise Thema des prächtigsten Freskos. Die Steuern der Städte waren für die Herzöge die wichtigsten Einnahmequellen. Deshalb, und nicht nur wegen der schönen Landsbergerinnen, besuchten die Landesherren immer wieder Landsberg und feierten Feste, wie 1434 **Herzog Ernst**, dargestellt auf dem Fresko hier vorne rechts. Bewundert wurden und werden an diesem Bild immer wieder zu Recht die Darstellung der prächtigen Kostüme, der leuchtende Glanz der Seide und der matte Glanz des Samts, die Brokatstickereien, die Blumenkränze und der Schmuck. In einer Münchener Zeitung war schon 1879 zu lesen: *Hier schwelgt der Pinsel des Künstlers förmlich in brillanter Wiedergabe von Seide und Samtstoffen. Das himmelblaue Kostüm des Herzogs ist ein wahres Meisterwerk; die Bürgerinnen prunken in leuchtender Seide und schimmerndem Goldbrokat.*

Die Konzentration des Künstlers auf die Perfektion in den Details war allerdings auch der Grund dafür, dass man bald diese Art von Malerei nicht mehr sehr schätzte.

Man vermisste die künstlerische Aussage, fand die Bilder theatralisch und pathetisch, geradezu unwahr, wie der Maler Wilhelm Leibl über die Historienmalerei urteilte. Das Urteil mag für manche Bilder dieser Zeit berechtigt sein, andererseits eignet sich die Historienmalerei, wie unsere Fresken beweisen, besonders für die Aufgabe, einen festlichen Saal zu schmücken. Gerade Feste leben ja vom Glanz und von der Schönheit, und das hat Piloty großartig dargestellt.

Das letzte Fresko, die **Erstürmung Landsbergs** durch die Schweden 1633 von Eduard Schwoiser ist ein harter Kontrast zum Tanz des Herzogs Ernst. Dramatische Kampfszenen, Gewalt gegen Frauen und Kinder, sterbende Menschen im Vordergrund, dahinter einstürzende Mauern und im Hintergrund die Frauen und Mädchen, die von einem Turm auf der Flucht vor den Feinden in den Tod springen – das Werk Schwoisers ist keine Verherrlichung des Krieges, sondern in seiner eindringlichen Gestaltung von menschlicher Ohnmacht und von Leid ein Stück Historienmalerei von großem inhaltlichem Ernst, auf das die zitierten Vorwürfe sicher nicht zutreffen.

Die Fresken des Festsaales sind, meine ich, auch noch aus heutiger Sicht geeignet, das Leben der Stadt zu repräsentieren und gleichzeitig den Rahmen für die Selbstdarstellung der Stadt zu bieten. Es geht in ihnen darum, dass die Stadt Mittel für ihre Aufgaben braucht – ein besonders aktuelles Thema –, dass zu den Aufgaben besonders die Sorge um Menschen gehört, die sich nicht selbst helfen können, dass die dunklen Seiten der Stadtgeschichte nicht vergessen werden dürfen und schließlich, dass eine Stadt auch Feste nötig hat, Feste, die über alle Auseinandersetzungen hinaus Gemeinsamkeit und Zugehörigkeitsgefühl schaffen.

Das wichtigste Fest Landsbergs, das dies immer wieder bewirkt, ist unser **Ruethenfest**. Die vier Fresken mit ihren vielen realistisch dargestellten Einzelheiten brachten den Lehrer Ludwig Lochbrunner auf die Idee, diese beim Ruethenfest als lebende Bilder durch Kinder nachstellen zu lassen, was im Jahr 1900 den einstimmigen Beifall des Festkomitees für das Ruethenfest fand. So konnten erstmals 1900 die Landsberger ihre Kinder in Rollen und Kostümen bewundern, die sie bisher nur auf den Fresken gesehen hatten. Die Kostüme wurden möglichst genau nach den Bildern angefertigt, auch die einzelnen Wägen und Gruppen orientierten sich in ihrer Gestaltung am Bildaufbau der Fresken.

Weitere Themen aus der Stadtgeschichte kamen später nach und nach dazu. Das Ruethenfest wurde also, das ist heute vielfach vergessen, erst durch die Fresken im Rathaus zu dem historischen Kinderfest mit Darstellungen der Stadtgeschichte. Die Ruethenkinder als Mittelpunkt sind zwar älter,

wurden aber ebenfalls erst 1900 wieder einbezogen. Auch bei den Festen des 19. Jahrhunderts gab es schon Festwägen, deren Themen aber nichts mit der Stadtgeschichte zu tun hatten. 1835 wurden zum Beispiel „Bayerns Segensfülle“, „Tapferkeit und Stärke“ und „Ackerbau und Kultur“ dargestellt, 1871 war der Krieg gegen Frankreich das Thema, 1875 wurden die Jahreszeiten dargestellt. Das Ruethenfest zeigt, wie stark die Rathausbilder des Landsberger Geschichtsbewusstseins geprägt haben. Bei vielen Veranstaltungen, Empfängen, Konzerten, Ausstellungen,

Vorträgen und Ehrungen bildeten und bilden sie den festlichen Rahmen. Bürgermeister Arnold, dem wir ihn verdanken, urteilte nach der Fertigstellung des Saales begeistert: *Der Festsaal ist eine wahre Perle eines öffentlichen Gebäudes, wie nur wenige Provinzialstädte sich solcher rühmen dürfen.*

Dieses Urteil - da stimmen Sie mir sicher zu -, gilt noch heute, auch wenn uns die Bezeichnung „Provinzialstadt“ für Landsberg nicht mehr so gut gefallen würde wie unseren Vorfahren.

Buchbesprechungen

STÜCKEN, CHRISTIAN, DER MANDARIN DES HIMMELS. *Zeit und Leben des Chinamissionars Ignaz Kögler SJ (1680-1746).* 440 S., Sankt Augustin, Steyler Verlag 2003. EUR 40

Ein Landsberger am Kaiserhof in Peking
Ein neues Buch über den Astronomen Ignaz Kögler SJ

Am 11. Mai 1680 wurde dem Landsberger Kürschnermeister Andreas Kögler als fünftes Kind ein Sohn geboren, der Ignaz getauft wurde. Diesen Handwerkersohn ernannte vier Jahrzehnte später der Herrscher von China zum wichtigsten europäischen Mitarbeiter der Staatsverwaltung und er wurde dadurch, wie in der neuen Biographie Köglers von Christian Stücken zu lesen ist, zum „Kulturvermittler ersten Ranges“ zwischen Europa und China. Am Geburtshaus Hauptplatz Nr. 15 erinnert eine Inschrifttafel an Köglers erstaunlichen Lebensweg von der bayerischen Kleinstadt in das Zentrum der Macht des größten Reiches der Erde.

In einer mühevollen und langwierigen Arbeit hat der Autor das Leben und die Zeit Köglers erforscht, hat Briefe Köglers und weiterer Chinamissionare in Archiven in München, Rom, Paris, Glasgow, Wien und Prag gefunden und übersetzt und die fast unübersehbare Literatur über die Beziehungen Europas zu China im 17. und 18. Jahrhundert ausgewertet. Daraus ist eine Dissertation entstanden, die nicht nur für spezialisierte Wissenschaftler lesenswert ist, sondern für jeden, der sich für die Geschichte Landsbergs und darüber hinaus für die kulturellen Beziehungen Europas zu China interessiert. Dem Autor ist es gelungen – für wissenschaftliche Werke nicht selbstverständlich – die schwierige Auseinandersetzung mit der fremden Welt Chinas anschaulich und teilweise sogar spannend darzustellen.

Vom Professor in Ingolstadt zum Mandarin am Kaiserhof

In Landsberg ermöglichte der Jesuitenorden durch sein Gymnasium den Schülern den Blick hinaus über den engen Horizont der Heimatstadt. Kögler, einer von ihnen, trat schon als 16-Jähriger in den Orden ein, von Anfang an mit dem Wunsch, Missionar zu werden. Nach dem Studium in Ingolstadt wirkte er als Lehrer an verschiedenen Gymnasien des Ordens und wurde 1712 als Professor für Mathematik und Hebräisch an die Universität Ingolstadt berufen. 1715, er war 35 Jahre alt, erfüllte der Ordensgeneral in Rom endlich seinen Lebenswunsch: Er berief ihn in die Mission nach China. Nach einer langen und gefährlichen Seereise, die in Lissabon begann, – Stücken erzählt sie in ihrer ganzen Dramatik – erreichte die S. Ana nach knapp sechs Monaten Macao. Dort verwandelte sich Kögler, wie alle Chinamissionare des Ordens, äußerlich in einen Chinesen: Das Haar wurde bis auf einen Zopf geschoren, er ließ sich einen Bart wachsen, er trug chinesische Kleidung, er nahm einen chinesischen Namen an und er begann, die schwierige Sprache und Schrift des Landes zu lernen, in dem er bis zu seinem Tod 1746 bleiben würde. In Peking war er im astronomischen Amt am Kaiserhof, ab 1725 als Leiter und hoher Mandarin tätig. Seine Aufgabe war vor allem die Kalenderbe-

rechnung. Der Kalender war nach chinesischer Auffassung die wichtigste Grundlage aller Entscheidungen, der politischen wie der des alltäglichen Lebens.

Kulturbegegnung – Kulturkonflikte

Die Jesuiten kamen nach China, um den Chinesen das Christentum zu predigen. Den Zugang zum Kaiserhof fanden sie durch die in manchen Bereichen überlegene europäische Wissenschaft und Technik. Ihre Missionsmethode war, das Christentum soweit als möglich mit der chinesischen Kultur und Lebensweise zu verbinden. Dieses Vorgehen wurde von anderen Orden und schließlich vom Papst abgelehnt, was wiederum bei den Chinesen dazu führte, dass sie die „Lehre des Himmels“, wie das Christentum genannt wurde, als unvereinbar mit der eigenen Tradition betrachteten und schließlich auch mit Gewalt unterdrückten. Diese Konfliktfelder bestimmten die drei Jahrzehnte von Köglers Wirken in China. Aus seinen Briefen spricht oft die Resignation über die fast aussichtslose Situation für die Mission, sein eigentliches Lebensziel.

Christian Stücken verwendet das Lebensschicksal des Landsbergers dazu, um die Probleme bei der Begegnung von zwei Hochkulturen herauszuarbeiten, deren Weltbilder und Gesellschaftsstrukturen letztlich unvereinbar waren. Das Christentum sah sich im Besitz der alleinigen Wahrheit. Für die Chinesen, die alle anderen Völker für kulturlose Barbaren hielten, hätte die Annahme des Christentums „die innere Auflösung ihrer Kultur und ihres Wertesystems“ bedeutet.

Trotz des Scheiterns der Mission trug die Kulturbegegnung viele Früchte: Die Jesuiten vermittelten den Chinesen europäisches Wissen und Denken und machten die Hochkultur Chinas in Europa bekannt, was eine Zeit lang geradezu zu einer Chinabegeisterung führte.

Das Problem der Begegnung und des „Kampfes der Kulturen“ ist heute so aktuell wie zur Zeit Köglers. Deshalb kann die Arbeit Stückens auch einen Beitrag zum tieferen Verständnis und zur Beurteilung der gegenwärtigen Weltprobleme leisten. *Anton Lichtenstern*

DIE STADTPFARRKIRCHE MARIAE HIMMELFAHRT IN SCHONGAU. *Der Welf, Jahrbuch des Historischen Vereins Schongau – Stadt und Land, Schongau 2003*

Vor 250 Jahren wurde die Stadtpfarrkirche Mariae Himmelfahrt in Schongau geweiht. Zu diesem Jubiläum fand eine aufwändige Kirchenrenovierung statt. Aus diesem Anlass widmet der Historische Verein Schongau sein diesjähriges Jahrbuch mit 28 Aufsätzen auf fast 500 Seiten ausschließlich dieser Kirche. So ein Unternehmen verdient Respekt. Das Ergebnis kann sich sehen lassen. Dieses Jahrbuch ist nicht nur ein wichtiges Werk für die Schongauer Stadtgeschichte, sondern auch für die süddeutsche Kunstgeschichte des Barock.

Die hierbei auftretenden Schwierigkeiten deutet die Schriftleiterin Heide-Maria Krauthauf, zugleich 1. Vorsitzende des Historischen Vereins, in ihrem Vorwort an. Sie schreibt: „Öfters wurden verschiedene Auffassungen zu einzelnen Sachpunkten vertreten und heftig diskutiert. Es lag weder in der Kompetenz noch im Sinn der Schriftleitung, hier glättend einzugreifen...“. Vielleicht hätte sie jedoch wenigstens gestalterisch und koordinierend eingreifen sollen. So ist z.B. der berühmte Bauplan von Dominikus Zimmermann dreimal abgebildet (S. 97, S. 111, S. 180). Das Porträt von Pfarrer Jäncker findet sich auf S. 53, im farbigen Abbildungsteil S. 24 und ein Ausschnitt daraus auf S. 203. Gleiches gilt für den Text. So schreibt z.B. sowohl H.M. Krauthauf (S. 52), als auch P.Volk (S. 244) eine Kurzbiographie über Pfarrer Jäncker.

Es ist nicht möglich, in dieser Rezension alle Aufsätze zu würdigen. Es können hier, ohne Wertung, nur einige herausgegriffen werden.

Tilmann Mittelstraß schreibt über „Beobachtungen zum Vorgängerbau“. Dieser Aufsatz liest sich wie eine Kriminalgeschichte. Schriftquellen, die Dokumentation von Grabungen beim Heizungseinbau, für die nur ein Tag zur Verfügung stand, und Pläne setzt er wie ein Puzzle zusammen und rekonstruiert den romanischen Vorgängerbau, der im Spätmittelalter einen neuen gotischen Chor und Turm erhielt. Nicht minder interessant ist die Diskussion schriftlicher Überlieferungen und archäologischer Befunde zur ehemaligen Friedhofskapelle St. Michael vom gleichen Autor.

Peter H. Jahn schreibt über die „Planungs- und Bautätigkeit an der Stadtpfarrkirche vom Früh- bis zum Spätbarock“ und ordnet diesen Bau in die „bayerische und schwäbische Bautradition“ ein. Überzeugend weist er nach, dass der Erbauer des Langhauses nicht Dominikus Zimmermann, sondern Johann B. Gunetzhainer aus München war.

Peter Volk behandelt in seinem Aufsatz den Hochaltar von Franz Xaver Schmädl. Hierbei geht er auch ausführlich auf Ignaz Günthers Altarentwurf für Schongau ein, dessen Ausführung aber an den hohen Kosten scheiterte.

Der Titel von Sixtus Lampls Aufsatz „Ist der Stuck von Dominikus Zimmermann?“ weckt Neugierde, hat aber mit dem Inhalt nicht viel zu tun. Es gibt Quellen, nach denen die Augsburger Feichtmayr oder der Wessobrunner Peter Stiller für den Stuck im Langhaus in Frage kommen. Diese Meister schließt Lampl aber ohne genauere Begründung aus. Lampl verzichtet auf Anmerkungen. Als Literatur nennt er lediglich sein Zimmermannbuch von 1987. Da auch Mathias Schmuze in der Schongauer Kirche stuckierte und auch erwähnt wird, wäre mindestens ein Hinweis auf die Dissertation von Hans Rohrmann, der öfters auf die Schongauer Stadtpfarrkirche eingeht, angebracht gewesen. Auch die Zimmermann-Forschung ist in den letzten 15 Jahren nicht stehen geblieben. Gleiches gilt für Lampls „Orgel- und Kirchenmusikgeschichte“. Es fehlen Hinweise auf Literatur zu den einzelnen Orgelbauern. Vielleicht hätte man auch eine Anmerkung machen können, in der gesagt wird, dass der Ort Angelberg, in dem der berühmte Orgelbauer Holzhey seine Werkstatt hatte, das heutige Tussenhausen ist. Auch H. M. Krauthauf schreibt nur von „Angelberg“ (S. 64).

Am Anfang der Festschrift steht der Aufsatz von Hans Pörnbacher über „Die Kirchenzier“. Seine ersten Kapitel lauten: „Die Kirchenzier“, „Die religiöse Bedeutung von Schönheit“, „Kirchenzier in der Zeit des Barock“. Erst im 5. Kapitel kommt er zum Thema, das im Vergleich zur überlangen Einleitung leider zu kurz kommt. Ausführlich geht er nur auf die Ikonographie ein. Eine kunstgeschichtliche Würdigung oder gar der Versuch von Zuschreibungen unterbleibt hingegen. Hier sei nur angemerkt, dass das Sebastiansbild (S. 28, Abb. 13) nach einem Kupferstich von J.G. Bergmüller gemalt wurde.

Ähnlich verhält es sich beim Aufsatz über die Deckenfres-

ken vom gleichen Autor. Das Thema des Freskos „Aufnahme Mariens in den Himmel“ wird über Riemenschneider und Pacher bis in die Spätantike zurückgeführt. Eine kunstgeschichtliche Einordnung, was zum Beispiel im Aufsatz von Jahn exemplarisch vorgeführt wird, unterbleibt hingegen weitgehend. Pörnbacher schreibt: „Die künstlerische Entwicklung Gindters braucht hier nicht mehr dargelegt zu werden; darüber sind in den letzten zwei Jahrzehnten viele kompetente Veröffentlichungen erschienen“. Mit dem gleichen Argument hätte man auch auf die inhaltliche Beschreibung der Fresken verzichten können.

Thomas Finkenstaedt liefert einen soliden Aufsatz und Katalog der Zunftstangen in der Pfarrkirche. Helmut Schmidbauer bringt eine gründlich erarbeitete Zusammenstellung der Epitaphien und Gedenktafeln. Norbert Leudemann schreibt fundiert über den Kirchenschatz der Stadtpfarrkirche. Sein Aufsatz über Monstranzen, Kelche und Maßgewänder ist eine Bereicherung für das Jahrbuch.

Der letzte Teil der Festschrift gehört den Restauratoren, die über ihre interessante Arbeit berichten und die Ergebnisse durch Fotos erläutern.

Alois Epple

BAYER GÜNTHER: DIE MALERFAMILIE SICHELBEIN 1580 – 1758, Lebensbilder und Werke, Lindenberg im Allgäu (Kunstverlag Josef Fink) 2003, 25 Euro

Im Herbst 2003 fand in der Memminger Kreuzherrenkirche eine hervorragende Ausstellung über den Barockmaler Johann Friedrich Sichelbein statt. Zu dieser Ausstellung erschien ein aufwändig bebildertes Buch über die bisher weitgehend unerforschte Malerfamilie Sichelbein. Wie schwierig die Forschung war, zeigt, dass es in der Literatur allein „vier Träger des Namens Johann Friedrich Sichelbein gibt, von denen aber nur einer archivalisch nachweisbar und genealogisch existent ist“. So enthält das Buch einen Stammbaum dieser Familie über sechs Generationen, in den die einzelnen Sichelbeins eingeordnet werden können. Von 14 Malern dieser Familie hat Günther Bayer Biographien und Werkkataloge wissenschaftlich sauber erarbeitet. Die kunstgeschichtliche Würdigung des wichtigsten Malers aus dieser Familie, Johann Friedrich Sichelbein, übernahm Gode Krämer, einer der profundesten Kenner der süddeutschen Barockmalerei.

Für Landsberg ist Tobias Sichelbein von Interesse. Es ist zwar bedauerlich, lässt sich aber bei so umfangreichen Forschungen nicht verhindern, dass Günther Bayer die Notiz von Sigfrid Hofmann über Tobias Sichelbein in den Landsberger Geschichtsblättern 1954 übersehen hat. Einen wichtigen und interessanten Hinweis auf Tobias Sichelbein hat Klaus Münzer bei der Durchsicht der Landsberger Ratsprotokolle gefunden. Nach dem Ratsprotokoll vom 11.2.1643 war Tobias Sichelbein „Maller allhie“ und „noch ledig standts“, aber schon mit „Margaritha Grütin von Khauffringen in heyraths tractation gestanden“. Da sich diese Verhandlungen zerschlugen, forderte Sichelbein seine Geschenke von der Entlobten zurück. Diese verlangte vom Entlobten „wenigsten weiter nichts nachzereden“. Nach Bayers Forschung lehnte 1641 der Memminger Stadtrat ein Trennungsersuchen des Tobias Sichelbein von seiner Frau Margaretha, geb. Geßler, ab. 1645 heiratete er in Wangen Magdalena Maier. Zwei Jahre später ging ihm auch diese Frau „auf und davon“.

Anscheinend hielt sich Tobias Sichelbein also nur kurze Zeit in Landsberg auf und gab vor, noch ledig zu sein. Mit den Frauen hatte er wenig Glück. Auch war er sonst eine recht schillernde Gestalt. Er zog von Memmingen nach Landsberg, dann nach Wangen und schließlich nach Ravensburg, trat zum katholischen Glauben über und hatte ein gutes Verhältnis zu den in Wangen und Ravensburg einquartierten Schweden.

Alois Epple

WERNER HEINZ: REISEWEGE DER ANTIKE. *Unterwegs im Römischen Reich.* Theiss, Stuttgart 2003. 128 S., 134 meist farbige Abb., E 24,90.

Die Straßen der Römer

Seit einigen Jahren wird durch vielfältige Initiativen in unserem Raum die alte Römerstraße Via Claudia Augusta, die im ersten nachchristlichen Jahrhundert von Venetien über den Reschenpass, den Fernpass, Füssen, Epfach und Augsburg an die Donau geführt wurde, geradezu wiederbelebt. Das soeben erschienene Werk des Altphilologen Werner Heinz ist hervorragend geeignet, diese einzige römische Staatsstraße nördlich der Alpen in den größeren Zusammenhang der Verkehrspolitik des Imperium Romanum zu stellen. Der Blick reicht von Schottland bis nach Mesopotamien, von der Donau zur Sahara, über ein Straßennetz von 85000 km, das im Lauf eines Jahrtausends entstanden ist. Den Schwerpunkt der Darstellung legt der Autor auf das Kernland Italien und die angrenzenden Gebiete westlich und südlich der Alpen, zieht aber auch Beispiele aus dem Nahen Osten heran. Er hat aus vielen Quellen geschöpft, um ein umfassendes und lebendiges Bild des römischen Straßensystems zu zeigen. Da sind zunächst die an vielen Stellen noch sichtbaren Reste der Straßen selbst, Brücken, Tunnels und mehrere Tausend Meilensteine mit Angaben zu Entfernungen und Zeit der Entstehung. Die schriftlichen Zeugnisse reichen vom Zwölftafelgesetz aus dem 5. vorchristlichen Jahrhundert bis in die Zeit Kaiser Justinians. Juristische, historische und technische Texte, sowie viele Texte aus der poetischen Literatur, auch Beispiele aus der bildenden Kunst – Fresken aus Pompeji, Mosaiken, Reliefs und Grabinschriften sowie Werke der Architektur – werden herangezogen. Die sorgfältig ausgewählten Abbildungen sind immer auf den Text bezogen und zeigen manches deutlicher als Worte es könnten.

Das Straßennetz hat sich von Rom aus entwickelt und folgte Jahrhundert um Jahrhundert den Eroberungen in Mittelitalien, dann in Süd- und Norditalien, um nach und nach alle eroberten Provinzen zu erschließen. Dieser Prozess wird mit übersichtlichen Landkarten verdeutlicht; auf der Karte über den Ausbau des Straßennetzes vom 4. bis 2. Jh. v. Chr. (S.33) fehlen allerdings – anders als bei Genua – bei Mailand und Neapel die damaligen römischen Namen, verzichten könnte man auf Orte wie Aosta, Florenz und Turin, die erst in der Kaiserzeit zu Städten wurden. Die ältesten Straßen wurden nach ihrer Funktion – die Salzstraße Via Salaria – oder nach dem Zielort – Via Tiburtina – benannt. Die späteren staatlichen Fernstraßen – viae publicae – bekamen die Namen republikanischer Würdenträger – so die berühmte Via Appia 312 von dem Censor Appius Claudius erbaut – oder die Via Claudia Augusta den des regierenden Kaisers Claudius. Der Verfasser unterrichtet auch über die etruskischen Vorstufen, über die Klassifizierung der Straßen – neben den Staatsstraßen Privatstraßen, Nebenstraßen, städtische Straßen –, über Baukosten, Kostenbeteiligung von Grundbesitzern und Gemeinden, Arbeitsverhältnisse und Verwaltung der Straßen. Bei der Neugründung von Städten wurden zunächst die Hauptstraßen als Ost-West- und Nord-Süd-Achsen angelegt, die einzelnen Straßen aus hygienischen Gründen mit Abwasserkanälen und Trittsteinen versehen, manchmal Fußgängerzonen und zeitweilige Nachtfahrverbote eingeführt. Die Toten begruben die Römer grundsätzlich außerhalb der Stadtmauern, und so entstanden entlang der Ausfallstraßen Nekropolen mit einem eigenen Straßensystem.

Die Ausführungen über die technischen Aspekte des Straßenbaus, den Unterbau, seine Verdichtung, den strapazierfähigen Belag, die Gestaltung des Fahrbahnrandes und die Entwässerung der Straßen durch seitliche Gräben sind auch für einen modernen Straßenbauer aufschlussreich.

Natürlich gab es Unterschiede sowohl im Aufbau wie auch in der Breite der Straßen – abhängig von den jeweiligen örtlichen Bedingungen und Funktionen. So waren Gebirgsstraßen oft schmal und mit tief eingeschnittenen Spurrillen versehen. Die Via Claudia im rätischen Alpenvorland war nicht gepflastert wie vielbefahrene Straßen in Italien, sondern auf der dünnen Humusdecke wurden wiederholt Schotter und Kies aufgefüllt und durch Benützung verdichtet. Die Qualität der römischen Straßenbauwerke verdient besondere Bewunderung, wenn man daran denkt, dass die Straßen bis in die Neuzeit hinein benutzt werden konnten, dass einzelne Brücken und Tunnels nach 2000 Jahren noch ihren Dienst verrichten, während moderne Brücken oft schon nach 20 oder 30 Jahren baufällig werden. Man muss allerdings berücksichtigen, dass Verkehrsdichte und hohe Geschwindigkeiten die Straßen heute viel mehr belasten als in einer Zeit, in der sich Ochsenfuhrwerke mit 1,6 km/h und leichte Reisewagen mit ungefähr 11 km/h fortbewegten.

Die großen Fernstraßen dienten nicht nur der schnellen Verlegung von Truppen an bedrohte Reichsgrenzen. Auf ihnen entwickelte sich vielmehr ein ausgedehnter Verkehr sowohl offizieller als auch privater Natur. Post-, Zoll- und Straßenstationen mit staatlichen Angestellten sorgten nicht nur für schnellen und reibungslosen Ablauf des Verkehrs, sondern dienten auch der Überwachung. Wenn Privatleute die Dienste der Reichspost benutzen wollten, brauchten sie dafür Reisepässe, die in der Regel von der kaiserlichen Kanzlei ausgestellt wurden. Der Reisende konnte mit einem Komfort rechnen, wie ihn erst die Touristen der neuesten Zeit wieder kennen lernen sollten. Der Autor lässt uns das bei einer fiktiven Reise miterleben, die einen jungen Römer die etwa 1000 Kilometer lange Strecke von Rom über Rimini, Verona, Trient, dann auf der Via Claudia in ungefähr 30 Tagen nach Augsburg führt. Noch lebendiger wirkt die Reise des Horaz von Rom nach Brindisi, die der Dichter in seinen Sermones I/5 geschildert hat. Hier werden nicht nur die Reisegefährten, Personen wie Vergil und Maecenas, vorgestellt, sondern auch die Güte der Straßen und Quartiere beschrieben und in geradezu homerischem Stil Kämpfe von angeheiterten Zechgenossen und nächtliche Abenteuer erzählt.

So ist ein Buch entstanden, das den Leser nicht nur genau über alle Aspekte dieser gewaltigen Kulturleistung informiert, sondern auch mit vielen Details aus dem römischen Alltag und dem Leben wichtiger Personen ein lebendiges Bild der Zeit vermittelt. Man versteht aber auch, dass diese Lebensadern, die den Austausch von Menschen, Gütern und Ideen ermöglichten, die Romanisierung des Reiches vorantrieben, es fast tausend Jahre zusammenhielten und über Mittelalter und Renaissance bis in unsere Tage nachwirken.

Manfred Dilger

REINHARD HEYDENREUTER: KRIMINALGESCHICHTE BAYERNS. *Von den Anfängen bis ins 20. Jahrhundert.* Pustet, Regensburg 2003. 368 S., 76 Abb., E 39,90.

Wer immer noch der Vorstellung vom finsternen, grausamen Mittelalter anhängt, wer an den ständigen Fortschritt der Menschheit zu mehr Menschlichkeit glaubt, der kann sich durch Heydenreuters Buch eines besseren belehren lassen. Reinhard Heydenreuter führt in seiner Darstellung der Geschichte des bayerischen Strafrechts von der Lex Baiuvariorum des 8. Jahrhunderts bis zum Hitlerprozess, seinem Aufenthalt und seiner vorzeitigen Entlassung aus dem Landsberger Gefängnis im Jahre 1924. Gleichzeitig lässt er uns an der inneren Entwicklung des bayerischen Staats teilnehmen. Der Schwerpunkt seiner Darstellung liegt in der frühen Neuzeit zwischen 1500 und 1800. Damals spielte das Strafrecht eine ganz entscheidende Rolle bei der Herausbildung des absolutistischen Staates.

Im Mittelalter glich das Strafrechtsverfahren mehr den Prinzipien des modernen Privatrechts als denen des Strafrechts. Es war vor allem Sache des geschädigten Klägers, den Täter vor ein Gericht zu bringen. Eine Verurteilung war aber nur gesichert, wenn der Täter von mehreren Zeugen auf frischer Tat ertappt und festgesetzt worden war. Im andern Fall konnten sich Beweismittel wie Reinigungseid, Zweikampf und Gottesurteil eher zu Gunsten des Beschuldigten auswirken. Selbst mit dem Tod bedrohte Verbrechen konnten durch vertragliche Sühneleistungen an die Geschädigten gesühnt werden, auch wenn noch oft Blutrache ausgeübt wurde.

Mit Beginn der Neuzeit wurden diese Verfahren zunehmend durch den sog. Inquisitionsprozess abgelöst. Mit Hilfe der durch Juristen ausgearbeiteten Landes- und Reichsgesetze sollten private Rache und richterliche Willkür ausgeschaltet und allgemein verbindliche Maßstäbe für die Gerichte aufgestellt werden. Aber es wurden auch bisher private Verfehlungen zu Delikten, die staatliche Behörden untersuchten und bestrafte. Es waren nicht mehr nur Anschläge auf Leben und Eigentum des Nächsten strafwürdig, sondern auch Vergehen wie Ehebruch, „Leichtfertigkeit“ (außereheliche Liebesverhältnisse), „Gotteslästerung“ (Fluchen), „Zutrinken“ (Förderung des Alkoholismus), Landstreicherei, Betteln, Zauberei, Hexerei und Aberglauben. Niemand konnte vor dem Zugriff des Staates mehr sicher sein, zumal sich die überforderten Behörden der Hilfe von Denunzianten, die oft auch organisiert und bezahlt waren, bedienten. Bei vielen dieser Delikte war ein auf Beweisen oder glaubwürdigen Zeugen beruhendes Verfahren nicht möglich und man war auf Geständnisse der Angeklagten angewiesen. Vor allem bei Hexenprozessen konnten „Geständnisse“ nur durch die Folter erzwungen werden. Diese Verhörmethode wurde in Bayern erst 1806 abgeschafft. Bei der Vielzahl der neuen Delikte waren Beweise und Geständnisse nicht immer zu erbringen oder von zweifelhaftem Wert. Da man andererseits Beschuldigte aus Mangel an Beweisen nicht laufen lassen wollte, bürgerten sich mildere „Verdachtsstrafen“ ein, aber auch die Berücksichtigung von Milderungsgründen, wie mangelnder Vorsatz oder Fahrlässigkeit. Als Folgen davon konnte man nun unbedenklicher verhaften, die Verfahren schneller durchziehen und in „freier Beweiswürdigung“ Urteile fällen, die oft nicht frei von Willkür waren. Da Unkenntnis der vielen neuen Gesetze nicht vor Strafe schützte, wurde Bestrafung zu einer alltäglichen Routine der Obrigkeit, von der viel mehr Untertanen als früher betroffen waren.

Wurden im Mittelalter die relativ wenigen Hinrichtungen meist durch Erhängen vollzogen, so wurden jetzt die zahlreichen Todesstrafen je nach Delikt auf verschiedenste Weise, vom Köpfen bis zum Lebendigbegraben, exekutiert. Daneben gab es eine Vielzahl von Verstümmelungs- und Prügelstrafen, die – vom Autor akribisch aufgelistet – ein wahres Theater des Schreckens enthüllen. Eine Fülle von Pranger- und Schandstrafen konnte bei minder schweren Vergehen verhängt werden. Oft waren sie mit zeitweiliger oder dauernder Ausweisung aus der Stadt oder aus dem Land verbunden. Immer mehr setzten sich auch Strafformen durch, die der Obrigkeit materiellen Nutzen brachten. Das konnten Geldstrafen sein, Konfiskation von Vermögen oder Teilen davon zum Beispiel bei Selbstmord. Ein Vorteil für den Staat ergab sich auch, wenn die Delinquenten zum Kriegsdienst gegen die Türken, auf venezianische Galeeren oder zum Festungsbau verurteilt wurden. Zur Unterbringung von Frauen, für die diese Strafen nicht in Frage kamen, auch von Zwangsarbeitern und arbeitsfähigen Bettlern, errichtete man 1672 in München das erste Arbeitshaus. Damit begann die Entwicklung des bayerischen Gefängniswesens. Der Autor skizziert dann die Modernisierung und Humanisierung des Strafrechts und Strafvollzugs unter dem Einfluss

der Aufklärung seit dem Ende des 18. Jahrhunderts. Einen besonderen Platz nimmt hier Paul Anselm von Feuerbach ein, dessen Strafgesetzbuch von 1813 weit über Bayern hinaus wirkte. Auch die politischen Reformen des Jahres 1848 beeinflussten das Strafrecht, wenn z.B. Schwurgerichte eingeführt, zur Hinrichtung das Fallbeil benützt und öffentliche Hinrichtungen abgeschafft wurden. Die Einführung des strengeren Reichsstrafgesetzbuches 1872 führte unter anderem dazu, dass die Wilderei härter bestraft und das Haberdrehtreiben als „Landfriedensbruch“ sein Ende fand. Eine ähnliche Tendenz zeigte sich auch bei politischen Prozessen, bei denen sich die Justiz als Dienerin der Politik erwies. Gingen die Gerichte gegen Opponenten der Regierung überaus streng vor – etwa gegen den liberalen Würzburger Bürgermeister Behr zur Zeit Ludwigs I. –, so fanden politische Verbrecher von rechts meist milde Richter. Der Verfasser zeigt das an den Prozessen gegen den Eiserner Graf Arco und den Putschisten Hitler. Es ist bedauerlich, dass der Autor sein Werk nicht mindestens bis 1945 fortgeführt hat. Hat doch der „oberste Gerichtsherr“ Adolf Hitler die im beginnenden Absolutismus des 16. und 17. Jahrhunderts liegenden Tendenzen mit seinem auf Denunziationen und Folter, Willkür und barbarischen Hinrichtungen beruhenden System – auch in Bayern – zu einem schauerlichen Ende geführt. Der Autor hat es verstanden, die schwierige und komplizierte Materie in einer Weise darzustellen, die viele Leser ansprechen wird. Schon das akribisch gegliederte Inhaltsverzeichnis, dessen Fülle hier nicht einmal angedeutet werden kann, verrät den systematischen Juristen. Der Historiker zeigt überzeugend den Zusammenhang zwischen der Entwicklung des Staates und des Strafrechts. Besonders lebendig sind die einzelnen Kriminalfälle geschildert, die den jeweiligen Rechtszustand anschaulich und beispielhaft aufzeigen. Auch die vielen Abbildungen sind selber Quellen, die den Text sehr verdeutlichen. Der juristische und historische Laie vor allem wird die Definitionen des umfangreichen „Glossars zur bayerischen Rechtsgeschichte“ begrüßen. Hier hätte man sich noch einige Erläuterungen zum Wert der jeweiligen Geldstrafen gewünscht, auch wenn sich exakte Umrechnungen nicht vornehmen lassen. Wer kann sich schon etwas unter „5 Pfund Pfennigen“ vorstellen! Besonders verdienstvoll ist die Zusammenfassung „Vom „humanen“ Mittelalter über den „Strafstaat“ des 16. und 17. Jahrhunderts zum modernen schlechten Gewissen“. Hier erscheinen noch einmal in knapper Form die Grundgedanken des Werkes und lassen das aktuelle Verhältnis von Staat und Recht besser verstehen.

Manfred Dilger

BERTA HUTTNER, FALSCHES ZEUGNIS - DIE SPÄTE WAHRHEITSFINDUNG. Das Kriegsende 1945 im Raum Weilheim/Landsberg am Lech, ein Langzeit-Verwirrspiel im Rahmen der Geheimdienste. Raisting 2003. 708 S., ISBN 3-00-011609-5, 49 EUR

Die Autorin Berta Huttner, Jg. 1914, seit 1935 in Raisting ansässig, beschäftigt sich mit den Geschehnissen des Kriegsendes im Raum Weilheim und Landsberg. Intention ihrer jahrelangen Forschungsarbeit ist es, die Ehre ihres Mannes Hans Huttner, Schmiedemeister und Fahrzeugbauer in Raisting, anhand von nachweisbaren Fakten wiederherzustellen. Hans Huttner wurde in Operationen des amerikanischen Geheimdienstes verwickelt und in der Nachkriegszeit in der dörflichen Umgebung als Verräter diffamiert. Berta Huttner hat in neun unveröffentlichten Bänden eine Dokumentation schriftlicher und mündlicher Quellen zu den Geschehnissen zusammengestellt, die wohl ihresgleichen sucht. Diese Bände sind in verschiedenen Archiven, auch im Stadtarchiv Landsberg, für die Forschung hinterlegt. Nun ist

mit dem Buch *Falsches Zeugnis* auf über 700 Seiten eine Zusammenfassung ihrer Sammlung erschienen. Gegen Ende des 2. Weltkrieges erhielten Agenten des amerikanischen Geheimdienstes OSS (Office of Strategic Service, CIA-Vorläufer) den Auftrag, Deutschland von Frankfurt aus zu infiltrieren. Insgesamt waren bei den Aktionen europaweit ca. 200 Agenten eingesetzt. Es sollten Adressen beschafft werden, Landeplätze für Fallschirmoperationen ausgemacht, Aufnahmegruppen organisiert und die Landung weiterer Teams in Deutschland vorbereitet werden. Außerdem sollten Informationen über militärische Anlagen, Geheimwaffen u. a. beschafft werden. Zwei Agenten wurden für die Gegend um Weilheim, Raisting und Landsberg beauftragt. Es handelte sich um Fritz Lämmerhirt (Code-Name Alfred Philippe) und Rudolf Karl (Leon Verbeck). Am 5. April 1945 springen Lämmerhirt und Karl in der Nähe von Raisting ab. Sie nehmen Kontakt zur Bevölkerung Raistings auf, Lämmerhirt droht bei mangelnder Kooperation mit Erschießungen und Bombardierung des Dorfes, und die Agenten quartieren sich in der Kirche von Stillern ein. Von dort funken sie sechs Mal an amerikanische Flugzeuge. Friedrich Lämmerhirt erscheint im Jahre 1946 wieder in Landsberg, um sich hier eine Existenz aufzubauen. Er gibt eine Erklärung vor dem Landsberger Stadtrat ab. Seine wahre Tätigkeit als Agent in amerikanischen Diensten verschweigt er, bezeichnet sich als „amerikanischen Angestellten und deutschen Staatsbürger“. Er erweckt den Anschein, Mitglied einer Widerstandsgruppe im Ausland gewesen zu sein. Diese Niederschrift wurde in einem Artikel in den Landsberger

Geschichtsblättern (Bd. 1982-1985) abgedruckt. Es entsteht der Eindruck, als ob Lämmerhirt die Bombardierung Landsbergs verhindert hätte. Berta Huttner hat die geführten Funkgespräche und die von den Amerikanern angefertigten Luftbilder ausgewertet und weist nach, dass die Stadt kein Ziel für Bombardierungen war. Die von Lämmerhirt geforderten Maßnahmen zur Verhinderung einer Bombardierung waren von einer Landsberger Widerstandsgruppe bereits eingeleitet worden. Die Waffen des Volkssturmes wurden auf Veranlassung des Kommandanten der Landsberger Kaserne, Major Jacob, unbrauchbar gemacht und ankommende deutsche Truppen weitergeschickt. Jacob ließ in der Kaserne lagernde Lebensmittel in die Innenstadt bringen. Am 26. April in einem Standgerichtsverfahren wegen „Auslagerung von Heeresverpflegungsgütern in den zivilen Sektor“ angeklagt, wurde er jedoch freigesprochen. Am gleichen Tag verurteilte ihn ein Parteigremium zum Tode, weil er den Einsatz des Volkssturms unmöglich machte. Ihm gelang die Flucht per Motorrad nach Füssen. Die am 27. April von der SS gesprengten Lechbrücken konnten den Einmarsch der amerikanischen 7. Armee nicht aufhalten. Die Angelegenheit Lämmerhirt war der Ausgangspunkt für die Forschungen Berta Huttners. Entstanden ist ein Werk zur Zeitgeschichte, das Quellen aus deutschen, französischen und amerikanischen Archiven und Zeitzeugenberichte in einer erstaunlichen Fülle im Wortlaut wiedergibt und uns an der Forschungsarbeit der Autorin unmittelbar teilnehmen lässt. Nicht so leicht lesbar wie ein Roman, aber aufgrund seiner Authentizität ungleich spannender. *Elke Kiefer*

Landsberger Rückblick 2004

von Anton Lichtenstern

- Vor 825 Jahren**, im Jahr 1179, wurde Pössing erstmals in einer Urkunde genannt.
- Vor 575 Jahren**, im Jahr 1429, erhielt Landsberg das heutige Stadtwappen.
- Vor 400 Jahren**, im Jahr 1604, wurde die Mariä-Himmelfahrts-Bruderschaft gegründet, erstmals fand eine Wallfahrt von Landsberg nach Lechfeld statt
nahm Herzog Maximilian der Stadt den Salzpfennig
schuf 1604 Adam Vogt die Ölbergnische an der Dreifaltigkeitkirche im alten Friedhof
- Vor 300 Jahren**, im Jahr 1704, wurde Landsberg von österreichischen Truppen besetzt
wurde am Wallfahrtsweg nach Lechfeld eine Säule mit dem Bild der Muttergottes von Altötting errichtet (heute Altöttinger Kapelle)
- Vor 250 Jahren**, im Jahr 1754, wurde der Neubau der Heilig-Kreuz-Kirche fertiggestellt
- Vor 200 Jahren**, im Jahr 1804, wurde in Landsberg der Zunftzwang aufgehoben
wurden der Friedhof an der Pfarrkirche (heute Georg Hellmair-Platz) und der Friedhof bei der Johanniskirche aufgegeben
wurde die Kirche in Pössing abgebrochen
- Vor 125 Jahren**, im Jahr 1879, starb am 18.5. Johann Leonhard Kühlmann, Rentamtman, Ehrenbürger, Vater von Otto von Kühlmann
- Vor 100 Jahren**, im Jahr 1904, begann der Bau der Trinkwasserleitungen und der Kanalisation in Landsberg
wurden die „dorischen“ Torhäuser (errichtet 1807) an der Karolinenbrücke abgebrochen
wurde das Kiebltörl, ein Torturm der Stadtmauer (Hubert von Herkomer-Str. 109) abgebrochen
begann der Bau der Mädchenschule (Fertigstellung 1905), heute Musikschule
starb Franz Weber, Zederbräubesitzer, Reichstagsabgeordneter 1887-1898
wurde die Präparandenschule, heute Grundschule an der Pössinger Straße, eingeweiht
begann der Bau der Gefangenenanstalt (JVA)
- Vor 75 Jahren**, im Jahr 1929, übergab die Witwe Herkomers der Stadt als „Herkomerstiftung“ den Mutterturm und das Wohnhaus daneben
- Vor 70 Jahren**, am 25.9.1934, wurde Klaus Schröter, Kulturpreisträger der Stadt, geboren
- Vor 50 Jahren**, im Jahr 1954, wurde der Neubau der AOK an der Lechstraße errichtet (heute Sozialstation)
schlossen sich die Sparkasse Landsberg und die Sparkasse Dießen zusammen
- Vor 25 Jahren**, im Jahr 1979, wurde die Umgehungsautobahn (Baubeginn 1970) fertiggestellt
wurde der Georg-Hellmairplatz als Fußgängerzone ausgebaut
fand erstmals der Christkindmarkt des Verkehrsvereins statt

AUS DEM VEREINSLEBEN

Veranstaltungen

Am 2. Februar berichtete Universitätsprofessor Dr. Siegmund v. Schnurbein, leitender Direktor der Römisch-Germanischen Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts in Frankfurt am Main, mit Lichtbildern über „Augustus in Germanien. Neue archäologische Forschungen“.

Am 11. März stellte Professor Dr. Wilhelm Liebhart mit Lichtbildern die restaurierte Klosterkirche und das letzte Birgittenkloster Mitteleuropas in Altomünster vor.

Auf der Jahresversammlung am 8. April nahmen die Stadt- und Kreisheimatpfleger zu aktuellen Problemen der Heimat- und Denkmalpflege Stellung.

Der Emmausgang am Ostermontag führte zur Filialkirche Mariä Himmelfahrt nach Reisch.

Zu Christi Himmelfahrt besuchten wir die Kirchen in Lindenberg b. Buchloe, Jengen, Obergermaringen, Ober- und Unterostendorf und die Kapelle in Eldratshofen.

Vom 16. bis 18. Juni leitete Ingrid Lorenz eine Studienfahrt nach St. Peter im Schwarzwald, Freiburg, Breisach, Niederrotweil und ins Elsass (Colmar, Mont Sainte Odile, Andlau und Epgig).

Am 26. Juli wurde unsere Gedenkausstellung für Johann Mutter in der Alten Säulenhalle beim Stadttheater eröffnet (Siehe eigenen Beitrag unten!).

Eine Halbtagsfahrt am 27. September führte zur Klosterkirche in Markt Indersdorf und zum Brigittenkloster in Altomünster, wo uns Prof. Dr. Liebhart im Museum informierte und führte.

Am 14. Oktober sprang unser Ehrenmitglied Dr. Anton Huber für den plötzlich erkrankten Dr. Wolfgang Czys ein und hielt ex tempore einen Lichtbildervortrag über alamanische Reihengräberfriedhöfe.

Kreisheimatpflegerin Frau Dr. Heide Weißhaar-Kiem führte unseren Mitgliedern die im Pfarrsaal aufgebauten Szenen der Luidlkrrippe vor, zu deren Restaurierung unserer Verein beigetragen hatte.

Am 11. November referierte Stadtheimatpfleger Anton Lichtenstern über Landschaft und Geschichte des Lechrains im Werk des Schriftstellers Peter Dörfner.

Den Abschluss bildete am 2. Dezember ein Vortrag von Angela Peterson über das abgegangene Lustschloss Lichtenberg der bayerischen Herzöge.

Fördermaßnahmen

Zur Digitalisierung der „Geschichte des Lechrains“ von Johann Georg Lori durch die Bayerische Staatsbibliothek wurde ein Zuschuss von € 174.- gewährt.

Zur Finanzierung bereits zugesagter, aber noch nicht abgegründer Fördermaßnahmen wurden € 3 250.- zurückgelegt.

Die Johann-Mutter-Gedenkausstellung

Die **Johann-Mutter-Gedenkausstellung**, die vom Historischen Verein mit Unterstützung der Stadt Landsberg am Lech vom 27.07. – 03.08.2003 in der Fünf-Säulen-Halle veranstaltet wurde, fand bei Bürgerinnen und Bürgern unserer Stadt und der Bevölkerung aus der näheren und weiteren Umgebung großes Interesse und wurde sehr gut besucht. Die Bereitstellung der wertvollen im Eigentum der Stadt Landsberg am Lech stehenden Exponate der „**Johann-Mutter-Sammlung**“ – Gemälde, Graphiken und Photographien – ermöglichte es unserem Verein zusammen mit Leihgaben der Katholischen Kirchenstiftung Mariä Himmelfahrt und des Elektrizitätswerkes Landsberg, sowie durch Leihgaben aus Landsberger Familienbesitz diese **Retrospektive** über das bedeutende künstlerische Werk des Landsberger Malers, Graphikers und Photographen Johann Mutter durchzuführen.

Der Leitartikel von Klaus-Dieter Heinrich über **Leben und Werk des Künstlers Johann Mutter**, veröffentlicht am



Eröffnung der Ausstellung: (von links:) 1. Vorsitzender Klaus Münzer; Landrat Walter Eichner; ein Mitglied, Bürgermeister Norbert Kreuzer; Oberbürgermeister Ingo Lehmann; Oberbürgermeister a. D. Franz Xaver Rößle

26./27.07.2003 im Kulturteil der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ mit dem großformatigen Ölgemälde „Lechschleife mit Lorenzberg bei Epfach,“ - in Farbe -, trug wesentlich mit dazu bei, dass diese Ausstellung über den wohl bedeutendsten Landsberger Maler des 20. Jahrhunderts auch von vielen Kunstinteressierten aus dem Augsburger und Münchener Raum und dem Allgäu besucht wurde, ein Beweis dafür, welche Beachtung diese Ausstellung auch überregional gefunden hat.

Diese **Retrospektive umfasste** über 80 Exponate, angefangen von dem „Ersten Malversuch“ Johann Mutters aus dem Jahre 1921, viele Bleistift- und Federzeichnungen, Aquarelle und Graphiken aus fünf Jahrzehnten, darunter die sechs Exponate, für die er im Jahre 1934 den „Albrecht-Dürer-Preis für Graphik“ der Stadt Nürnberg erhalten hatte und die er 1972 der Stadt Landsberg stiftete. Einen weiteren Ausstellungsschwerpunkt bildeten u.a. Ölgemälde mit Landsberger Stadtansichten, Selbstbildnisse sowie Lech- und Gebirgslandschaften von Landsberg bis zur Lechquelle an der Roten Wand bei Lech am Arlberg. Erstmals in der Öffentlichkeit gezeigt wurden die auf Pressplatten aufgezogenen großformatigen Photographien von Landsberg und zahlreiche Lechlandschaftsmotive, die Johann Mutter um 1960 für die ehemaligen Städtischen Werke aufgenommen hatte und die bis heute im Sitzungssaal und in den Fluren des Elektrizitätswerkes Landsberg an der Sandauer Straße ausgestellt sind. Weiter waren ca. 120 Schwarz-Weiß-Photographien von den spätgotischen Glasfenstern aus der Landsberger Stadtparrkirche Mariä Himmelfahrt ausgestellt, – aus den Aufnahmen der Glasscheiben der einzelnen Fenster waren vier Motive zusammengesetzt worden – mit deren Dokumentation Johann Mutter im Jahre 1942 im Rahmen der Sicherung der durch den Krieg bedrohten Kunstwerke beauftragt worden war.

Auch ein großes Selbstbildnis (Öl auf Leinwand, um 1950), das Johann Mutter beim Einlegen eines Filmes zeigt und das die Stadt Landsberg schon zu seinen Lebzeiten ankaufen wollte, da es wohl zu den bedeutendsten Arbeiten aus seiner „Beckmann-Zeit“ zählt, – doch Johann Mutter wollte sich damals von seinem Selbstbildnis nicht trennen – war aus Privatbesitz in München für diese Gedenkausstellung zur Verfügung gestellt worden. Da dieses Gemälde im Rahmen der Gedenkausstellung zum Kauf angeboten wurde, und der Vorstand des Historischen Vereins die Bedeutung dieses Mutter-Selbstbildnisses bekannt war, bemühte sich der Historische Verein, dass dieses Werk wieder nach Landsberg kommt. Der Initiative des Geschäftsführers des Elektrizitätswerkes Landsberg, Herrn Hermann Wiedmann ist es zu danken, dass dieses für das Werk Johann Mutters so wichtige Gemälde inzwischen durch das Elektrizitätswerk Landsberg angekauft wurde und der Stadt Landsberg als Dauerleihgabe übergeben werden soll.

Durch Altoberbürgermeister Hanns Hamberger wurde bei der Eröffnung der Gedenkausstellung am 26.07.2003 angeregt, „dass in der Stadtverwaltung Überlegungen darüber angestellt werden sollen, nach Johann Mutter, einem bedeutenden Landsberger Künstler, eine Straße oder einen schönen Platz in unserer Stadt zu benennen, so dass auch die Nachwelt diesen Landsberger Künstler, der das Kunstschaffen in unserer Stadt 40 Jahre entscheidend beeinflusst und geprägt hat, in Erinnerung behält“. Diese Anregung hat maßgeblich mit dazu beigetragen, dass der Stadtrat der Stadt Landsberg bereits am 24.09.2003 einstimmig beschlossen hat, dass die neue Straße, die von der Katharinenstraße, – zwischen dem Bahngleis und der Straße Am Englischen Garten, – in südlicher Richtung in ein neues Baugebiet abzweigt, und für deren Benennung insgesamt 4 Vorschläge vorlagen, zu Ehren dieses großen Landsberger Künstlers **Johann-Mutter-Straße** benannt wird.

Mitgliederstand

Neue Mitglieder (seit 1.1.2003):

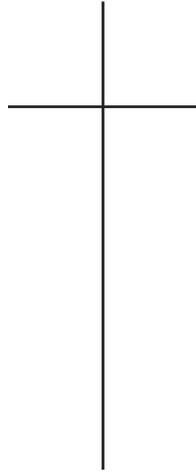
Frau Gabriele Perl (für ihren verstorbenen Mann)
 Herr Ewald Horn
 Frau Ruth Simon
 Herr Ulrich Teufel, Schwifting
 Herr Werner Gutmann
 Herr Stadtpfarrer Reiner Hartmann
 Herr Johann Weber, Mering
 Frau Ingrid Daum, Holzhausen b. Buchloe
 Frau Ute Bremer, Dießen
 Herr Werner Fichtner
 Herr Gerd Kurz
 Herr Karl Matheis
 Frau Uschi Elbertzhagen
 Dr. Alexandra Elbertzhagen
 Frau Renate Hirschler
 Frau Karin Schollenberger
 Herr Wolfgang Grimme, Dornstetten
 Frau Anne-Marie Vizthum, München
 Herr Hermann Rede
 Dr. Norbert Leudemann, Diözesankonservator,
 Schwabmünchen
 Frau Ingeborg Potsch, Igling
 Frau Gertrud Frieß
 Frau Ulrike Hermann
 Frau Dolores Härting
 Herr Peter Rabauer
 Frau Brigitte Seitz

Herr Franz Brandmair, LL-Reisch
 Herr Alexander und Frau Ulrike Lachmund
 Herr Till Wolfart, Holzhausen b. Buchloe
 Mrs. Waltraud Finch, Portola Valley, California USA
 Herr Wolfgang Weiße
 Dr. med. Johann Weber, Affing
 Herr Peter Satzger
 Dr. Luitpold Knauer, München
 Herr Alois Winterholler, Penzing
 Herr Dieter Völkel
 Frau Stadträtin Barbara Klappert
 Frau Gertrud Megele
 Frau Franziska Hartmann
 Herr Alexander Barth
 Herr Ralf Jodl, Kaufering
 Kunstreferat der Diözese Augsburg
 Frau Auguste Gerum
 Herr Ralf Herboth
 Frau Stefanie Barth

Entwicklung der Mitgliederzahl

am 1.1.2003: 515 + 32 (Landkreis und Gemeinden)
 verstorben: 10
 ausgetreten: 8
 eingetreten: 44

Mitgliederstand am 1.1.2004: 541 + 32 = 573



WIR TRAUERN UM UNSERE TOTEN

2002

Frau Martha Müller

2003

Frau Christl Endres

Herr Erich Garner

P. Laurentius Koch, Kloster Ettal

Frau Maria Wolfseder

Frau Betty Schumann

Herr Richard Gerum

Frau Anna Maria Wolf

Herr Anton Frühschütz

Frau Gertraud Leidescher

Frau Maria Wolfseder

